This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Harvard Depository
Brittle Book

569.5
Schneller

The Theological School in
Harvard University

ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL
LIBRARY

MDCCCCX

CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS

THE HAVEN FUND

FROM THE BEQUEST OF
CHARLOTTE MARIA HAVEN

Xmas 1912

from Dad.

aus
BLL

Apostelfahrten.

Wanderungen durchs heilige Land

zur

Oster-, Pfingst- und Apostelzeit

von

Ludwig Schneller

Pastor in Köln.

Siebente Auflage.

Leipzig.

Kommissionsverlag von H. G. Wallmann.

1900.

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.
H66.994
May 26, 1945

Das Recht der Übersetzung wird vorbehalten.

Seinem lieben Schwager

Herrn

Dr. med. Immanuel von Tischendorf

in Frankfurt am Main

in herzlicher Liebe gewidmet

vom Verfasser.

Einſt zog Er über Galiläas Fluren,
Ein Himmelsarzt für alle Leidenden,
Und Segen triefte dort auf Seinen Spuren,
Und Alle durften glücklich von Ihm gehn.
Doch hat man über Ihn den Stab gebrochen
Und Ihn belohnt mit Kreuz und Schmach und Tod —
Und Er? Er hat geliebt, bis Ihm das Herz gebrochen
Auf Golgatha im trüben Abendrot.

Ihm folge nach! Ob auch der Menſchen Fehlen
Dir manche ſchwere, tiefe Wunde ſchlug,
Folg Du dem höchſten Vorbild edler Seelen,
Ihm, der ſein Kreuz als Gottes Schickung trug.
Und haben Tauſende nicht Deinen Namen
Mit heißen Segenswünſchen oft genannt,
Die einſt mit ſchweren Leiden zu Dir kamen
Und gingen hin, geheilt von Deiner Hand?
Des Arzts in Galiläa mußt Du denken —
Feſt gehe Deinen Weg und unverwandt
Und zeig der Welt, daß edles Thun und Denken
Erhaben über Neid und Haß und Unverſtand.

Ich grüße Dich! Und Gottes reichſter Segen,
Er träuf' auf Dich herab vom Himmel mild!
Und geh getroſt mit Gott auf Deinen Wegen,
Du Mann mit reiner Ehr und blankem Schild!

Vorwort.

Die evangelische Geschichte ist die Grundlage des Christentums. Diese großen Begebenheiten einer Zeit, durch welche die Ewigkeit wandelt, sind die erhabenen Originalartikel Gottes, die er an die Wandtafeln der Weltgeschichte geschrieben hat.

Man meint heute in weiten Kreisen, die Thatsächlichkeit der evangelischen Geschichten, soweit sie sich nicht dem alltäglichen Menschenverstande beugen, aufgeben zu können, ohne dadurch das Christentum zu verlieren. Die Thatsachen giebt man auf, die Thatsache, die Idee meint man zu behalten. Das ist eine arge Selbsttäuschung. Man entleert damit das Christentum seines göttlichen Inhaltes und macht es zum Produkte menschlicher Fündlein. Es läßt sich auf diese Weise zwar immer noch eine ganz geistreiche, von den Nachwirkungen einer christlichen Erziehung und Atmosphäre lebende „Weltanschauung" konstruieren. Aber die Gotteswelt des Christentums, die mehr ist als Weltanschauung, das Reich Gottes, das Christentum, wie es Christus gestiftet und durch seine Apostel in der Welt aufgerichtet hat, geht dabei verloren.

Wir achten zwar jede ehrliche Überzeugung, auch wenn sie von der unseren noch so weit abweicht. Und wer im Vorhofe steht, und sich die ganze Fülle göttlicher Thatsachen noch nicht freudig anzueignen vermag, sollten wir dem die Bruderhand verweigern, als ob wir über ihm stünden?

Aber wer sich nicht scheut, an den Grundlagen des Christentums zu rütteln, mag wohl zusehen, daß ihm nicht einmal der Boden unter den Füßen schwinde. Wer den freudigen Osterglauben der Christenheit in Sagen und Mythen auflöst, woher will er denn die Gewißheit nehmen auch nur der Fortdauer nach dem Tode? Wer die Grundlehre der Apostel verloren hat, daß Christus vom Vater kam und wieder zum Vater ging, der einzige zuverlässige Dolmetscher seines ewigen Wesens, wer ihn zum bloßen, wenn auch noch so guten Menschen macht, woher will er denn überhaupt eine Gewißheit haben auch nur seines Gottes und seiner ewigen Gnade? Jeder Boden wankt da unter den Füßen. Man klammert sich zwar an die schönen Ideale des Christentums, aber sie schweben in der Luft, es fehlt die absolute Garantie für ihre Wahrheit. Mir scheint, wir haben allzusehr den Gehorsam gegen unseren Herrn verloren. Sind wir Christen, so ist Christus unser Herr. Und der Diener soll nicht über seinem Herrn sein, auch nicht in seiner vermeintlichen höheren Bildung.

Auch in der Gemeinde giebt es viele schwankende und ungewisse Kreise, die nicht mehr fest stehen und die Grundlagen ohne Schwertstreich fahren lassen. Sie thun ängstlich, wo wir Felsenfundament unter den Füßen haben, wie z. B. bei den Osterthatsachen. Sie können zwar nicht loskommen von der Herrlichkeit des Christentums, aber scheu und furchtsam stehen sie vor dem Phantom einer Zeitbildung und Zeitwissenschaft und geben ein Stück nach dem andern von der uralten Festung auf in der Meinung, dadurch um so mehrere für das Christentum zu gewinnen.

Das ist ein gewaltiger Irrtum. Als ob es überhaupt jemals eine größere Zeitbildung und Zeitwissenschaft geben könnte als die, welche sich beugt vor Gott und Gottes Wort! Als ob überhaupt jemals ein gebildeter Mensch auf einem

höheren Standpunkte stehen könnte als auf dem, den Jesus Christus, und ihm nach ein Johannes, Petrus, Paulus eingenommen hat! Und noch niemals ist eine Festung gehalten worden durch zaghaftes Zurückweichen von festen Positionen, im Gegenteil! Wir haben alle Ursache, voll freudiger Gewißheit auf den vielumkämpften Bastionen des Evangeliums zu stehen, toujours en vedette. Sie sollen nur kommen, die Eintagsmenschen, die das ewige Evangelium bekämpfen wollen, wie sie seit Jahrhunderten gekommen sind! Sie werden ebenso zu Schanden werden wie alle ihre Vorgänger. Der Kampf auf den Wällen wird und soll nicht aufhören. Und da wir eine ewige Macht und Kraft auf unserer Seite haben, sollen wir nicht so thöricht sein, zu fürchten, daß das durch den Baumeister von Nazareth aufgerichtete Himmelsgebäude wegen der schwachen Pfeile einiger Menschen über Nacht einstürzen könnte. Unverzagt! Es wird wohl noch ein paar Jahrtausende dauern, auch ohne menschliche Stützen. Es kommt nur darauf an, daß wir uns nicht daraus verirren, sondern darinnen bleiben.

Was nun diese „Apostelfahrten" betrifft, so bedarf es für die Leser meiner „Evangelienfahrten" des Vorredens nicht viel. In diesen habe ich den gekreuzigten und in Niedrigkeit verherrlichten Jesus der Gemeinde vorzuführen gesucht, in den Apostelfahrten den auferstandenen und in Herrlichkeit durch seine Apostel waltenden Herrn. Ich habe absichtlich das Leben des Herrn in den Evangelienfahrten nicht mit Ostern abgeschlossen, sondern die Apostelfahrten damit begonnen. So oft verfolgt die Gemeinde das Leben Jesu beim Bibellesen und beim Gang durchs Kirchenjahr bis zu Ostern. Dann reißt auf einmal alles ab. Die Apostelgeschichte schwebt gleichsam in der Luft, fast wie eine fremde, neu beginnende Geschichte. Und doch ist die ganze Apostelgeschichte nur zu verstehen als die Wirkung der Auf-

erstehung Jesu Christi. Darum wollte ich auch die Auferstehung nicht als ein Anhängsel, als den Schluß seines Lebens behandeln, sondern als den Anfang einer neuen Zeit, und habe hier Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Apostelgeschichte auch äußerlich fest zusammengebunden. Es ist die neue Zeit, wo der Erhöhte auf Erden wirkt.

Wie in meinen früheren Werken habe ich mich bemüht, die heilige Geschichte der Gemeinde auf dem Hintergrunde meiner Heimat, des heiligen Landes, darzustellen. Daß ich dabei keine Phantasieen gebe, sondern sorgfältige Beobachtung auch der kleinsten Umstände an Ort und Stelle, brauche ich nicht erst zu versichern.

Durch die Bilder glaubte ich dem Leser eine lebendigere Anschauung von den Schauplätzen der heiligen Geschichte zu geben. Sie sind von absoluter Treue. Jedes Fenster, jeder Baum entspricht der Wirklichkeit, da die Illustrationen fast alle nach neuesten Photographien hergestellt sind.

Und nun sende ich das Buch hinaus aus diesem lieblichen Thale, wo ich es zu Ende geschrieben, umragt von den leuchtenden Firnen und den majestätischen Schneehäuptern der Alpen, aber zugleich auch umragt von den erhabensten und herrlichsten Gottesbergen der heiligen Geschichte, die in ewiger Schöne und Majestät über der im Thale suchenden Menschheit emporragen und ihr den Weg zum Himmel weisen. Lege Gott seinen Segen auf das Buch und lasse es in manchen Christenhäusern hin und her Erquickung und neue Freude an Gottes Wort schaffen.

Richisau im Kanton Glarus,
am 3. Sonntag nach Trinitatis 1894.

Ludwig Schneller.

Ostern.

O könnt' ich es mit ewig schönen Bildern,
Wie sie im Paradiese Gottes blühn
Mit sonnenglutdurchtränktem Griffel schildern,
Was in dem Grunde macht mein Herz erglühn!
Heut wird der Rat der Finsternis zu nichte,
Die Gruft erbebt in Wirkung deiner Kraft,
Erleuchtet wird sie von des Himmels Lichte,
Von Engeln wird der Stein hinweggerafft.

Hoch vom Gipfel des Capo, des östlichen Vorgebirges von Capri, schweift das Auge hinaus über eine wunderbare Welt von Pracht und Gottesschönheit. Dort stand am ersten Ostermorgen der Welt, als Jesus Christus im fernen Osten vom Grabe auferstand, der strahlende Marmorpalast des Kaisers Tiberius, des Herrschers der Welt. Auf ragender Felswand stand das Schloß droben, den von Sizilien herkommenden Schiffern wie eine schimmernde Kaiserkrone entgegenleuchtend.

Jetzt ist es still geworden da droben. Die Seemöven umflattern friedlich die mächtigen Ruinen. Trompetenschall und Flötenspiel der kaiserlichen Tage sind längst verstummt. In den ehemaligen Prunkhallen und Gemächern des Kaisers blühen die lachenden Blumen des Südens, leuchtend die Orchideen und vielsagend die Totenköpfe. Durch die alte Mosaikarbeit des Estrichs, worüber einst der Fuß des gefürchteten Herrschers und seiner Sklaven dahinwandelte, wächst das Gras. Kühe und Esel schweifen durch die einst fürstlichen Hallen, um es abzuweiden. Feigenbäume lassen ihr Hellgrün

durch Fenſter und Thüröffnungen ſchimmern. Trittſt du aber hinaus an die Brüſtung, da, wo der weltmüde katholiſche Eremit heute an Stelle des alten, weltüberſättigten Kaiſers ſiedelt, da ſiehſt du hinab in den Abgrund, wo das Meer in ſchwindelnder Tiefe den Fuß des Felſeneilandes beſpült. Zwiſchen den dunklen Gluten eines unergründlichen Ultramarins flammt da und dort jenes hellblaue Licht empor, wie

Capri.

es die Nacht der berühmten blauen Grotte zauberiſch durchblitzt. Denn wie aus einer azurnen Glorie erhebt ſich die herrliche Inſel aus der rauſchenden Umgürtung des brauſenden Meeres.

Dieſe Inſel ſcheint von der Hand Gottes geſchaffen zu einem Sinnbild heitern Friedens mitten in der ruheloſen Welt, wie ſie ſich ſo ſtill und friedlich erhebt aus dem

rauſchenden Meere. Welch eine Ruhe iſt ausgegoſſen über dieſes ganze Naturbild, von der Marina grande dort drunten an bis hinauf zu den himmelragenden Kalkwänden des Felſenhorſtes Anacapri mit dem ſtolzen Gipfel des Monte Solaro. Wie wetteifert die Natur, dieſen einzigartigen Flecken Erde auch einzigartig zu ſchmücken! Ganze Teppiche von Roſen hängen verſchwenderiſch über Mauern und Balkone. Die goldenen Orangen entſenden aus dunkeln Laubwäldern Ströme von balſamiſchem Aroma. Der Abendwind wandelt durch ganze Haine der ſilbernen Olive, durch die einſamen hohen Palmen, durch die ernſten Pinien, die auf dem Grat der Felſen ſich ſcharf vom blauen Himmel des Südens abzeichnen. Und wenn die Sonne am Abend zwiſchen feurigen Heeren purpurglühender Wolken hinter Iſchia ins Meer ſinkt, ſo ſcheint ihr letzter lächelnder Blick auf Capri zu ruhen, das in roſiger Schönheit daliegt, umrauſcht und umbrauſt von den grüßenden Wogen der See.

Und doch hat dies herrliche Eiland einſt ſchreckliche Tage geſehen. Ein finſterer Tyrann hat von hier aus ſeinen Namen mit blutigen Zügen in die Blätter der Weltgeſchichte geſchrieben. Der Name des Kaiſers Tiberius gehört zu den ſchrecklichſten auf der Königstafel der Erde. Glückliche Inſel, daß ſeine Spur jetzt verweht iſt! Nur die Trümmer ſeines Jupiterpalaſtes auf dem Capo ſcheinen noch an ihn zu erinnern. Und der majeſtätiſche Veſuv dort jenſeits des Golfes, aus deſſen unterirdiſcher Eſſe ganze Berge von Wolken emporqualmen, ſcheint noch zu träumen von Feuerbrand und Frevel, von grauſigen Thaten, von zerſtörtem Glück von Tauſenden und von Höllenqualen des ſchrecklichen Kaiſers, der nach dem Glauben der Inſulaner da drunten in dem Felſen von Capri in eiſiger Nacht gefangen ſitzt.

Aber am Oſtermorgen der Welt wohnte er noch hier. Etwa zu derſelben Zeit, wo er den Pontius Pilatus nach

Paläſtina geſandt hatte, im Jahre 27, hatte er ſich von Rom, deſſen feiles Genuß- und Sklavenleben ihn anekelte, nach Capri zurückgezogen. Hier fröhnte er in den zwölf den olympiſchen Göttern geweihten Paläſten, womit er die Gipfel des Eilandes krönen ließ, den raffinierteſten Lüſten. Sein Hauptaufenthalt aber war die Villa Jovis auf dem Capo, gegenüber dem Kap der Minerva auf der ſorrentiniſchen Halbinſel. Noch heute ſchreitet der Fuß des Wanderers durch die halb niedergelegten Hallen, über die mit kunſtvoller Moſaikarbeit gepflaſterten Gänge, durch Kammern, deren Wände noch immer die Farben zeigen, die vor zweitauſend Jahren der Pinſel des römiſchen oder pompejaniſchen Malers aufgetragen. Noch heute verfolgt man, in Erinnerungen verſunken, die geheimen Gänge, welche wohlgepflaſtert zwiſchen Felswänden und durch das Berginnere wohl tauſend Fuß tief hinabführten zum Meere, wo immer ein Schiff bereit ſtand, um dem argwöhniſchen Kaiſer jederzeit die Flucht zu ermöglichen. Von hier oben ſchweifte ſein Auge täglich hinaus über das blaue Meer, über den wunderbaren Golf von Neapel. Fürwahr, das war ein Kaiſerſitz, mit dem ſich kein anderes Kaiſerſchloß der Erde meſſen konnte. Meer und Inſeln, reizende Geſtade und majeſtätiſche Gebirge in der Ferne ſchienen ſich hier huldigend zu neigen vor dem Kaiſer der Welt. Von den im fernen Duft verſchwimmenden Ponza-Inſeln im Norden flog der Blick über die ſchmuck aus dem Meere auftauchenden Schweſterinſeln Iſchia und Procida hinweg nach dem Feſtlande. Und dort begann vom Kap des Miſen an jene unvergleichliche Kreislinie des Golfes von Neapel, in der Mitte überragt von dem majeſtätiſchen, rauchenden Veſuv, am Meere umſäumt von einem hellſchimmernden Bande von Städten, die in die blaue Flut zu tauchen ſchienen. Da war Bajä, Puteoli, Neapel, Pompeji, Portici, Torre del Greco, Torre Annunziata, Caſtellamare, lauter

Städte, die sich wie schimmernde Perlen dem Meere entlang aneinanderreihten bis herüber an die von dem schimmernden Gebirge des Monte San Angelo überragte, in unvergleichlicher Plastik hervortretende Halbinsel von Sorrent, deren äußerstes Kap, die heutige Punta Campanella, da drunten zu Füßen des Kaisers von Capri nur durch die breite Wasserstraße des Meeres getrennt war.

Kopf des Kaisers Tiberius. (Nach einer Münze vergrößert.)
(Aus Dr. Farrars Leben Jesu.)

Das alles lag dem Kaiser täglich zu Füßen. Inseln und Meere, Berge und Ebenen, Städte und Dörfer schienen ihn täglich anzubeten, den Herrscher der Welt. Und gehorchte ihm denn nicht die ganze Welt? Wurden ihm nicht auf unzähligen Altären des riesigen römischen Imperiums täglich Opfer dargebracht? Und wenn die stolzen kaiserlichen Galeeren

da drunten mit gespannten Segeln über den blauen Golf dahineilten, trugen sie nicht die Befehle von dannen, in welchen seine Hand die Schicksale der ganzen Welt entschieden hatte? Und manchmal mag er sich in der That da droben in seiner Villa des Zeus selbst vorgekommen sein wie der gewaltige Donnerer auf dem Olympos, welcher Blitze und Donnerkeile in seiner allmächtigen Hand trug. „Da führete ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg und wies ihm alle Reiche der Welt in einem Augenblick und sprach: Diese Macht will ich dir alle geben und ihre Herrlichkeit — so du nur mich willst anbeten.“ Während im fernen Palästina, in einem abgelegenen Winkel seines Reiches, ein anderer dieselbe Versuchung schon vor zwei Jahren siegreich abgewiesen hatte und an diesem Morgen, aus dem Felsengrabe des Joseph von Arimathia kommend, seinen Triumph feierte, war ihr der römische Kaiser Tiberius schmählich erlegen. Der Herr der Welt fröhnte wie ein Sklave seinen Lüsten und schändlichen Leidenschaften. Die schönsten Dirnen ließ er aus der ganzen Welt als seine Opfer in die zwölf Paläste bringen. Die friedlichen Hügel des lieblichen Eilandes, die reinen Grotten, die das Meer in die Felsen wunderbar hineingebildet, in denen es funkelte und leuchtete in wunderbarem Licht wie in einem Märchenreiche unschuldiger Kinder, entweihte das gekrönte Ungeheuer durch seine rasenden Leidenschaften, seine zügellosen Lüste. Und wie alle Wollüstlinge war er auch grausam. Seine Umgebung zitterte vor ihm. Sie waren alle Sklaven, ob mit Senatorenrang oder in elender Hütte geboren. Wen er nicht mochte, den ließ er von der tausend Fuß hohen Felswand unter seinem Palast ins Meer stürzen. Ganz nahe den Trümmern seines Schlosses steht ein Felsvorsprung, von dem einst der Leuchtturm durch den Feuertelegraphen die Nachrichten nach Puteoli und Calabrien sandte. Der heißt heute noch im Volksmunde Salto Tim-

berio, d. h. Tiberiussprung. Es soll die Stelle sein, wo der Kaiser nach dem Berichte des Sueton seine unglücklichen Opfer nach gräßlichen Qualen und Foltern hinunterstoßen ließ. Er stand dann selbst dabei auf dem obersten Rande der Klippe und ein teuflisches Lächeln umspielte seine verschlossenen Züge, wenn die Verurteilten — Minister oder Sklaven — mit furchtbarem Aufschrei jählings in die Tiefe stürzten, von Klippe zu Klippe, von Felsvorsprung zu Felsvorsprung wie ein hinabgeworfener Stein aufspringend, bis ein dumpfer Fall im Meere meldete, daß die Zerschmetterten drunten angekommen. Der leiseste Argwohn des Kaisers genügte, um einen seiner Unterthanen diesem furchtbaren Geschicke zu weihen. Kein Wunder, daß alle Welt vor dem Zorn des Kaisers bebte. Wir begreifen, warum Pontius Pilatus vorgestern jählings erbleichte und alle seine guten Vorsätze fahren ließ, sobald ihm die Juden drohend zuriefen: „So bist du des Kaisers Freund nicht!“ Er mag an den Salto Timberio auf Capri gedacht haben.

Wenig weiß der heutige capresische Fischer und Bauer von der Geschichte vergangener Jahrtausende. Aber den schrecklichen Namen des Tiberius, oder wie sie in ihrem Dialekte sagen Timberio, sprechen sie nie ohne das Beiwort cattive Timberio, d. h. fürchterlicher Tiberius, aus. Er gilt ihnen als der Inbegriff alles Furchtbaren, Schlechten und Schrecklichen, das ein Mensch in sich vereinigen kann.

So sah es an der höchsten Stelle, in dem höchsten Hause der Welt aus, als der selige Ostermorgen anbrach. Der erste Sonntag spannte seine Flügel voll Heil und Frieden aus über der erlösten Erde. Mit der aus der Nacht emporsteigenden Sonne jenes Tages stieg aus dem Karfreitagsdunkel der letzten Tage eine neue goldene Sonne über den Ländern und Meeren der Erde auf. Die große Stunde der Weltgeschichte, die Stunde der Erlösung von

Sünde und Tod hatte geschlagen, eine neue Zeit war angebrochen, der rechte zur Herrschaft über alle Menschenreiche berufene Kaiser der Welt war, aus dem Felsengrabe bei Jerusalem kommend, auf den Plan getreten, — und der andere Kaiser saß auf seinem Felseneiland und merkte nichts davon, den größten Tag seiner Regierungszeit in der dumpfen Sumpfluft seiner Schwelgereien verträumend.

Welcher Kontrast zwischen diesen beiden Zeitgenossen, Christus und Tiberius! Der eine wie der blutige Sonnenuntergang einer alternden, in ihrer Sünde versinkenden Welt auf dem Felsen von Capri; der andere wie goldener Sonnenaufgang der Welt auf dem Felsen des stillen Gartengrabes vor Jerusalem. Der eine in unersättlicher Habgier die ganze Welt gewinnend und an sich reißend, aber dadurch seine Seele und alles verlierend; der andere in beispielloser Liebe alles hingebend, bis er endlich auch das einzige, was er noch hat, hingiebt, sein Leben, aber dadurch alles gewinnend und die Weltherrschaft zur Rechten Gottes antretend. Der eine wieder andere ihre Namen mit blutigen Zügen in die Weltgeschichte schreibend; aber Tiberius mit dem Blute von Tausenden seiner gequälten Opfer, Christus mit seinem eigenen Blute, das er aus Liebe für seine Feinde vergoß. Der eine sein wonniges Capri zu einem Felsengrabe elender Lüste und Sünden und hingemordeter Menschen machend, der andere das Felsengrab des Joseph von Arimathia zum Felsenthor des ewigen Lebens für alle seine Erlösten wandelnd.

Wie ein Späher saß sonst der kaiserliche Eremit auf seinem hohen Felsen von Capri. Nichts, was in der Welt vorging, blieb seinem Blicke verborgen. Aber heute am Ostermorgen merkte er nichts davon, daß der Wendepunkt der Zeiten eingetreten war, daß der Held im Osten das Werk vollbracht habe, das sein ganzes ungeheures Römerreich, ja die ganze Welt in andere Bahnen lenken sollte, an dem alle

kaiſerliche Politik ſeiner Nachfolger zu ſchanden werden ſollte. Die ganze Natur ſchien an jenem Morgen einen Jubelpſalm anzuſtimmen. Ein Erdbeben rollte wie bebendes Frohlocken unter den Felſen Jeruſalems dahin, die Lerchen jubilierten über Golgatha. Nach einer langen arbeitsmüden Woche war es Sonntag geworden für die Welt. Aber Tiberius ſaß droben auf ſeinem Felſenpalaſt und merkte von alledem nichts — ſo wenig, wie die vor Schrecken immer noch wie betäubten Jünger und Jüngerinnen Jeſu, welche durch mehrere Häuſer Jeruſalems zerſtreut eine hoffnungsloſe Oſternacht verbracht hatten.

Der hoffnungslose Ostersabbath.

Der Galiläer Jesus hatte während des letzten Jahres bei jedem seiner Besuche in Jerusalem mit immer größerer Bestimmtheit in den Mittelpunkt seiner ganzen Lehre die Behauptung gestellt, daß er Gottes Sohn sei. Er hatte dies, wie er selbst in seinem Verhör vor dem Hohenpriester betonte (Joh. 18, 20), gethan mit der größten in Israel möglichen Öffentlichkeit, nämlich auf ihren Nationalfesten, wo sich das ganze Land und die Juden der ganzen Welt in der alten Hauptstadt zusammenfanden.

Damit hatte er eine Stellungnahme für oder wider geradezu herausgefordert. Der Priesterfürst Kaiphas und der von ihm geleitete, seiner politischen Macht freilich entkleidete Staatsrat, konnten eine Entscheidung in seiner Angelegenheit um so weniger umgehen, als durch die wohlüberlegte persönliche Bereisung aller drei Landesprovinzen durch Jesus und seine Jünger das ganze Volk in das Interesse für seine Person hineingezogen war. So lebhaft beschäftigte die Person Jesu alle Gemüter, daß es am Anfang des gegenwärtigen Passahfestes im ganzen Lande, in der ganzen von Fremden angefüllten Stadt, keine brennendere Frage zu geben schien, als die Frage von Jesus.

Und die berufenen Leiter des Volkes hatten ihren Standpunkt in der entschiedensten Weise eingenommen. Es erschien ihnen als der äußerste Grad von Anmaßung und Frechheit, daß ein Landsmann von ihnen, und gar ein ungebildeter Provinziale aus Galiläa, sich, wie sie ihm im Dezember vorgeworfen hatten (Joh. 10, 33), „selbst einen Gott machte". Noch im vorigen Oktober hatten sie ihn mit seiner ungeheuerlichen Behauptung, Gottes Sohn zu sein, für verrückt erklärt (Joh. 10, 20). Aber schon damals hatte man ihnen entgegengehalten, daß das bei einer so geistesmächtigen und klaren Persönlichkeit gar nicht denkbar sei. Es blieb also nichts übrig, als seinen Anspruch auf die Würde des Sohnes Gottes als ernstgemeint zu nehmen. Darum hatten sie auch, als er sich durch alle Abschreckungsmaßregeln nicht zurückhalten ließ, in seiner Agitation fortzufahren, als er gar am vorigen Montag gewagt hatte, ihnen zum Trotz unter dem Jubel des Volkes, unter den Klängen der Königshymne seinen Einzug in die Stadt zu halten, die notwendige Konsequenz ihres Standpunktes gezogen. Durch einen ebenso klugen wie leidenschaftlich entschlossenen Plan hatten sie es mit unglaublicher Schnelligkeit durchzusetzen gewußt, daß der römische Statthalter gegen seinen eigenen Willen die Autorität der römischen Regierung zu seiner Hinrichtung hergab. Und auf der Stelle, noch ehe man sich besinnen konnte, war das Urteil vollzogen worden.

Damit hatten sie scharf Stellung genommen in dem auch heute noch unausweichlichen Dilemma, daß Jesus entweder, wie er bis in die Todesstunde hinein bezeugte, Gottes Sohn war, oder aber der gefährlichste Verführer und Gotteslästerer, der jemals in Israel aufgetreten war. Und der Erfolg hatte ja gezeigt, daß sie Recht hatten. Gott hatte seinen angeblichen Sohn ruhig den schimpflichsten Verbrechertod auf der Richtstatt erleiden lassen. Mit einem kläglichen Fiasko hatte der

große Volks- und Weltbeglücker geendet. Draußen lag ſein gezüchtigter, durchbohrter Leib im Grabe. Die ganze mit ſo viel großen Worten vor drei Jahren durch den Täufer Johannes begonnene und von Jeſus fortgeführte Volksbewegung war endlich aus der Welt geſchafft. Es war ihnen ſauer genug geworden. Der Karfreitag war geſtern auch für ſie ein heißer Tag geweſen. Aber nun war es vorüber. Nun konnte man doch wieder ruhig Paſſah feiern, ohne mehr von Jeſu geſtört zu werden.

War dies der Glaube *aller* der vielen Menſchen, die am Abend jenes ſtürmiſchen Freitags nach alter Väter Sitte in Familien und Gruppen in den Häuſern Jeruſalems beim Paſſahlamm ſaßen? War dies wirklich die Meinung aller der Hunderttauſende, die am nächſten Morgen, am Oſterſabbath, durch die weiten Vorhöfe des Tempels wogten, während Kaiphas in ſeinem prächtigen hoheprieſterlichen Ornate, den er nur an den drei großen Feſten anlegte, diesmal wie ein Retter des Volkes ſeines hohen Amtes waltete? Die Tauſende, die Jeſum am letzten Montag bei ſeinem Einzuge ſo begeiſtert eingeholt, die noch vor drei Tagen auf eben dieſen Vorhöfen voll Bewunderung ſeinen Worten gelauſcht hatten und die geſtern in der von Fremden wimmelnden Stadt plötzlich die Kunde von ſeiner Aburteilung oder gar ſchon ſeiner Hinrichtung erreicht hatte, hielten auch ſie alle ihn und ſein Werk durch den Kreuzestod für gerichtet? Vor allem ſeine elf Getreuen, wie ſtellten *ſie* ſich zu dem jähen Ende ihres Meiſters, mit dem ſie vor ein paar Tagen noch als zu einer Königskrone von Jericho heraufgezogen waren?

Die mit beiſpielloſer Schnelligkeit wider alle ihre Erwartungen herbeigeführte jähe Verhaftung und Hinrichtung Jeſu hatte nach allen Berichten der Evangelien eine geradezu lähmende Wirkung auf alle Kreiſe ſeiner Anhänger ausgeübt. Wie in dumpfer Erſtarrung brachten ſie den ſonſt ſo feſtlichen

Osterſabbath in Jeruſalem zu. Die Schrecken des geſtrigen Tages, der vorgeſtrigen Nacht, erfüllten ihre Seele ganz.

Felſengrab bei Jeruſalem.

Jetzt war ja alles vorüber. Das Toben und Schreien der Feinde war verſtummt. Jeſus hatte ausgelitten. Er hatte

ſein teures Haupt geneigt und war — ſie konnten's noch nicht faſſen — verſchieden. Die beiden Herren aus Jeruſalem hatten ihn geſtern Abend noch vom Kreuze gelöſt und ihn, gefolgt von dem kleinen ſchluchzenden Leichengeleite der Frauen, hinübergetragen in den nahen Garten des Ratsherrn Joſeph. In der Felswand war die Thür zum Grabe. Da hinein hatten ſie ihn getragen. Die Frauen hatten noch zugeſehen, wie er hineingelegt wurde. Noch einen Blick auf den Garten mit ſeinem Allerheiligſten, dem Grabe, über dem die Palmen und Cypreſſen im Abendhimmel rauſchten, — dann hatten ſie ſich gewandt und hatten Abſchied genommen, ach Abſchied für immer.

Und nun war der Morgen des Sabbaths gekommen, der ſonſt ihnen und ganz Iſrael das herrlichſte Feſt, das Oſterfeſt zu bringen pflegte. Was ſollte ihnen heute das Feſt? Sie ſaßen zum Tode betrübt in einem oder einigen Häuſern beiſammen. Die Hausthüren waren von innen feſt verriegelt. Kaiphas und ſeine Helfer konnten ja auch ſie jeden Augenblick wie ihren toten Meiſter hinausſchleppen laſſen ans Kreuz. Keine Spur von einer Oſterhoffnung erhellte ihre Nacht. Jeſus hatte wohl öfters geſagt, er würde am dritten Tage auferſtehen, aber das war ja zweifellos ebenſo bildlich zu verſtehen, wie das andere berühmte Wort von den drei Tagen, welches er geſagt hatte: „Brechet dieſen Tempel ab und ich will ihn in drei Tagen aufrichten!“

Dumpfe Verzweiflung hatte ſich aller bemächtigt. Sie hätten nie gedacht, daß es zuletzt noch alſo gehen würde. Sie zweifelten zwar nicht an ihrem Herrn. Wie wäre ihnen das möglich geweſen, wenn ſie an ſeine edle, nach ſeinem Leiden und Sterben erſt recht in göttlicher Größe vor ihnen ſtehende Perſönlichkeit dachten? Das eine war ihnen beim Zuſammenbruch aller ihrer Hoffnungen geblieben, der Glaube an ſeine Perſon. Aber alles andere war für ihr Auge in

undurchdringliches Dunkel gehüllt. Diese schreckliche Wendung, diese plötzliche Hinrichtung mitten in seinem Siegeslauf, dieses Wegreißen ihres Herrn vom Schauplatze seines Wirkens, noch ehe er etwas erreicht hatte, das alles war ihnen unfaßbar. Daß Gott wirklich es so gewollt und so zugelassen, sie konnten und konnten es nicht begreifen.

Wir können uns denken, wie sie den Osterfabbath zubrachten. Bald waren es bittere Selbstvorwürfe, daß sie ihn in Gethsemane alle verlassen, einer gar ihn dreimal verleugnet hatte, daß sie ihn mit Ausnahme des Johannes alle allein gelassen hatten, als er in der Qual am Kreuze hing. Bald waren es die Erinnerungen an ihn, in denen sie sich wie in einem verlorenen Paradiese ergingen. Es war ihnen, als wüßten sie jetzt erst, was sie an ihm gehabt hatten. Es war die Wahrheit jenes Dichterwortes, die durch ihre Seele ging:

Wenn du dein Liebstes hast verloren,
Dann weißt du, was du lieb gehabt.

Aber ob sie auch bald diesen bald jenen teuern Zug aus seinem Leben in ihrem Gedächtnis auffrischten, über alles lag doch ein dunkler Trauerflor ausgebreitet, durch alles ging der eine schmerzliche Grundgedanke hindurch: das war er uns, und das wird er uns nie wieder sein. Jesus war ja tot. Und wer will von einem Toten noch etwas hoffen? Ja, als sie ihn vor einigen Tagen inmitten der gewaltigen jubelnden Volksmenge in die Stadt hineinbegleitet hatten, stolz darauf, daß sie die Nächsten um den Gefeierten sein durften, da hatten sie sich unbegrenzten Hoffnungen hingegeben. Das Himmelreich mit seinem Glanze stand endlich vor der Thür. Schon sahen sie das schimmernde Königsdiadem auf der hehren Stirn ihres geliebten Meisters. Aber als man die Kreuzesnägel von den schlaffen Gliedern gelöst, die Dornenkrone von dem bleichen Haupt genommen und die leblose Leiche hinübergelegt hatte in die nahe Felsenkammer,

da war alles vorüber. Seine Laufbahn war zu Ende. Das Rad der Geſchichte ging ruhig weiter, wie nach jedem Todesfall, wie ſchrecklich er auch den Beteiligten ſein mag. Jeſus war tot, aber die Welt ging nicht aus den Fugen. Die Sonne ging am Sabbathmorgen ſo ſtrahlend über dem Ölberg auf wie immer, als ob nichts geſchehen wäre, und leuchtete golden auf dem ſtillen Felſen, in deſſen dunkler Kammer die kalten Glieder Jeſu lagen. In der ganzen Stadt wurde Oſtern gefeiert wie ſeit Jahrhunderten, und Jeſus, um den ſich noch vorgeſtern und geſtern das ganze Feſtgedränge geſammelt hatte, ſchien für immer zu den Toten gelegt. Der prächtige Palaſt in der weſtlichen Oberſtadt, in dem Pontius Pilatus mit ſeiner Gemahlin wohnte, ſchaute ſo ſtolz und ruhig über die Stadt herab, als hätte nicht geſtern vor ſeinen Fenſtern das raſende Volk in furchtbarem Tumult dem Prokurator den Hinrichtungsbefehl abgetrotzt. Und Pilatus dort droben hatte wieder Ruhe und war froh, daß das wütende Geſchrei der fanatiſchen Juden vorüber war und die Sache nicht einen noch ſchlimmeren Ausgang für ihn genommen hatte. Gerne hatte er ihnen noch eine militäriſche Wache vor dem Grabe bewilligt, wenn damit nur die Sache um ſo ſicherer für immer abgethan war.

Vor dieſen unleugbaren Thatſachen ſahen ſich die Jünger. Und Thatſachen führen immer eine gewaltigere Sprache als alle entgegenſtehenden Wünſche und Hoffnungen des menſchlichen Herzens. Sie mußten einſehen, der Traum von einem Meſſiasreich, der ſie ſchon vor drei Jahren zu begeiſterten Jüngern des Täufers gemacht hatte, der Traum von einer Erlöſung Iſraels durch Jeſum war ein für allemal vorüber (Luk. 24, 21). Jeſus war, wie er vorgeſtern abend bedeutſam geſagt hatte, zu ſeinem Vater gegangen (Joh. 14, 28). Die Welt war ſeiner wohl nicht wert geweſen. Die Wirklichkeit, vor der ſie ſtanden, war ſchrecklich. Aber als nüch-

terne Männer mußten sie sich darein finden. Thomas zog die Konsequenz scharf. Was sollten die Elf noch zusammenbleiben? Das Lied war aus. Er ging seine eigenen Wege, resigniert vielleicht äußerlich, innerlich ein gebrochener Mann. Judas, der so lange ein vertrauter Genosse dieses edlen Kreises gewesen war, kam nicht mehr zu ihnen. Die Hölle in seinem Gewissen war aufgewacht. Da war er hingegangen und hatte sich erhängt. Die übrigen zehn hielten noch zusammen. Aus dem Schiffbruch ihrer Hoffnungen suchten sie wenigstens die Geistesgemeinschaft zu retten, zu der sie Jesus zusammengebunden hatte. Das dunkle Rätsel stand unaufhörlich vor ihrer Seele. Auch sie standen vor der bangen Wahl: entweder Gottes Sohn oder ein Betrüger oder im günstigsten Falle ein Phantast. War er Gottes Sohn? Sie konnten an der Wahrheit seiner Worte nicht zweifeln. Sie riefen sich zurück, was ihnen an ihm groß und teuer gewesen war. Sie dachten an seine großen Thaten, die Stillung des Sturmes auf dem See, die Heilungen der Kranken, die Auferweckung des vielleicht in ihrer Mitte sitzenden Lazarus vor vier Wochen. Aber je lebendiger ihnen seine gotterfüllte Persönlichkeit vor Augen trat, desto schreiender war ihnen auch der Widerspruch zwischen seiner göttlichen Sendung und dem schmachvollen Ende, in dem ihn Gott so kläglich im Stiche gelassen hatte. Sie hatten's ja selbst gehört, wie er am Kreuze gerufen hatte: „Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen?" Ja, warum? Diese bange Frage quälte auch sie fort und fort. Der gänzliche Mißerfolg, mit dem sein Leben plötzlich geendet und der den berechtigten Hohn seiner Feinde herausforderte, erhob sich immer wieder wie ein furchtbares banges Fragezeichen am Schlusse seiner Laufbahn, für welches sie nicht die geringste befriedigende Antwort zu finden vermochten.

Auch die Frauen waren in Jeruſalem, die treuen edlen Jüngerinnen, die ihre Hütten am See Genezareth verlaſſen hatten, um ihm auf dies Oſterfeſt nachzufolgen, auf das man ſo große Hoffnungen geſetzt hatte. Sie waren bei Jeſu geblieben, bis er ſein Haupt neigte und verſchied. Teils waren es Verwandte (Luk. 23, 49), an deren Spitze die arme Maria ſtand, welche ſeit ſeinem königlichen Einzuge die Erfüllung ihrer ſchönſten Advents- und Weihnachtshoffnungen an dieſem Feſte erwartet hatte. „Er wird ein König ſein," ſo hatte ihr ja in Jugendtagen der Engel geſagt. Wahrſcheinlich waren auch ihre anderen Kinder und Töchter mitgekommen. Teils waren es die zahlreichen anderen Jüngerinnen (Math. 27, 55), die wir nur zum Teil mit Namen kennen: Maria Magdalena, Maria, die Mutter von Jakobus und Joſe, Salome, die Mutter des Evangeliſten Johannes, vielleicht auch die beiden Frauen aus dem nahen Bethanien. Auch ſie hielten ſich zu den Jüngern, wenn wir auch kaum annehmen können, daß alle Jünger in einem und demſelben Hauſe gewohnt haben. Die Frauen hatten noch eine andere Sorge als die Männer. Dem pietätsvollen weiblichen Gemüte iſt es eine beſonders naheliegende Sorge, den erblaßten Gliedern eines geliebten Toten noch jede Ehre, jedes Zeichen treuer Liebe im Tode nachfolgen zu laſſen. Bei uns ſind's die Blumen, die auf dem kleinen teuern Hügel liegen und von nimmer ſterbender Liebe reden ſollen. Im Morgenlande war es das Einbalſamieren der Leiche, das dieſelbe dem Zahn der Zeit möglichſt entreißen ſollte. Daß ſie das noch thun durften, war den unglücklichen Frauen eine Art von Troſt in ihrem Schmerze. Es hatte ihnen wohlgethan, daß geſtern vor ihren Augen zwei ſo hochgeſtellte Männer für ein ehrenvolles Grab geſorgt und ihren Herrn wie einen Großen der Stadt im herrſchaftlichen Grabe zwiſchen einer Fülle von köſtlichen Spezereien, Myrrhen, Balſam und Aloe

zum langen Schlummer niedergelegt hatten. Aber das war ihnen noch nicht genug. Sie warteten nur, bis der Sabbath vorüber war, an dem sie sich keinem Grabe nahen durften. Aber als am Samstag Abend mit Sonnenuntergang die letzte Sabbathstunde dahin war, als man wieder kaufen und verkaufen durfte, da gingen sie wohl hin auf den Markt und gaben alles hin, was sie hatten, wie vor acht Tagen die Maria von Bethanien, die sich wehmütig jenes Wortes erinnerte, das der Herr gesagt hatte: „Sie ist zuvorgekommen, meinen Leichnam zu salben zu meinem Begräbnis.“ Sie sparten nicht, sie kauften, soweit ihre Mittel reichten. Es war ja der allerletzte Dienst, den sie ihrem toten Meister erweisen durften. Und morgen, in der Frühe des Sonntags, wollten sie hinausgehen und bringen, was nur die Liebe und Dankbarkeit bringen konnte, um die Totengruft durchduften zu lassen von den edelsten Gewürzen Arabias, um ihren teuern Herrn zu betten in einer Fülle von Wohlgerüchen auf seinem harten Felsenbette. Und eine Totenklage wollten sie anstimmen, wie es nach der Sitte ihres Landes an jedem Grabe selbstverständlich war, trauriger als die Töchter Jerusalems, trauriger als Davids Trauergesang um Jonathan, nicht von bezahlten Klagefrauen ausgeführt, sondern von ihnen selbst und von allen Freundinnen aus Galiläa und allen Jüngerinnen aus der Umgebung von Jerusalem. Sie wollten sich alle nach orientalischer Sitte niedersetzen am Grabe und weinen und klagen, wie es im Passionsgesang heißt:

Wir setzen uns mit Thränen nieder,
Und rufen dir im Grabe zu:
Ruhe sanfte, sanfte ruh!
Ruht, ihr ausgesognen Glieder,
Ruhet sanfte, ruhet wohl!

So wollten sie am Grabe ihres Meisters Wache halten und ihn im Tode ehren, damit die Welt, die ihn so schnöde

umgebracht, ſähe, daß es noch Herzen gab, die an ihn glaubten, die ihm Treue und Liebe hielten bis über das Grab hinaus.

Die Nacht des Samstags kam. Stille lagerte über Jeruſalem. Der volle Mond ging ſtill und langſam ſeine Bahn hoch über den Ölberg und die Stadt hinweg, hoch über das Grab des verblichenen Meiſters. Die Städter und die vielen Fremden ſchliefen nach dem feſtlichen Tage. Nur die Frauen wachten. Sie warteten und konnten die Zeit faſt nicht erwarten, bis der Morgen kam, wo ſie hinausgehen durften zum Grabe, um ihres traurigen Amtes zu walten.

Die Auferstehung.

Osternacht! Osternacht!
Hast der Welt das Licht gebracht!
Da aus blutgen Grabgewanden
In der Früh der Herr erstanden,
Glühst du auf in Morgenpracht,
Osternacht! Osternacht!

Niemand hat die Auferstehung des Herrn gesehen. Die Menschen kamen alle erst da ans Grab, als Jesus schon auferstanden war. Matthäus ist der einzige Evangelist, der uns zurückführt bis dicht vor das große Ereignis selbst. Folgen wir also seiner Erzählung.

Zwei Nächte hat der Leib Jesu im Grabe gelegen. In der ersten Nacht, der des Freitags, war es totenstill im Garten des Joseph von Arimathia. Kein Mensch befand sich darin. Nur der Leichnam Jesu lag in der stillen Felsenkammer. In einiger Entfernung schimmerten die Lichter der Stadt.

Und der Nachtwind flüsterte in den Bäumen des einsamen Gartens.

In der zweiten Nacht war es anders. Die Hohenpriester hatten am folgenden Tage (Matth. 27, 62) eine Wachtmannschaft von Pilatus erwirkt, welche eine spätere Legende von seiner Auferstehung verhüten sollte. Hatte er doch sogar öffentlich dahingehende Andeutungen gemacht (Matth. 12, 40). Eine Abteilung der römischen Kohorten, welche den Pilatus zum Feste von Cäsarea nach Jerusalem begleitet hatte, wurde zu diesem Zwecke an das Grab kommandiert.

Den Soldaten mag der Auftrag merkwürdig genug vorgekommen sein. Als die Nacht kam, zündeten sie sich wie vorgestern im Hofe des hohepriesterlichen Palastes ein Wachtfeuer an. Denn die Aprilnächte sind in Palästina noch kalt. Da saßen sie denn die lange Osternacht vor der vom Vollmond hell beschienenen Felswand. Hinter derselben lag der geheimnisvolle Tote. Von wem anders mögen sie gesprochen haben, als von Jesu. Schon der eigentümliche Auftrag, mit dem sie hier waren, brachte sie darauf. Sie hatten noch nie die Waffen Roms gegen einen Toten getragen, um dessen Verschwinden aus dem Grabe zu verhindern. Immer merkwürdiger schien ihnen der stille Tote da drinnen zu sein. Schon unterm Kreuze hatten sie mit einer heiligen Scheu gestanden. Zwar anfangs hatten sie lustig über seine Kleider gewürfelt, mit gehöhnt und gelästert, und ihren Spaß mit dem gekreuzigten Judenkönig getrieben. Aber als die Finsternis kam, als er mit einem zuversichtlichen frommen Gebete verschied, als das Erdbeben kam, da waren sie stille geworden. Es waren Dinge, die auch sonst vorkommen konnten. Aber das alles wollte ihnen gerade an diesem Tage, nach dieser seltsamen Hinrichtung wie eine grauenvolle Zeichensprache der erzürnten Götter scheinen. Und geschieden waren sie mit dem

erschrockenen Rufe ihres Hauptmanns: „Wahrlich! Dieser ist Gottes Sohn gewesen!“ Und nun bewachten sie seinen Leichnam. Eine Nacht am Grabe, in dem ein stiller Toter liegt, stimmt jeden Menschen ernst. Und zu dem Geheimnis des Todes kam für die Soldaten in jener Nacht das besondere Geheimnis, das gerade dieser Tote zu haben schien.

Die Nacht neigte sich ihrem Ende zu. Der scharfe West, welcher der kurzen Dämmerung im heiligen Lande vorauszugehen pflegt, blies vom Mittelmeer herüber. Der Tag graute. Aber es war noch dunkel. Nur undeutlich sah man die Türme der Stadt und die Umrisse des Ölbergs. Da — was ist das! — ein Erdbeben rollt wie am Freitag unter ihren Füßen und erschüttert die Berge um Jerusalem! Die Felsen zerreißen! Der Stein vor dem Grabe wälzt sich unter dem Erdbeben langsam vom Grabe. Vor demselben sehen sie eine helle Gestalt in schneeweißem Gewande, die ihr Auge im dämmernden Dunkel blendet wie ein Blitz (Matth. 28, 3 vergl. mit 28, 15). Da packt sie Grausen und Entsetzen. Die überirdische Macht, deren unheimlichen Zorn sie schon am Freitag geahnt, greift ein! Es war wahrlich Gottes Sohn! Sein Grab öffnet sich! Entsetzt verlassen sie ihren Posten und fliehen, so schnell sie können, der nahen Stadt zu.

Jetzt war es wieder still im Garten und am Grabe. Kein Mensch war mehr da. Aber der Engel, der den Stein weggewälzt, saß auf dem Steine vor des Grabes Thür. Im Osten hinter dem Ölberg begann der Tag zu dämmern. Purpurne Linien zogen sich über den Himmel. Da mag sich wohl auch die übrige Schar der Engel geordnet haben, um den Sieger zu bewillkommnen. Es wird zwar in den Evangelien nur von einem Engel berichtet, der den Soldaten, nur von zweien, die den Frauen erschienen. Aber das sind nur diejenigen, welche den Menschen sichtbar wurden. Denn wenn die Engel schon ausgesandt werden zum Dienste derer, die

die Seligkeit ererben sollen, wie vielmehr müssen sie dort zur Stelle gewesen sein, wo Gottes Sohn nach vollbrachtem Werke aus dem Grabe kam! Wie sie einst am Anfang seiner Erdenlaufbahn in Bethlehem herniederkamen, „die Menge der himmlischen Heerscharen," so kamen sie gewiß auch jetzt bei dem glorreichen Schluß seiner Erdenlaufbahn. Das waren die „mehr denn zwölf Legionen Engel," von denen er ein paar Nächte vorher in Gethsemane geredet hatte. Sie fielen auf ihr Angesicht und huldigten frohlockend ihrem himmlischen Herrscher, dem Lebensfürsten, der mit verklärtem Leibe und verklärtem Angesichte aus der stillen Felsenkammer des Joseph von Arimathia hervorkam. Da mag wie in der Weihnacht ein neues Lied, der erste Ostergesang, in tausendfachem Jubel erklungen sein, das große Lied der Hoffnung, das seitdem der erlösten Menschheit auf die Lippen gelegt worden ist.

Und ihr Lobgesang hatte zum Inhalt die gewaltigen Thaten, die Jesus vollbracht hatte. Ja, was war nicht alles geschehen in diesen drei weltbewegenden Tagen, deren jeder Ewigkeiten in sich faßte! Der Friedensschluß zwischen Gott und Menschheit war auf der sichtbaren Welt gemacht. Die goldene Brücke war vom Kreuze aus geschlagen von der Erde zum Himmel. Aber auch in der unsichtbaren Welt waren große Veränderungen geschehen. Während Jesu Leib im kühlen Felsenhause des Joseph lag, während die Soldaten des Pilatus davor wachten, da war er mit Siegerschritten hinübergeeilt in die andere Welt, in jene weiten Behältnisse, in welchen die abgeschiedenen Seelen warteten der Dinge, die da kommen sollten. Welcher Jubel muß damals durch die Reihen der harrenden Geister gegangen sein, als Jesus Christus, der Todesbezwinger, an den Pforten des Totenreiches erschien und seine eisernen Riegel zerbrach. Der Schächer am Kreuz war ja nicht der einzige, den er mit sich ins Paradies führte. Weit waren sie jetzt geöffnet, die Pforten des ewigen

Lebens. Eine ungeheure Bewegung ging durch das Totenreich. Der Psalm der großen Versöhnung von Golgatha tönte durch die weite unsichtbare Welt. Die erlösten Gefangenen Zions traten ein in die geöffneten Thore, und es war ihnen wie den Träumenden. Jetzt war alles vollbracht. Jesus hatte neue Ordnungen geschaffen in dieser und jener Welt, nachdem er eine alte, große, lange Rechnung von Sündenschuld beglichen hatte, die schon an die Pforten des verlorenen Paradieses geschrieben worden war. Nun war in Wahrheit alles vollbracht.

Aber wie die Feldherrn und Könige, wenn sie einen Krieg siegreich beendet haben, ihren Einzug und Triumphzug halten, so hielt auch Jesus Christus noch einmal seinen Einzug in der sichtbaren Welt. Seine Auferstehung sollte auch sichtbar vor den Seinigen sein wie eine Quittung auf eine bezahlte Rechnung, wie ein Siegesfest nach gewonnener Schlacht. So betrat denn der Heiland noch einmal die Erde.

Die Ostersonne war aufgegangen auf Erden und ihre Strahlen glänzten über der heiligen Stadt. Vor dem Herrn lag Jerusalem, über welches er vor acht Tagen geweint hatte. Zur Linken erhob sich der Ölberg mit Gethsemane, wo er vor einigen Tagen so heiß gerungen hatte. Nur einige Minuten entfernt ragten drei leere Kreuze auf Golgatha in die Morgenluft hinein. Es war wohl ein langer, freudiger Blick, mit dem Jesus die im Glanz des Ostermorgens vor ihm liegende, durch ihn erlöste Erde begrüßte. Er sah hinüber zur Stadt, hinüber nach Golgatha, hinüber auf die Berge, hinter denen sich das Mittelmeer und der Ocean und die weite, weite Menschenwelt ausdehnte, mit einem Blicke, als wollte er sagen: „Nun habe ich dich erlöst, du schon verlorene Erde! Ich habe dich teuer erworben mit meinem Blute. Nun *gehe* auch den Weg des Lebens, den ich dir durch meinen Tod gebahnt habe!“

Vor dem Palaſte des Kaiſers ſteht ein Doppelpoſten, der es allen Vorübergehenden ſagen ſoll, daß der Kaiſer da iſt. So hielten dort zwei Engel Wache vor des Grabes Thür — ein himmliſcher Doppelpoſten. Er hatte die Aufgabe, den Gäſten, die zum Grabe kommen ſollten, in würdiger Weiſe die frohe Botſchaft zuzurufen: „Chriſtus iſt auferſtanden!“

Am Ostermorgen.

Die ersten Nachrichten von der Auferstehung.

Der Ostermorgen dämmerte über dem heiligen Lande. Es mag um sechs Uhr morgens gewesen sein, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang (Joh. 20, 1; Luk. 24, 1). Es war noch finster draußen bei Golgatha und in den Straßen der Stadt. Von der Burg Antonia waren noch nicht die militärischen Signale ertönt, und vom dunkel umrissenen Tempel hatte die Trompete des Priesters noch nicht den Anbruch des Ostertages verkündet. Nur die Hähne krähten und da und dort erwachten die Frühesten vom Schlafe.

Ein kühler Morgenwind, wie immer im April, strich über den Tempel nach dem Ölberge zu. Hinter diesem begann sich der Himmel blaß zu färben. Einige purpurne Streifen am östlichen Horizonte über den Bergen von Gilead verkündeten das Nahen der Sonne.

Da eilten durch die totenstillen Gassen Jerusalems einige Frauen dem nördlichen Stadtthore zu. Man konnte es an ihrer Tracht sehen, daß sie nicht aus Jerusalem waren, sondern Ostergäste aus der Provinz. Es waren die treuen Galiläerinnen: Maria Magdalena, Maria Jakobi, Salome,

die Mutter des Johannes und noch einige andere (Luk. 23, 55; 24, 1). Wo wollten sie hin? Hinaus zum Grabe Jesu. Der Garten des Joseph von Arimathia war ihnen, seit der zerfallende Staub ihres Meisters darin ruhte, wie eine Heimat geworden. Sie glaubten ihrem Herrn dort näher zu sein, wenn sie sich in der Grabkammer niedersetzten und vor der geliebten Leiche ihren Thränen freien Lauf ließen. Sie glaubten einen Trost darin zu finden, wenn sie noch einmal diese durchbohrten Hände küßten, die sie so oft gesegnet, noch einmal in dies heilige Antlitz schauten, das sie so oft gnadenreich angeblickt. Und was sie weiter wollten, das sagten die Salbenkrüge, die Tücher in ihren Händen. Sie wollten die teure Leiche einbalsamieren. Köstliche aromatische Essenzen („aromata" sagt Lukas) und Spezereien hatten sie mitgebracht, um ihren Meister königlich zu bestatten. Er hatte es um sie verdient. So wollten sie ihn einhüllen und dann Abschied nehmen und ihn hingeben in die lange Nacht des Todes.

Einbalsamieren! Das eine Wort sagt alles. Sie gingen hinaus in den Ostermorgen, und nicht eine leise Spur von Hoffnung tauchte in ihren Herzen auf. Ach, es waren dieselben Künste, rührend und ohnmächtig zugleich, mit denen die Menschen, seitdem zum ersten Male ein stiller Toter mit heißen Thränen in ein Grab gelegt wurde, das grauenvolle Sphinxrätsel des Todes zu verhüllen suchen. Ob es Blumen sind auf den Gräbern oder ein prächtiges Marmordenkmal oder ein schlichter Stein oder Krüge voll Aroma, mit dem jene Frauen den Zerfall der Glieder aufhalten wollten — was hilft's? Selbst wo man wie bei den Egyptern den toten Leib so sorgfältig einzubalsamieren wußte, daß die Mumie für Jahrtausende bewahrt blieb, die Seele war doch fort! Wie die große steinerne Sphinxgestalt auf der alten Totenstadt von Memphis hinausschaute über die tausend und aber tausend Gräber nach Osten, wo die Sonne aufgeht, so flehten und

suchten die Menschen nach einem Sonnenaufgang jenseits des Grabes. Aber es fehlte dafür noch jede Grundlage, es fehlte noch die Osterthatsache, die allen Ahnungen und Hoffnungen auf ein ewiges Leben allein fröhliche Gewißheit geben kann.

Indessen, die Frauen von Galiläa fanden doch einen gewissen Trost darin, diese armen Künste noch einmal an dem Leichnam ihres Herrn üben zu dürfen. Sie eilten durch die Gassen. Über Jerusalem lagerte noch das Schweigen der frühen Morgendämmerung. Keine Menschenseele war in den Straßen zu erblicken. Kein Menschentritt wurde gehört. Endlich gingen sie durchs Thor und schritten nun außerhalb der Stadtmauer eilig hinaus in den frischen Morgen. Der Tag dämmerte bereits im Osten über den Ölberg herauf. Vor ihnen lagen, da und dort mit Landhäusern bebaut, die herrschaftlichen Gärten der Stadt. Zur Rechten senkte sich das Gelände nach dem Thale des Kidron zu. Hinter dem schauten die dunkeln Umrisse des Ölberges herüber, wo ihr toter Meister so gerne des Abends im Hofe Gethsemane geweilt hatte. Von ferne sahen sie Golgatha, von wo noch drei leere Kreuze herüberragten. Dorthin lenkten sie ihre Schritte, denn dort war ja auch sein Grab. Sie eilten zwischen Gartenmauern hindurch, bis sie vor dem Garten des Joseph standen. Es war ein wohlgepflegter, nach orientalischer Sitte mit einer Steinmauer umgebener Garten, welcher nach Joh. 20, 15 einen eigenen Gärtner gehabt zu haben scheint.

Mit klopfendem Herzen öffnen sie die Pforte. Niemand, kein Gärtner, kein wachhabender Soldat tritt ihnen entgegen. Es ist alles totenstill. Der ganze Garten, der doch von Hütern besetzt sein sollte, ist wie ausgestorben. So still wie das nahe Golgatha, bei dessen Anblick sie ein Schauder überläuft im Gedanken an die Qualen, die ihr Meister vorgestern an jenem Kreuze dort erlitten.

Die Sonne ging soeben in königlichem Glanze hinter dem Ölberge auf, als sie zum Grabe kamen (Mark. 16, 2). Welch ein Zauber liegt nicht über solch einem frischen Aprilmorgen im heiligen Lande! Das schimmernde Gold der jungen Sonne legt sich leise verklärend über Berg und Thal. Noch schweigen die Stimmen der Menschen und ihrer Arbeiter und ihrer Knechte. Aber die Natur scheint zu feiern und anzubeten vor ihrem im Sonnengold vorüberwallenden Herrn. Alle Berge vom Ölberg an ringsum schauen im grünen Frühlingsgewande hernieder auf die Stadt Jerusalem. Die Saaten wallen und wogen im Morgenwinde. In den Gärten blühen in rauschender Blütenpracht die Quitten wie mächtige schneeweiße Blumenbüschel, daneben die gleichfalls blühenden Birnbäume. Mit dem reichen Hellgrün der Feigenbäume wechselt die dunkle Farbe der silbernen Olive, und die zahlreichen Granatapfelbäume erglühen in dem prächtigen Dunkelrot ihres jungen Blätterschmuckes. Und die Vogelschar schmettert jubelnd Lied um Lied empor zu dem weiten klarblauen Himmelszelt.

Ein solches Bild beleuchtete die Sonne auch an jenem Morgen, als die Frauen um halb sechs Uhr im Garten des Joseph ankamen. Ein Meer von goldenem Licht flutete durch den Garten, über dem noch tiefe Sonntagsstille lag. Nur die Palmblätter schlugen an einander, vom Winde bewegt, und die hohen Cypressen flüsterten über dem nahen Felsengrabe, als wüßten sie von großen Dingen zu sagen, die sie heute morgen schon gesehen.

Aber die Frauen merkten nichts von dem Zauber des jungen Ostermorgens. Für sie war über die ganze Welt ein Trauerflor gebreitet, seitdem ihr Herr im Grabe lag. Was kümmerte sie der Frühling und was kümmerte sie die Schönheit des Morgens? Sie kümmerte jetzt nur eins, wer ihnen wohl den schweren Stein von der Thür des Grabes weg-

wälzen könnte. Allein konnten sie es nicht, (Mark. 16, 4), und dann konnten sie nicht hinein. Unter den Baumgängen, unter welchen sie vorgestern mit Joseph und Nikodemus den Leichnam zum Grabe gebracht hatten, eilten sie mit wehendem Schleier dem Grabe zu. Jetzt bei der Biegung des Weges sehen sie die ernste Felsenwand vor sich. Durch jene wohlbekannte Thüröffnung hatten sie vorgestern den Toten hineingebracht. Schon stehen sie vor dem Grabe. Da werden sie plötzlich gewahr, daß der Stein bereits abgewälzt ist. Die so sorgfältig mit der Steinplatte verschlossene Thür steht weit offen, als ob heute Morgen schon jemand hindurchgegangen wäre.

Betroffen sehen die Frauen einander an. Wie? Sollte schon ein anderer Jünger hier gewesen sein? Zagend, zweifelnd treten sie gebückt durch die niedrige Thür (Mark. 16, 5). Jetzt stehen sie im dunkeln, fensterlosen Raume. Ihre Augen müssen sich erst an das Dunkel gewöhnen. Dort an der Felswand ist die steinerne Bank, auf welche sie vorgestern einstweilen den Leichnam Jesu niedergelegt hatten. Sie treten näher. Ein Schreckensruf schmerzlichster Enttäuschung entfährt ihren Lippen. Das Grab ist leer! Der Leichnam ist nicht mehr da!

In schweren Tagen sind die Menschen geneigt, alles von der schwärzesten Seite anzusehen. An Auferstehung denkt keine von ihnen. Sie denken nur an ihren Verlust, an Leichenraub oder gar noch Schlimmeres. Maria Magdalena, sie, der er am meisten wohlgethan, die ihm in doppeltem und siebenfachem Sinne ihr Leben zu verdanken hatte, (Mark. 16, 9), die sich daher in ihrer unaussprechlichen Dankbarkeit wohl am meisten darauf gefreut hatte, noch einmal seine Füße zu küssen, noch einmal wenigstens dem Toten die Zeichen ihres unauslöschlichen Dankes darzubringen, eilt sofort zurück in die Stadt, um es den Jüngern zu sagen.

Sie, wenn irgend jemand, werden Rat wissen. Sie eilt zu Johannes, der wohl mit der Mutter Jesu und deren Schwester in einem Hause wohnte, sie eilt zu Petrus, um beiden die Schreckenskunde zu bringen. Mit zitternden Knieen steht sie endlich vor dem Hause. Heftig klopft sie an die Thür. Es wird aufgemacht. Jetzt steht sie vor Johannes und meldet mit den Zeichen der Angst und des Schreckens: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe — und wir*) wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben!“

Die anderen Frauen waren im Grabe, einer geräumigen Felskammer, stehen geblieben. Jetzt gewahrten sie, rechts von der Grabbank, zwei Männer mit blendend weißen Kleidern. Dieser Anblick verwirrte die erschrockenen Frauen noch mehr. Aber die Unbekannten redeten sie freundlich und fröhlich an, als ob sie ihnen etwas überaus Beglückendes mitzuteilen hätten. „Erschreckt nicht,“ so sagten sie, „weil das Grab leer ist. Was sucht Ihr den Lebendigen in der Totenkammer? Er ist nicht hier. Er ist auferstanden! Erinnert Euch doch an das, was er Euch schon in Galiläa sagte, daß er nämlich gekreuzigt werden, aber am dritten Tage auferstehen würde.“

Auferstanden! Zum ersten Male schlug dies Wort mit seinem wunderbaren, kaum glaublichen, und doch so beseligenden Klang an ihr Ohr. Noch konnten sie's nicht fassen. Aber seine Boten erinnerten sie ja allerdings an Worte, die sie schon früher von ihm gehört, aber nicht buch-

*) Dieses „wir“ beweist, daß auch Johannes sehr wohl weiß, daß Maria zuerst mit den andern Frauen zum Grabe gegangen ist (Matth. 28, 1). Aber Johannes, der sein Evangelium geschrieben hat, nachdem die andern Evangelien schon im Umlauf waren, wiederholt fast nie, was die andern schon gesagt haben, sondern ergänzt oder berichtigt nur stillschweigend aus seiner persönlichen Erinnerung die Berichte der andern.

ſtäblich verſtanden hatten. Die Worte klangen herrlich, unbeſchreiblich tröſtlich. Aber ſie konnten's nicht glauben. Anſtatt ſich zu freuen, wurden ſie durch alles, das leere Grab, die unbekannten Männer, ihre unglaubliche Botſchaft, aufs äußerſte verwirrt. Zum Tode erſchrocken ergriffen ſie die Flucht (Mark. 16, 8). Sie ließen ihre Balſamkrüge und Nardenbüchſen im Grabe ſtehen und eilten, ſo ſchnell ſie konnten, am ganzen Leibe zitternd, zum Grabe hinaus zur Stadt zurück, um es den Jüngern zu melden (Mark. 16, 8; Matth. 28, 8; Luk. 24, 9).

Im Garten war wieder Grabesſtille wie vor einer Viertelſtunde. Die Sonne ſtand hoch über dem Ölberge und beleuchtete mit goldenem Glanze die ſelige Oſterſtätte der Chriſtenheit, vor welcher die furchtſamen Frauen ſo entſetzt geflohen waren.

Da, nach kaum einer halben Stunde, etwa um ſieben Uhr, kommen wieder drei frühe Beſucher nach einander zum Grabe: zuerſt Johannes, dann Petrus, dann zum zweitenmal Maria Magdalena (Mark. 16, 1. 9; Joh. 20, 1. 2). Die beiden Jünger, aufs äußerſte betroffen durch die Nachricht der Maria, hatten alles liegen und ſtehen laſſen, und waren herausgeeilt durch die Stadt, durchs Stadtthor, durch die Gärten, bis zum Grabe. Sie liefen ſo ſchnell als ſie konnten. Dämmerte ihnen eine Ahnung durch die Seele? Der jugendlichere Johannes kam ſchneller voran als Petrus. An Golgatha flog er in eiligem Laufe vorüber, wo er vorgeſtern bei dem ſterbenden Meiſter unterm Kreuze geſtanden hatte. Die Worte Jeſu mögen ihm eingefallen ſein: „am dritten Tage auferſtehen.“ Aber er konnte es noch nicht glauben. Jetzt eilt er durch die Gartenthür. Jetzt ſteht er vor dem Grabe. Die Thür iſt richtig offen. Er ſchaut von außen hinein. Da ſieht er, wie die Linnen ſorgfältig zuſammengelegt ſind. Hochklopfenden Herzens ſteht er da. Die Oſterhoffnung

fängt an, seine Seele zu ergreifen. Da kommt Petrus auch am Grabe an. Der rasche, immer schnell entschlossene Mann, will keinen Augenblick draußen verziehen. Ungesäumt geht er an Johannes vorbei, hinein in das Grab. Da sieht er alles sorgfältig beiseite gelegt. Das sah nicht nach einem Leichenraub aus. Das Kopftuch, womit das Haupt Jesu zugebunden war, lag an einem besonderen Ort, und an einem anderen die Linnen, in die sein Leib eingewickelt war, wie ein Nachtgewand, das ein vom Schlafe Aufgestandener abgelegt und ordentlich an seinen Platz gelegt hat.

Petrus teilte dem draußen stehenden Johannes seine Beobachtungen mit. Da kam auch Johannes herein. Staunend sah er die Spuren der Auferstehung. Unaussprechlicher Jubel begann sein Herz zu erfüllen. Die Worte, die er gleich den andern Jüngern bildlich verstanden hatte: „und wird auferstehen am dritten Tage" tönten mächtig in ihrer buchstäblichen herrlichen Bedeutung durch seine Seele. Was er nie zu denken gewagt hatte, war augenscheinlich doch Wahrheit. Der Herr war auferstanden! Die sprechenden Beweise, das leere Grab, die abgelegten und zusammengelegten Linnen und Tücher waren ihm stumme und doch redende Beweise. Selig begann es zu tagen in seinem Herzen. Bis ins tiefste getroffen schaute er wieder und wieder die Spuren der geschehenen Auferstehung an. Und der Glaube, der große selige Auferstehungsglaube begann weitend und jubelnd in sein Herz einzuziehen. Die Ahnung blitzte durch sein Gemüt, daß also dies die große, lichte, göttliche Lösung des furchtbaren Rätsels von Golgatha sei, daß nun gerade der Tod des Meisters zur großartigsten herrlichsten Erweisung seiner göttlichen Sendung und Würde werden mußte. „Er glaubte es!" in diese unscheinbaren zwei Worte (Joh. 20, 8) faßt der durch seine meisterhafte Kürze bekannte Evangelist eine der seligsten Erfahrungen seines Lebens zusammen. Er

war der letzte von allen Jüngern gewesen, der am Kreuze bis zum Tode ausharrte. Jetzt war er der erste, welcher glaubte und Ostern feiern durfte.

Von Petrus hören wir Luk. 24, 12 nur: „es nahm ihn wunder, wie es zuginge.“ Auch er wurde nachdenklich. Aber wie Johannes seinen frohen Glauben noch nicht auszusprechen wagte, so wollte der durch seinen Fall so tief gedemütigte Petrus erst recht abwarten, was weiter erfolgen würde.

Sie gingen wieder zusammen (Joh. 20, 10) zur Stadt. Was sollten sie auch länger am leeren Grabe? War er wirklich auferstanden, so mußte er an einen anderen Ort gegangen sein. Und wohin anders mußte ihn sein Weg dann führen, als unter die Schar seiner führerlos und hoffnungslos gewordenen Jünger? Und was für herrliche Überraschungen mußte dann der heutige Tag noch bringen? Unter diesen Gedanken, die sie kaum auszudenken wagten, eilten sie durch die in der Frühlingsmorgenluft prangenden Gärten vor der Stadt zurück, so ganz mit ihren Eindrücken beschäftigt, daß sie die Gestalt der trauernden Maria Magdalena gar nicht mehr beachteten, welche draußen vor dem Grabe an der Felsenwand stand und bitterlich weinte.

Die erste Erscheinung am Ostermorgen.

Magdalena! Magdalena!
Du gebenedeite Frau!
Dort in Josephs stillem Garten
Welche wonnevolle Schau!
Durfte nicht dein weinend Auge
Ihn zuerst am Grabe sehn?
Darfst du nicht als Osterbotin
Heut noch vor der Kirche gehn?

Maria aber stand vor dem Grabe und weinete draußen. Mit diesen Worten beginnt der große Evangelist die Geschichte der ersten Erscheinung des Auferstandenen.

Noch weinen sie alle und trauern. Aber während sie es thun, ist schon das selige Ostern angebrochen. Der Herr, der am Karfreitag ausgerufen hat: „Es ist vollbracht!“, ist inzwischen hingegangen und hat sein Erlösungswerk ausgedehnt auch auf die unsichtbare Welt, die Geister im Gefängnis des Totenreiches. Er ist „niedergefahren zur Hölle“, wie unser Glaubensbekenntnis sich etwas misverständlich ausdrückt. Jetzt war er wieder gekommen auf die erlöste Erde, um durch seine Auferstehung den Glauben seiner Jünger wieder aufzurichten, um durch dieselbe den Grundstein des christlichen Glaubens und der christlichen Kirche zu legen, durch die sein Werk sich von Jahrhundert zu Jahrhundert ausgestalten sollte

bis zu seiner Vollendung am Ende der Tage. Es geschah ein großes Erdbeben, als er das Grab verließ. Die Erde mit ihren Milliarden von Gräbern erzitterte unter dem Fuße dessen, der als einziger Sieger über den Tod das Grab verließ, der den weiten Kirchhof dieser Erde zu einer lichten Stätte unsterblichen Lebens machen soll. Das alles war schon in der Frühe geschehen. „Maria aber stand vor dem Grabe und weinete draußen."

Da stand sie unter den Bäumen des Gartens, vielleicht an die Felswand des Grabes gelehnt. Draußen war es inzwischen längst voller Tag geworden. Die Sonne funkelte in den Goldplatten, mit denen der marmorne Tempel drüben gepanzert war. Aber in ihrem Herzen war es Nacht, mehr denn je. Auch der letzte Trost war ihr genommen. Der Leichnam war weg. Die beiden Jünger waren wieder fort. Sie waren schnell davongeeilt, wahrscheinlich über den Raub der teuern Leiche ebenso entsetzt wie sie. Sie war allein im Garten.

Aber sie kann's immer noch nicht glauben, daß er nicht mehr da ist. Sie muß noch einmal ins Grab hineinschauen, ob es denn wirklich wahr ist. Sie hofft noch immer, ihr Auge könne sie getäuscht haben. Sie bückt sich und schaut hinein durch die offene Grabesthür.

Da sieht auch sie wie vorhin die anderen Frauen zwei Männer in weißen Kleidern an der Grabbank sitzen, einen zu den Häupten, einen zu den Füßen. Sie reden sie an. „Weib, warum weinest du?" so fragen sie teilnehmend, wie sie die unaufhaltsam fließenden Thränen in ihren Augen wahrnehmen.

Maria, hoffend, endlich jemand gefunden zu haben, der ihr Auskunft geben kann, — denn was sollten die beiden Fremden im Grabe, wenn sie nicht mit dem Leichnam zu thun gehabt hätten? — faßt Zutrauen zu ihnen und klagt ihnen: „Sie

haben meinen Herrn weggenommen — und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben."

Da sie ihr aber keine Auskunft geben, wendet sie sich wieder ab und kehrt dem Grabe den Rücken. Da tritt ihr ein dritter Mann entgegen. Ihr Weinen scheint auch ihn zu rühren. Mit teilnehmender Stimme fragt er genau wie die beiden vorigen: „Weib, warum weinest du? Wen suchest du?"

Ihre thränenerfüllten Augen können seine Züge nicht unterscheiden. Aber sie hält ihn für den Gärtner des Joseph. Eine schwache Hoffnung erwacht in ihr, daß er, der Hüter des Gartens, doch wissen müsse, was mit dem Toten geschehen ist. Auch liegt etwas Vertrauen Erweckendes in seiner Stimme. Und mit dem herzbrechenden Schluchzen eines trostlosen Herzens, mit einer Stimme, die um das Erbarmen fleht, das ein heiliger Schmerz beanspruchen darf, bittet sie: „Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt? So will ich ihn holen!"

Aber auch er schaut sie schweigend an. Er scheint es nicht zu wissen. Was kann er ihr dann helfen? Fragend, suchend wendet sie sich um, als wollte sie in dem weiten Garten unter den Bäumen, an den Mauern suchen.

Da hört sie — träumt sie oder wacht sie? — die alte wohlbekannte Stimme Jesu rufen: „Maria!"

Seine Stimme! Ein entzücktes Erschrecken durchfährt beim Klange dieser Stimme ihren Leib und ihre Seele. War das nicht die Stimme, mit der er sie gerufen in einer unvergeßlichen Stunde ihres Lebens, die Stimme, der sie so oft gelauscht hatte?

Wie vom Blitz gerührt wendet sie sich um. Ein Jubelruf ringt sich empor aus ihrer seit drei Tagen unter Zentnerslast gepreßten Brust und tönt frohlockend durch den stillen Garten, durch den leuchtenden Ostermorgen. „Rabbuni! Rabbuni!"

ſo ruft ſie und ſinkt ihrem Meiſter zu Füßen, um ſeine Kniee zu umfangen, um ihn anzubeten und ſo zu verharren zu den Füßen ihres wiedergefundenen verlorenen Herrn. Eine begrabene Welt iſt in ihrem Inneren plötzlich zu neuem Leben erwacht. Rabbuni, mein Herr und Meiſter! So jauchzt es in ihrer Seele, wie ſie knieend aufſchaut zu der hoheitsvollen Geſtalt des Oſterfürſten, deſſen Augen mit freundlichem Lächeln auf ihr ruhen.

Er aber ſpricht freundlich abwehrend: „Rühre mich nicht an. Denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern und ſage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott!“

So durfte ſie alſo zwar ihn nicht grüßend berühren, — und wie gerne hätte ſie es gethan! — aber er ſtellte hiefür eine ſpätere Zeit in Ausſicht. So durfte ſie denn nicht bei ihm bleiben, — und wie gerne hätte ſie es gethan! — aber ſie durfte ihm gleich einen Auftrag erfüllen. War das für ſie, die ihn bis vorhin als tot beweint hatte, nicht Seligkeit genug? Hatte er ſie nicht gewürdigt, ihn zuerſt zu begrüßen? Würdigte er ſie nicht mit ſeinem Auftrage, die erſte Siegesbotin der Chriſtenheit zu werden, die zum erſten Mal mit voller Gewißheit in den trauernden Jüngerkreis hineinrufen durfte: „Der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden“? Wie ſollte ſie ihm nicht mit Freuden gehorchen?

Eilend geht ſie unter den Augen Jeſu dahin, die frohe erſte Oſterbotin, ſeinen Auftrag zu erfüllen. Wie ganz anders legte ſie jetzt dieſen Weg zurück wie vorhin, als ſie ſo ſchwermütig und hoffnungslos durch die Gartenthüre hereingewankt war! Wie ganz anders flog ſie jetzt durch die Gärten dahin, an Golgatha vorbei! Die Freude beflügelte ihre Schritte. Im Nu war ſie am Stadtthor. Eilend ging ſie ihren Weg durch die Gaſſen der jetzt etwa um acht Uhr längſt zum

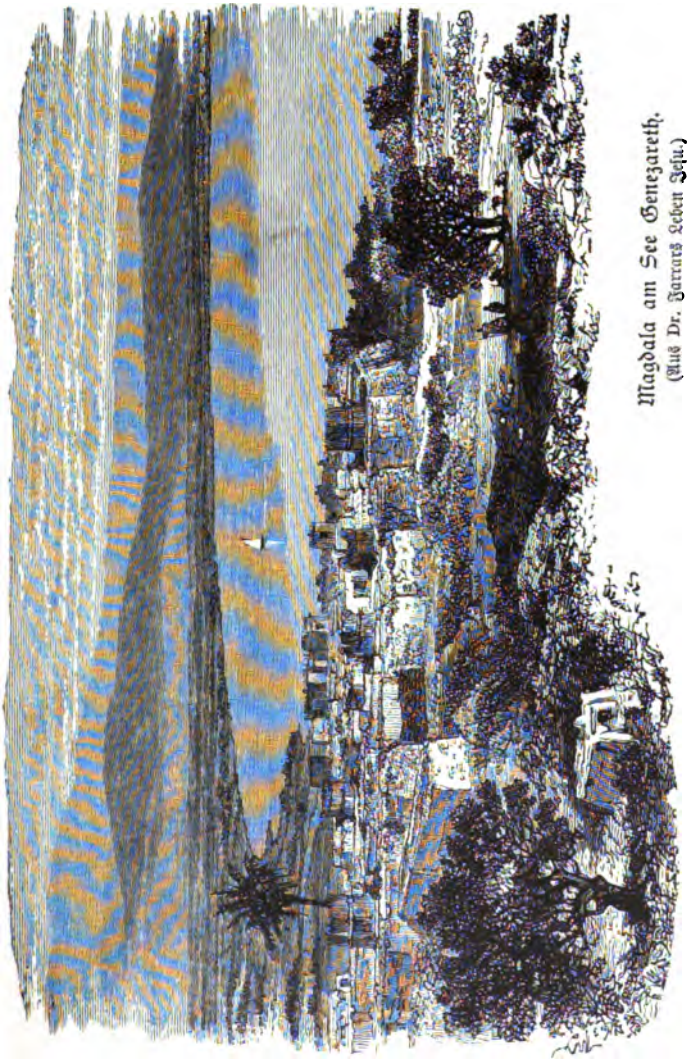
gewöhnlichen Tageslaufe erwachten Stadt, bis sie am Trauerhause angekommen war.

Da trat sie leuchtenden Auges, Ostersonnenschein auf der Stirn, in die Mitte der Jünger und rief ihnen die frohe Botschaft zu: „Der Herr ist auferstanden!“

Aber wie sehr sie auch versicherte, ihn gesehen zu haben; wie sehr sie sich bemühte, ihnen seinen Auftrag mitzuteilen, — sie schauten sie verwundert, fast mitleidig an. Das waren ja unmögliche Märchen. So wenig sie den anderen Frauen geglaubt hatten, so wenig sie sich dem Glauben des Johannes anschließen konnten, der ja nichts gesehen hatte, als ein leeres Grab, so wenig ließen sie sich von der glücklichen Magdalena überreden. Sie glaubten ihr nicht. (Mark. 16, 10. 11.)

* * *

Wir wissen nicht, welches die späteren Schicksale der Maria Magdalena waren, die für die ganze christliche Kirche als eine leuchtende Gestalt an den Pforten des Ostermorgens steht, wie die Maria in Bethania an den Pforten der Leidenswoche. Ohne jeden Grund hat die Überlieferung die erste Osterbotin der Christenheit mit der großen Sünderin verwechselt, von welcher Lukas (Kap. 7) erzählt. Aber wo immer sie gelebt haben mag, ob unter der ersten Christengemeinde in Jerusalem oder in ihrer Heimat Galiläa in ihrem lieblichen von Palmen umrauschten Magdala am Ufer des blauen Sees Genezareth, wo jeder Weg sie erinnerte an das Wirken ihres Meisters während seines Erdenlebens, — dies eine Wort „Marja!“, das ihr der Herr am Ostermorgen im Garten des Joseph am offenen Grabe zugerufen, wird sie lebenslang begleitet haben wie eine himmlische Melodie. Als ihres Lebens Höhepunkt wird sie die Stunde betrachtet haben, in welcher der Auferstandene erschien, in welcher er durch sie



Magdala am See Genezareth.
(Aus Dr. Farrars Leben Jesu.)

der Welt ſeinen erſten Oſtergruß entbot. Und als ihres Lebens ſchönſte Hoffnung wird ſie es betrachtet haben, daß eine Zeit des Auffahrens zu ſeinem und unſerem Vater kommen ſollte, wo kein „Noli me tangere“, kein „Rühre mich nicht an!“ uns mehr von ihm ferne halten ſoll, wo ihn die gläubige Seele ewig umfaſſen darf in den vielen Wohnungen in ſeines Vaters Haus.

Die Erſcheinung am Oſter-nachmittag.

Trauernd und mit bangem Sehnen
Wandern zwei nach Emahus.
Ihre Augen ſind voll Thränen,
Ihre Seele voll Verdruß.
Man hört ihre Klageworte.
Doch es iſt von ihrem Orte
Unſer Jeſus gar nicht weit
Und vertreibt die Traurigkeit.

Von den Jüngern Jeſu in der Provinz Judäa ſind uns nur wenige bekannt geworden. Wohl wiſſen wir, daß er auch hier eine Zeit lang auf dem Lande, auf dem Gebirge, in den Dörfern geweilt und gewirkt hat. Noch beſtimmter wiſſen wir, daß bei ſeinen Beſuchen in Jeruſalem, den wichtigſten Etappen und Höhepunkten ſeiner meſſianiſchen Thätigkeit, niemand es ſo bequem hatte, ihn näher kennen zu lernen, wie die Bewohner dieſer um Jeruſalem her gelagerten Ortſchaften. Aber von ſeinen Anhängern daſelbſt ſind uns nur wenige bekannt geworden. In der Hauptſtadt Nikodemus und Joſeph von Arimathia aus der Ariſtokratie, in dem nahen Bethania die drei bekannten Geſchwiſter, in Jericho Zachäus, das iſt alles. Von ſeinen Freunden und Jüngern in den zahlreichen Dorfſchaften und kleineren Städten wiſſen wir nichts.

Um ſo intereſſanter iſt es uns, bei Lukas am Schluſſe ſeines Evangeliums noch zwei Dorfbewohner aus dieſer Gegend kennen zu lernen, deren einer Kleophas hieß, während der Name des anderen nicht erwähnt wird. Draußen in einem der zahlreichen Gebirgsdörfer, auf einem am weſtlichen Gebirgsabfall hoch über das bekannte Thal Ajalon vorgeſchobenen Bergrücken, war ihre Heimat, in Emmaus. Die beiden gehörten zu den vielen Landleuten, die während der beiden letzten Jahre Jeſum auf ſeinen Feſtbeſuchen hatten kennen

und lieben lernen. Mit dem wachſenden Ernſt ſeiner Zeugniſſe war es ihnen mehr und mehr zur frohen Gewißheit geworden, daß er Iſraels Erlöſer ſei, wie ja auch der hingerichtete Prophet vom Jordan, Johannes der Täufer, bezeugt hatte. Auch ſie waren vor mehreren Tagen zum Feſte hereingekommen. Auch ſie hatten ihn mit Begeiſterung am Ölberg eingeholt und im Triumph in die Stadt geleitet. Auch ſie hatten von dieſem Feſte alles erhofft, und an dieſem Feſte alles verloren. Als ſie die Nachricht von ſeiner jähen Verhaftung bei Nacht und Nebel erfuhren, als vorgeſtern Schlag

auf Schlag erfolgt war, das Verhör, der Volkstumult, die überstürzte Hinrichtung, da standen sie wie betäubt. Irre geworden an allem, was sie bisher geglaubt und gehofft, hatten auch sie den schönen Traum von einem Erlöser mit dem auf Golgatha Gerichteten zu den Toten gelegt.

Wir begreifen, daß es ihnen nicht darnach zu Mute war, diesmal Ostern mitzufeiern. Sie waren am Sabbath noch in der Stadt geblieben, weil sie nach jüdischer Sitte an diesem Tage nicht reisen durften. Aber am Sonntag, als der Hauptfesttag vorüber war, kehrten sie der heillosen Stadt den Rücken und zogen heim.

Am Sonntagmorgen waren sie in der Frühe noch in dem Hause oder in einem der Häuser gewesen, wo die Jünger aus Galiläa wohnten. Die ersten Nachrichten waren dort schon eingetroffen, daß die Frauen, die ihn einbalsamieren wollten, den Leichnam nicht mehr gefunden hätten. Ja, sie behaupteten sogar, von Engeln die Nachricht bekommen zu haben, er lebe. Auch hatten einige Jünger konstatiert, daß in der That der Leichnam fort war. Aber was konnte das nicht für Ursachen haben! Die Hohenpriester konnten ihn aus dem vornehmen Grabe weggenommen haben, das sie dem Hingerichteten nicht verstatteten, oder es konnten andere Ursachen sein. Aber an solche Märlein (Luk. 24, 11) wie Engelserscheinungen u. s. w. wollten sie nicht glauben. Sie hatten *auch* noch keine Engel gesehen. Sie hatten schon oft genug Tote ins Grab gelegt, um zu wissen, daß von da keiner mehr zurückkehrt. Der, welcher allein selbst Tote auferwecken konnte, wie vor einem Monat den Lazarus, war selbst ein Raub des Todes geworden. Jesus war tot und blieb tot. Wozu hätte ihn denn Gott erst sterben lassen, wenn er ihn nicht tot haben wollte? Die Jünger waren nüchtern genug, um einstimmig einzusehen, daß die guten

Frauen in ihrer Aufregung ihre Einbildungen und Träume für Wahrheit genommen hatten.

In dieser Stimmung hatten sie wohl schon am Morgen die übrigen im Trauerhause versammelten Jünger verlassen. Kein Mensch glaubte an Ostern mit Ausnahme einiger Frauen, deren aufgeregte Berichte keinen Glauben verdienten. Was sollten also die beiden noch länger in Jerusalem? Etwa mit ihrem stillen Jammer noch länger in dem Festgepränge der menschenerfüllten Straßen verweilen? Was half es, jetzt noch lange beisammen zu bleiben und zu klagen, es war ja doch aus. Auch Johannes und Petrus mußten nach ein paar Tagen zurück nach Galiläa, um wie in alter Zeit wieder nach dem Fischernetz zu greifen. Sie wollten auch nicht länger bleiben. Es zog sie mit Macht hinaus aus der Stadt, hinaus auf ihre stillen Berge, hinaus nach Emmaus, um dort den furchtbaren Schlag in ihrer ländlichen Einsamkeit zu verschmerzen.

Es mag etwa nachmittags zwischen drei und vier Uhr gewesen sein, als sie dem Nordthor Jerusalems zuwanderten. Denn Emmaus war $2\frac{1}{2}$ bis 3 Stunden entfernt, und gegen Sonnenuntergang (halb sieben Uhr) waren sie in Emmaus. In den Straßen drängten sich Einheimische und Fremde aus allen Weltgegenden. Auch römische Soldaten sah man häufig. Denn Pilatus pflegte eine imposante Truppenmacht zum Osterfeste mitzubringen. Das Thor, durch welches unsere beiden Wanderer die Stadt verließen, war wohl dasselbe, durch welches man vorgestern auch Jesum, mit dem Kreuze beladen, gefolgt von einem tobenden Volkshaufen, hinausgeführt hatte. Sie dachten wohl daran, und ihr ganzer Schmerz wachte auf, wenn sie sich an die Einzelheiten dieser schrecklichen Wanderung ihres armen toten Meisters erinnerten. Es war auch dasselbe Thor, durch welches wahrscheinlich am

Morgen dieſes Tages die Frauen, Maria Magdalena, Petrus und Johannes ſo bewegt geeilt waren.

Die Mittagshitze war vorüber, als die beiden Wanderer außerhalb der Stadtmauer die Straße einſchlugen, welche nach Norden führte. Eine friſche Briſe, wie immer an einem April-Nachmittag, wehte vom mittelländiſchen Meere herüber. Im fernen Oſten begann ſich der Dunſtſchleier zu heben, der während des heißen Mittags die ſchönen Formen des Gebirges im Oſtjordanlande überzieht. Sie wanderten zwiſchen Gärten dahin. Die zahlreichen Bäume, Oliven und Granaten, Feigen und Mandeln, Cypreſſen und Palmen gaben dem Wege etwas Anmutiges und Liebliches. Die Weinberge, welche von den Hängen des Ölbergs und des Skopus herabgrüßten, prangten im jungen friſchgrünen Blätterſchmuck des Frühlings. Sonnengold war über die weite Berglandſchaft ausgegoſſen. Mitten unter dem üppigen Grün ſah man da und dort dunkle Thüröffnungen, zuweilen mit eingemeißelten Ornamenten in den Kalkfelswänden. Das waren die ſtillen Behauſungen der Toten, welche die Iſraeliten nicht an einen Sammelplatz von Gräbern, ſondern in ihren eigenen Garten zu legen liebten. Da ſchliefen ſie unter den Bäumen, die ſie lebend gepflanzt oder geliebt, in der Grabkammer bei ihren Vätern. Noch heute ſieht man auf dieſem Wege zahlreiche Gartengräber aus jener Zeit.

Mit trüben Gedanken gingen die beiden Wandersleute zwiſchen den ummauerten Gärten auf der Straße dahin. Golgatha war in einiger Entfernung ſichtbar. Die drei leeren Kreuze ragten grauenvoll über das Grün der Gärten zu ihnen herüber. Sie eilten weiter. Sie waren froh, dieſen Ort der ſchrecklichen Erinnerungen nicht mehr betreten zu müſſen. Nur fort! Nur fort aus der unſeligen Stadt, an welcher die grauenvolle Blutſchuld haftete bis an den jüngſten Tag!

An den heutigen Gärten des Syrischen Waisenhauses vorüber oder quer über dieselben hinweg führte sie die Straße. Das Ziel ihrer Wanderung hatten sie fortwährend vor Augen, die stolze Bergspitze von Mizpa, welche alle anderen Gipfel des Gebirges königlich überragt. Links von demselben hinter den Bergen lag ihr Emmaus, das heutige Kubeebe.

Der erste lähmende Schmerz, der uns nach einem erschütternden Todesfalle zuerst gar keine Worte finden läßt, war vorüber. Jetzt, nachdem die Stadt hinter ihnen lag, als sie sich wieder auf dem Wege zu ihrer Heimat befanden, — ach! so anders, als wie sie vor acht Tagen auf diesem Wege hereingekommen waren! — jetzt löste sich das Band ihrer Zunge. Sie konnten einander wenigstens ungestört ihr Herz gegenseitig ausschütten. Sie konnten einander wenigstens jenen Trost geben, den Leidtragende darin finden, daß sie sich alles ins Gedächtnis zurückrufen, was ihnen an dem Verstorbenen lieb und teuer gewesen, was sie an ihm gehabt haben.

Ach, welche großen, herrlichen Erinnerungen traten da vor ihre Seele! Seit sie ihn vor zwei bis drei Jahren noch in den Tagen Johannes des Täufers kennen gelernt hatten, seitdem erst war ihnen aufgegangen, was leben heißt. Da erst war ihnen das Leben recht groß und köstlich und lebenswert geworden, seitdem Jesus demselben ein leuchtendes Ziel gesteckt, seitdem er ihrem Herzen eine große, selbst durch den Tod unzerstörbare Hoffnung gegeben hatte. Sie wurden nicht müde, sich in jene entschwundenen Tage zu versetzen. Jetzt, da sie ihn nicht mehr hatten, fühlten sie erst ganz, was sie an ihm gehabt hatten. Wahrlich, oft war ihnen angesichts seiner Worte oder seiner Thaten gewesen, als ob ihnen in seiner Gestalt Gott selbst greifbar nahe getreten wäre!

Aber je größer und herrlicher ihre Erinnerungen waren, desto niederschmetternder war ihnen die Gewißheit, daß alle Hoffnung dahin war. Sie hatten ja gehofft, er sollte Israel

erlösen (Luk. 24, 21). War es ihm gelungen? Ach nein! Am Kreuze aufgehängt lebte sein Name hinfort nur noch mit dem Brandmal der schmachvollsten Hinrichtung in diesem Israel weiter. Und wie ein furchtbares Rätsel stand vor ihrer Seele die Frage, wie er denn so zuversichtlich noch vor drei Tagen von der Erfüllung dieses seines Berufes hatte reden können. Noch am Mittwoch und Donnerstag hatte er ihnen gesagt, daß er sein Werk durchführen und als König der Welt die ganze Welt vor sich werde erscheinen lassen. Dann war am Donnerstag der plötzliche nächtliche Überfall am Ölberg in Gethsemane erfolgt, als ihn der fackelbeschienene Zug durch die Nacht dahin führte. Dann die bange Nacht, in welcher spät nach Mitternacht der sonst so mutige Petrus aus dem Palaste kam, schweigend, gebrochen, kaum mehr wagend, die Augen aufzuschlagen. Dann der Freitag-Morgen, wo sie ihn von Verhör zu Verhör und mit unglaublicher Eile zur Richtstatt geführt hatten. Und heute lag er schon den dritten Tag im Grabe. Es war ein furchtbarer unlösbarer Kontrast zwischen dieser Thatsache und seiner Verheißung, Israel zu erlösen. Statt dieselbe wahr zu machen, war er mit einem kläglichen Mißerfolg, dazu gebrandmarkt für immer, aus dem Leben geschieden.

Unter solchen trostlosen Betrachtungen waren die beiden Wanderer über die Ländereien des heutigen Syrischen Waisenhauses hinweg über die Höhe oberhalb Lifta (früher Nephthoa) dahingegangen. An den Ölbaumgruppen dieser Höhe fing der Weg an, sich thalwärts zu senken, zuerst langsam zwischen Baumgärten und Weinbergen sich hinziehend, dann aber über steilem schroffem Bergeshang in ein tiefes Thal hinabführend. Drunten im Thale*) pflegt während der Winterregen ein

*) Vgl. auf der Karte „Jerusalem und Umgebung" das Thal, in welchem das Bachbett bei Nephthoa (Lifta) durch eine punktierte Linie angegeben ist.

tosender Strom die Regenmassen des umliegenden Gebirges in wilden Strudeln dem Mittelmeere zuzuführen. Jetzt im April war das Flußbette trocken. Nur die weißen Kieselsteine desselben sah man von weitem schon wie eine kreideweiße Linie, von grünem Gebüsch umgeben, sich durch die Windungen des Thales schlängeln.

Der Weg war heute einsam. Alles war drinnen in der Hauptstadt zum Feste. Wie Sonntagsstille war über die schweigende Bergwelt ausgegossen. Am Wege blühten die Alpenveilchen zu Tausenden hinter den Felsen. Lachende rote Adonisröschen, welche die fromme Sage im Andenken an die Blutstropfen in Gethsemane Blutströpfchen genannt hat, liebliche Scharen der blauen Ehrenpreisblume, noch einige verspätete „Lilien des Feldes", schöner als Salomo in seiner Herrlichkeit, ganze Armeen purpurroter Ranunkeln und Tulpen, dieser herrlichen Kinder des April, blühten auf allen Halden, in Berg und Thal. Die Bäume rauschten am Wege, die Vögel sangen darauf ihr Osterlied. Aber Menschen ließen sich heute selten auf der Straße blicken. Auch die Dörfer auf den benachbarten Höhen, auch das nahe Nephthoa schien wie ausgestorben. Nur zuweilen ein Hundegebell oder das Krähen eines Hahnes zeigte, daß noch Leben in den stillen Häusern war.

Um so ungestörter konnten die beiden Wanderer ihren Gedanken nachhängen. Sie achteten nicht auf die Welt rings um sie her. Sie waren nur mit der Welt in ihrem Inneren beschäftigt, über welcher noch dunkle Nacht lagerte.

Sie waren so vertieft, daß sie es gar nicht merkten, daß ein Mann in der üblichen Landestracht sich zu ihnen gesellte und eine Zeit lang im gleichen Schritte neben oder hinter ihnen her ging.

Es war der Auferstandene. Er hatte sich aufgemacht zu einem seiner Ostergänge an jenem gesegneten Sonntag, der

über dieſer Welt des Todes aufgegangen war. Einem Gärtner gleich wandelte er durchs Land, um die geknickten Blüten des Glaubens ſeiner Jünger mit freundlicher Hand wieder aufzurichten. Der Maria von Magdala hatte er ſchon am Morgen die Thränen getrocknet. Den gebrochenen Petrus hatte er vielleicht ſoeben wieder zu neuem Leben aufgerichtet. Jetzt geſellte er ſich zu den zwei Emmausjüngern, die ſo traurig auf ihrem Wege dahinzogen.

Sie wurden ſeiner erſt gewahr, als er ſie anredete. Sie blickten auf. Ein Mann ging neben ihnen, den ſie ſeiner Tracht nach für einen der Oſtergäſte halten mußten. Über das weiße Unterkleid war der landesübliche Mantel geſchlagen. Das Haupt deckte der farbige Turban. Darunter aber ſchaute ſie ein helles Auge freundlich und teilnehmend an.

„Was ſind das für Reden, die Ihr zwiſchen Euch handelt und ſeid traurig?“ ſo miſchte er ſich ins Geſpräch.

Faſt unwillig, daß jemand in Jeruſalem das ganze Feſt mitgemacht haben konnte, ohne vom Tode Jeſu zu hören, fragten ſie ihn: „Biſt Du allein unter den Fremdlingen zu Jeruſalem, der nicht wiſſe, was in dieſen Tagen darin geſchehen iſt?“ Und ſofort fingen ſie an, mit der ganzen Lebhaftigkeit eines friſchen Schmerzes, der endlich einer teilnahmsvollen Seele ſein Innerſtes öffnen und klagen kann, ihm alles zu erzählen. Mit beweglichen Worten ſchilderten ſie ihm, was ihnen ihr Meiſter Jeſus von Nazareth geweſen war. Der Fremde hörte mit ſichtlicher Teilnahme zu. Manchmal ſchien ſogar eine unwillkürliche Rührung aus ſeinen freien, offenen Zügen zu ſprechen. Um ſo begeiſterter erzählten dann die beiden von dem Leben ihres Meiſters, von jenen erſten Tagen an, wo ſie ihn kennen gelernt hatten. Eine Anhänglichkeit, eine Liebe zu ihm ſprach aus ihren Worten, ihrer Stimme, ihren feuchten Augen, die dem Fremden offenbar nahe ging. Wie er aus der Stille Nazareths hervortrat, wie er als ein

Prophet, mächtig von Thaten und Worten, das ganze Land durchzog, wie ihn infolge ſeiner gewaltigen Predigten in den Synagogen und im Nationaltempel faſt alles Volk für den großen Meſſias hielt, wie er vor acht Tagen unter dem Jubel des Volkes eingezogen, wie er dann plötzlich, durch ein Bubenſtück verraten, von dem Hohen Rat verhaftet und dem römiſchen Gerichte überliefert, freigeſprochen und doch zum Tode verurteilt, wie er dann haſtig ans Kreuz geſchlagen und endlich, ſtille duldend, ohne irgend eine Klage, vorgeſtern etwa um dieſe Zeit ſein Haupt geneigt habe und verſchieden ſei, — das alles berichteten ſie mit ſteigender Wärme und Bewegung dem Fremden, der ſtille zuhörte. Am Schluſſe aber, als ſie an das Grab gedachten, wo jetzt der kalte Leichnam und alle ihre Hoffnnng ruhte, übermannte ſie der Schmerz. Sie ſchloſſen mit dem hoffnungsloſen Seufzer: „Wir aber hofften, er ſollte Iſrael erlöſen!“ Den abenteuerlichen Bericht der Frauen, die heute morgen am Grabe geweſen waren, erwähnten ſie wohl, aber nur als ein Frauengerede, auf das vernünftige, nüchterne Männer nichts geben können.

Die beiden Jünger, von denen wohl bald der eine redete, bald der andere unterbrach, um zu ergänzen und fortzufahren, achteten gar nicht auf den Weg, auf dem ſie mit dem Fremden dahingingen. Das anmutige Dorf Liſta mit ſeiner köſtlichen rauſchenden Quelle und ſeinen Orangen- und Citronen-Gärten an den ſchroffen Felsberg hingelehnt, war zur Seite liegen geblieben. Das weiße Bachbett des Uadi es Sarâr hatten ſie überſchritten und waren jenſeits in ein Thal eingebogen, das in der Richtung von Emmaus wieder auf die Höhe des Gebirges hinaufführte.*) Das iſt wenigſtens

*) Vgl. die Karte „Jeruſalem und Umgebung“; es iſt das durch eine punktierte Linie bezeichnete Seitenthal, welches in der Mitte zwiſchen Nephthoa und dem (fälſchlich für Emmaus gehaltenen) Kulonieh abzweigt und ſüdlich von Mizpa gegen N.-W. nach Emmaus hinaufführt.

der nächste Weg von Jerusalem nach Emmaus. Derselbe folgte dem Laufe eines Bächleins, das von drei Quellen gespeist wird, welche in einiger Entfernung von einander thalauf entspringen. Das Thal, das oft so enge ist, daß es nur für das Bachbett Raum hat, ist heute noch gar stille und einsam. Die Welt mit ihrem Geräusch ist so ferne. Hier ist alles so still. Hier können sich einige Wanderer auch heute noch in ein Gespräch vertiefen und die ganze übrige Welt darüber vergessen. Im April blühen hier in goldigem Glanze zahlreiche Ginsterſträuche mit großen gelben Blütenbüscheln. Die Bergwände rechts und links müssen zu Jesu Zeit auf vortrefflich gebauten Terrassen aufgestiegen sein, auf denen Bäume und Reben herrlich gediehen und das Thal mit Wohlgerüchen erfüllten. Namentlich die Quitten in ihrer schneeweißen Blütenpracht und das dunkelrote Laub der Granatapfelbäume dienen im April dem Thale zum lieblichsten Schmucke. Wo der Boden zu rauh und zu felsig ist, da wächst der bekannte Dornstrauch Palästinas mit seinen kleinen roten Beeren überall am Wege. Weiter oben aber wird das Thal weiter. Da dehnen sich fruchtbare Saatfelder, aus denen viele Hunderte von Kornblumen himmelblau hervorleuchten.

Durch dieses Thal wahrscheinlich stiegen die drei Wanderer am Osternachmittag langsam hinan. Die beiden waren zu Ende mit ihrem Berichte. Der Fremde hatte schweigend zugehört, ohne sie zu unterbrechen. Er schien zu wissen, daß ein Teil des Tröstens schon darin liegt, daß man einen Unglücklichen zuerst dazu bringt, seinen ganzen Kummer vor einem teilnehmenden Herzen auszusprechen. Und mit großer Teilnahme war er ihrer Erzählung gefolgt. Nur ab und zu mag er eine kurze Frage dazwischen geworfen haben.

Jetzt, da sie geschlossen hatten, sahen sie ihn erwartungsvoll an. Sie erwarteten, daß er seiner Entrüstung über den

allem Rechte Hohn sprechenden Justizmord der Machthaber Jerusalems an ihrem Meister, seiner Teilnahme an der Vernichtung so schöner Hoffnungen Ausdruck geben werde. Aber zu ihrem Erstaunen sagte er von alledem nichts. Im Gegenteil! Im Tone eines wohlwollenden, aber doch ernstlich mißbilligenden Freundes fing er an, sie wegen ihrer eigenen Thorheit zu tadeln. Nicht den Obersten ihres Volkes, nein, ihnen machte er Vorwürfe. „Ihr Thoren," so begann er mit seltsamem Blicke, „und trägen Herzens, zu glauben alle dem, das die Propheten geredet haben. Mußte nicht der Messias solches leiden, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen? Ist das nicht gerade der Weg zu seiner majestätischen Thronbesteigung? Und konnte man nach den Propheten einen andern Weg dahin erwarten?"

Mit großen Augen schauten sie ihn an. Das war eine ganz entgegengesetzte, eine ganz neue hoffnungsvolle Auffassung der Dinge, an die sie noch gar nicht gedacht hatten! Sie redeten von Schmach, — er redete von Herrlichkeit! Sie redeten von Unbegreiflichkeiten, — er von Notwendigkeiten der göttlichen Führung! Und als sie ihn fragend, staunend anblickten, fing der Fremde an, ihnen zu beweisen, daß in alledem, was sie ihm soeben erzählt, so wenig etwas Auffallendes und Unerwartetes liege, daß es vielmehr auffallend sein müßte, wenn es anders gekommen wäre. So und nicht anders habe es nach Gottes in den Propheten geoffenbartem Rate kommen müssen.

Aufs äußerste betroffen hörten ihm die beiden zu. Anfangs zwar waren sie wohl etwas verstimmt durch seinen Tadel. Aber immer mehr schlug ihre Stimmung um in offene Bewunderung. Sie wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie wurden getadelt, aber der Tadel fiel wie heilender Balsam auf ihre verwundeten Herzen. Waren das nicht ganz ähnliche Gedanken, wie sie der tote Meister während des letzten

Halbjahres oft ausgesprochen hatte, seit den Tagen vom Hermon, wo er zum ersten Male von dem Geheimnis seines Todes geredet hatte? Hatte nicht auch er dann immer diese beiden Dinge betont, einerseits dies Muß des Leidens, andererseits, daß dies Leiden für ihn nur die rechte, von Gott gewollte Pforte zu seiner messianischen Herrlichkeit sei? Hier war nicht mehr von einer dunkeln, unbegreiflichen Fügung, nicht mehr von einem unheimlichen Rätsel der göttlichen Weltregierung die Rede, sondern von einer schon seit Jahrhunderten in den heiligen Schriften vorbezeichneten notwendigen Bahn des Erlösers. Von ihrem Meister redete er gar nicht als von einem Toten, sondern von einem, der ein wunderschönes Ziel auf einem glorreichen Wege erreicht hat. In seinen Worten über ihn lag gar nichts Trauriges und Bedauerndes. Nur *sie* schien er zu bedauern, daß sie so thöricht waren, den herrlichen Gang der Dinge noch von einer so trüben Seite anzusehen.

Und während sie den einsamen Weg durch das enge, allmählich sich erweiternde Thal hinanstiegen, fing er an, mit einer erstaunlichen Schriftkenntnis den Schlüssel in die Pforten bisher unerschlossener Hallen des Alten Testamentes zu setzen. Er wußte ihnen das Bild des leidenden und durch Leiden verherrlichten Christus aus der Schrift so meisterhaft und einleuchtend darzustellen, daß es ihnen war, als könnte es gar nicht anders sein. Er wußte aus gewissen Prophetenworten ein so merkwürdiges Licht auf die Geschichte der letzten Tage zu werfen, daß sie sich nur wundern mußten, daß sie nicht selbst schon an alles das gedacht hatten. Unter seinen Worten erschloß sich eine Wunderblume altteſtamentlicher Verheißung nach der anderen und fing herrlich an zu blühen vor ihren überraschten Augen. Es war alles Gottes so würdig, alles zugleich so überzeugend, sie hätten nicht *ein* Wort dagegen sagen können. Das Herz wurde ihnen wärmer

und wärmer, und unter alledem der Mann ſelbſt merkwürdiger und merkwürdiger. Wunderbar wurde ihnen zu Mute, wenn ſie bei gewiſſen Stellen ſtehen blieben und ihm in ſein hoheitsvolles blitzendes Auge ſchauten. Ihr Herz brannte ihnen. Es war, als ob der Mann ſein Geheimnis hätte, das ſie noch nicht ergründen konnten. Es war, als ob ſeine Worte, ſo ruhig er ſie ausſprach, eine wunderbare Gewalt über ihre Seele hätten. Denn mehr und mehr fingen ſie an, die ganze Leidensgeſchichte mit ſeinen Augen anzuſehen. Mehr und mehr fingen ſie an, zu begreifen, daß das Lebensende ihres Meiſters nicht ein mißglückter Ausgang voll Schmach war, ſondern ein Eingang zu ſeiner Herrlichkeit.

Es mag eine Stunde vergangen ſein, bis ſie vom Thale aus die Höhe erreichten, während der Fremde alſo mit ihnen redete, nur zuweilen von einem erſtaunten Zwiſchenruf ſeiner Begleiter unterbrochen, der ihre tiefe Bewegung verriet. Es war ihnen, als ob die ganze Zentnerlaſt ihres Kummers und ihrer Troſtloſigkeit durch die Worte des merkwürdigen Mannes von ihrem Herzen weggewälzt würde. Es war ihnen, ihm gegenüber, als hätten ſie ihm etwas zu ſagen, als ſchwebte ihnen ein Wort auf der Zunge, mit dem ſie ihn als einen längſt Bekannten begrüßen müßten, — und doch wagte keiner von ihnen das Wort auszuſprechen. So waren ſie die Höhe hinangekommen.*) Wie ſich hier die Landſchaft weitete und lichtete! Aus dem engen tiefen Thale waren ſie auf die freie Bergeshöhe getreten. Nach dem anſtrengenden Steigen mögen ſie hier einen kurzen Halt gemacht haben. Sie konnten von hier weit ins Land hinausblicken. Das Auge ſchweifte über Berg und Thal, über Hochland und Niederung, über Land und Meer.**) Zahlreiche Dörfer und Ortſchaften

*) Vgl. die Karte „Jeruſalem und Umgebung“; es iſt das obere Ende des oben bezeichneten Seitenthals gemeint, weſtlich von Mizpa.

**) Vgl. die Karte „Paläſtina zur Zeit Jeſu Chriſti.“

belebten auf Bergesspitzen und Hängen das wechselreiche Bild der Gebirgslandschaft, von dem stolzen Kegel von Gibeon an bis hinüber nach Ephrem, dem heutigen Teyibe, wohin sich Jesus vor einigen Wochen nach der Auferweckung des Lazarus zurückgezogen hatte (Joh. 11, 54). Berg und Thal bis zur fernen Wüste glühten im rotgoldenen Glanze des Osterabends. Leuchtende Farben legten sich über die weißen Kalkberge und die umliegenden, meist von einem Olivenhain umgebenen Dörfer. Das ganze heilige Land bis zum Mittelmeer, bis zu den Bergen jenseits des Toten Meeres, im Süden bis zu den Höhen von Bethlehem, lag von dieser höchsten Höhe der ganzen Umgebung wie ein leuchtendes Panorama vor ihren Blicken. Die wunderschönen Farben des nahenden Sonnenuntergangs legten sich über das Land. Im fernen Moabiterlande bedeckte ein tiefes, mit Purpur gemischtes Violett den Fuß des Gebirges, während die Berghäupter schimmerten wie Rosen und Orangen und blitzende Rubinen. Jenseits des tiefen Thales, aus dem sie emporgestiegen waren, schaute Jerusalem von seiner stolzen Höhe herüber. Die Abendsonne spielte in den goldenen Platten des Tempels. Auf der anderen Seite aber in der Tiefe, jenseits der alten Philisterebene, schimmerte in weißem, fast blendendem Glanze das mittelländische Meer.

Auf freien Bergeshöhen wird es dem sorgenvollen Menschenkinde leichter ums Herz, wenn es, den Dünsten und den kleinen Kümmernissen des Thales entstiegen, wieder weit hinausschaut über die schöne Gotteswelt und die Bergesluft wie Gottes Odem ums Haupt weht. So war es auch den beiden Wanderern zu Mute, als sie nicht nur aus dem Thal zu ihren Füßen, sondern aus dem noch viel tieferen Thal ihrer Verzagtheit und Hoffnungslosigkeit sich durch den unbekannten Fremden unvermerkt wieder auf die freien Bergeshöhen des Glaubens geführt sahen. Wie anders fingen sie

jetzt die Stadt Jeruſalem dort drüben mit ihrem Golgatha anzuſehen, die ſie vor einigen Stunden ſo mutlos verlaſſen hatten, und über welcher jetzt für ſie ein verklärender Schimmer zu liegen ſchien, der nicht nur von der äußeren Abendſonne hinter ihrem Rücken kam. Noch wagten ſie's ja noch nicht recht zu glauben. Aber der Nebel fing an, ſich zu heben. Sie begannen auch von den ſcheinbar dunkelſten Wegen Gottes zu ahnen, daß „ſein Gang lauter Licht" ſei. Es mochte ihnen wenigſtens eine leiſe Ahnung davon kommen, daß die von ihnen ſo heiß beweinten letzten Tage Urſache werden könnten zu vieltauſendfacher Freude aller Geſchlechter und Nationen der Erde, die noch weit jenſeits dieſes blauen, vom Glanze der ſcheidenden Sonne beleuchteten Meeres wohnten, und daß ſie die Stadt da drüben einmal ſegnen würden ob des dunkeln Tages des Verhängniſſes, der mit Jeſu Kreuzestode wie ein furchtbares Rätſel auf ihrem Gemüte gelaſtet hatte. Das war es, was den beiden Wanderern dieſen Weg und dieſe Höhe gewiß zeitlebens unvergeßlich gemacht hat. Sie mögen dieſen Bergrücken, ſo oft ſie ſpäter daran gedachten, wie ſie mit ihrem unerkannten Meiſter da droben ſtanden, ins Oſterabendrot hineinſchauend, ihn ahnend und doch nicht faſſend, im Geiſte ebenſo genannt haben, wie nachmals die Kreuzfahrer, welche von hier aus zum erſten Mal die Zinnen Jeruſalems in der Ferne aufſteigen ſahen: mons iucundus d. h. Berg der Wonne.

Von hier aus wandten ſie ſich zu dem noch eine Viertelſtunde entfernten Emmaus. Sie gingen nördlich am Abhang des Berges hin, mit dem Blick in das mannigfaltige Gefüge der Berge und tiefen Thäler bis zu dem heutigen Ramallah hin. In den Dörfern in der Runde ſah man kleine Rauchſäulen aus den Häuſern aufſteigen. Man bereitete ſchon das Abendbrot. Eine kleine Erhebung des Berges überſtiegen ſie noch. Da plötzlich lag Emmaus vor ihnen. Friedlich lag

das anmutige Dörflein da, mit seinen Häusern sich den Abhang hinaufziehend. Der Osterabend hatte wie einen stillen Glorienschein über die kleine Schar von Häusern gelegt, die von einem Hain von Baumgärten umgeben war. Die beiden Jünger waren überrascht, schon ihr heimatliches Dörflein, nur noch wenige Minuten entfernt, vor sich zu erblicken. So sehr hatte sie der Fremde mit seinen Worten gefesselt. Und als sie nun die letzte Strecke des Weges zwischen den Oliven-, Feigen- und Granatapfelbäumen neben ihm her gingen, fiel es ihnen schwer aufs Herz, daß sie jetzt Abschied von ihm nehmen müßten. Schon schickte er sich an, auf der Landstraße weiter zu gehen, während ihr Weg nach dem Dorfe hin abbog.

Emmaus.*)

*) Unser Bild zeigt Emmaus, das heute den Namen Kubeebe führt. Rechts ist die Biegung des Weges von Jerusalem sichtbar, woher die Wanderer kamen.

Da drangen sie in ihn, indem sie auf ihre nahe Wohnung wiesen: „Bleibe bei uns! Denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget!“ Der Fremde nahm ihre Einladung gerne an. Da begleiteten sie ihn mit Freuden ins Dorf, wo sie bald in eines der einfachen Häuser eintraten.

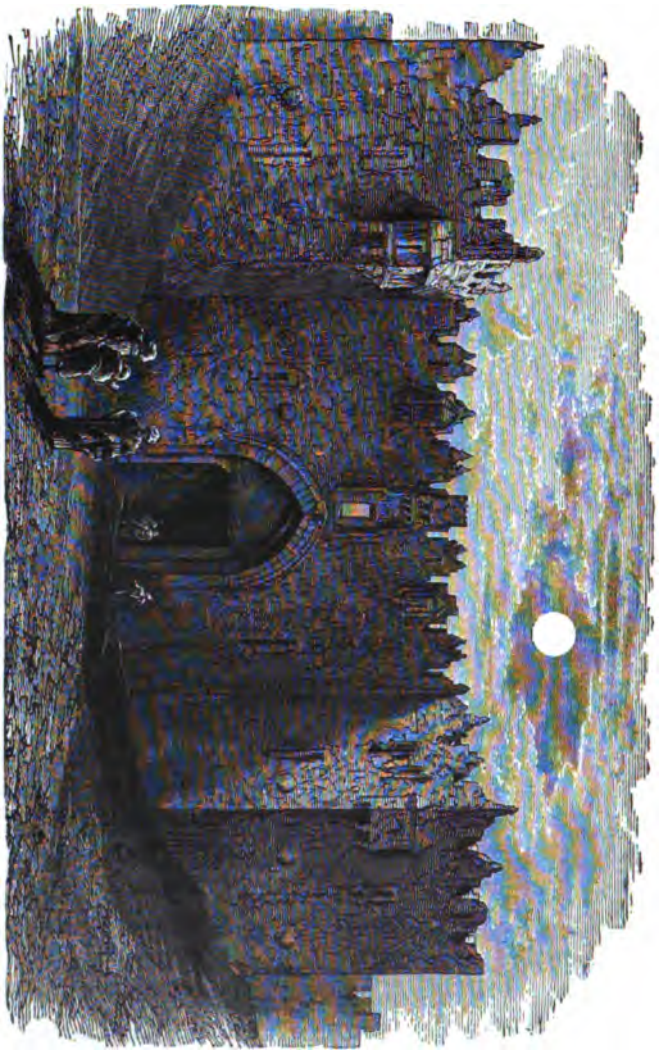
Dort mußte sich der Fremde auf die Polster niederlassen, während sie sich beeilten, dem willkommenen Gaste nach der ermüdenden Wanderung schleunig das Abendbrot aufs beste zuzurüsten. In kurzer Zeit war die Mahlzeit bereitet. Die Tischplatte wurde herbeigerückt. Die drei Tischgenossen nahmen ihre Plätze ein. Da — was sehen sie? — der Fremde nimmt, genau wie ihr Meister, wenn er mit seinen Jüngern aß, wie noch am letzten Donnerstag beim gemeinschaftlichen Passahmahle, das auf dem Tische liegende Brot in die Hand, dankt mit dem bei ihm gewohnten Tischgebet, bricht es in Stücke und reicht, als ob er der Hausvater wäre, jedem von ihnen freundlich mit einem wohlbekannten, ihnen bis ins innerste Herz dringenden Blicke ein Stück davon. Da ist's, als ob blitzschnell auch der letzte Nebel vor ihren Augen schwindet. Er ist's! Er ist's! So jubelt's in ihren Herzen. Auf springen sie mit dem Zeichen der größten Überraschung. Sie wollen seine Füße umfassen, die durchbohrten, segenspendenden Hände des Auferstandenen küssen. Aber wie sie aufstehen, von freudigem Schreck durchzittert, als ob sie träumten, — da finden sie sich plötzlich allein. Ihr Gast ist nicht mehr zu sehen. Wie fragend sehen sie sich im Zimmer um. Aber sein Platz ist leer und bleibt leer. Sie sind wieder allein.

Einen Augenblick mögen sie wohl sprachlos, wie betäubt vor Freude, dagestanden und einander angeschaut haben, als müßte jeder dem anderen das Rätsel lösen. Aber endlich finden sie Worte. Sie mögen sich, Freudenthränen in den Augen, gegenseitig um den Hals gefallen sein. Und ihr

Gebet, wie immer in den Momenten tiefſter Bewegung, ſtieg ohne Worte jauchzend zum Himmel empor. Jetzt machte die bange Furcht der letzten Tage der ſeligſten Freude Platz. Jetzt begann am Abend noch, als ſchon die Sonne unterging, für ſie der helle, frohe, lichtüberflutete Oſtertag. Alſo Er war es, Er war es, der neben ihnen her gewandert, ſo teilnehmend, ſo wunderbar ihr Innerſtes ergreifend, und doch wie ein Geheimnis in ſich bergend. Jetzt konnten ſie es gar nicht begreifen, daß ſie ihn nicht erkannt hatten, als er ihnen die Schriften auslegte. Und immer wieder mußten ſie ſich ſagen: „Brannte nicht unſer Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege, als er uns die Schrift öffnete?“

Aber nun konnten ſie auch nicht länger in Emmaus bleiben. Die übrigen klagenden Jünger ſollten nicht noch eine Nacht in banger Trauer zubringen. Sie mußten hingehen, heute abend noch, und es ihnen ſagen, daß die Frauen am Morgen doch recht gehabt, daß ſie ihn ſelbſt geſehen hatten. Ob auch die Sonne ſoeben ins Meer ſank, der Mond ſchien ja ſo hell in der Oſternacht. Sie ließen ihre Mahlzeit ſtehen, ſo wie ſie von der Hand des Herrn hingelegt worden war, und, als wären ihre Füße beflügelt, ſo eilten ſie dahin auf demſelben Wege, auf dem ſie vorhin der unerkannte Meiſter begleitet hatte.

Und der Mond und die Sterne zogen auf am Himmel, und ihnen war, als redete in dieſer Nacht alles, ſelbſt die leuchtenden Sterne, nur von der ſeligen Oſterbotſchaft, die ihr Herz erfüllte. Die Weiſen vom Morgenlande vor 34 Jahren können im Scheine ihres Sternes nicht ſo fröhlich und ſelig dahingezogen ſein, wie die zwei Jünger von Emmaus bei ihrer nächtlichen Rückwanderung nach Jeruſalem. Jene laſen in der goldenen Schrift des Himmels die Kunde vom neugeborenen König der Juden. Dieſen aber war heute durch den Auferſtandenen eine noch viel tiefere Schrift geöffnet



Das Nordthor (Damaskusthor) Jerusalems bei Mondschein. (Aus Dr. Farrars Leben Jesu.)

worden, Mose und die Propheten, zeugend von dem durch Leiden verherrlichten Christus, welcher der Welt die Liebe des Vaters am Kreuze kundgethan hatte.

Und so eilten sie denn mit dem brennenden Herzen und mit der geöffneten Schrift, in der Ferne das im Mondschein zuweilen erkennbare Jerusalem vor sich, über Berg und Thal zurück. Sie liefen, so schnell sie konnten. Sie konnten es kaum erwarten, bis sie die frohe Kunde den Aposteln gebracht hätten, die sie so traurig verlassen hatten. Um sieben Uhr hatten sie Emmaus verlassen. Gegen neun Uhr standen sie schon vor den Mauern Jerusalems. Sie eilten an Golgatha vorbei, durch das Nordthor Jerusalems, durch die Gassen der Stadt, bis sie an derselben Hausthür standen, an welcher Maria Magdalena heute morgen zitternd und bebend angeklopft hatte. Die Hausthür war von innen verriegelt. Denn noch fürchtete man einen Überfall der Juden. Sie klopften an die Thür und nannten ihre Namen. Da wurde schnell aufgemacht. Mit freudestrahlenden Gesichtern eilten ihnen die zehn Apostel entgegen und riefen: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und dem Simon erschienen!“ Und wie ein frohlockendes Echo kam es aus dem Munde der beiden Jünger von Emmaus: „Ja, er ist wahrhaftig auferstanden! Wir haben ihn selbst gesehen!“

* * *

Das liebliche Dörflein am Westrande des Gebirges steht heute noch und ist seit jenem Osterabend ein Lieblingsplatz der ganzen Christenheit geblieben. Manchmal bin ich am Ostermontag hinausgezogen und das stille enge Thal hinaufgewandert. Wie erinnerte dann alles an jene denkwürdige Wanderung am Osternachmittage. Oft treten die Berge rechts und links so nahe zusammen, daß der Weg nur noch auf

dem ſchmalen felſigen Bachbette Raum findet. Da meint man, über dieſelben Felſen dahinzuſchreiten, wie damals der Auferſtandene. Und wenn es ſo ſtill iſt in dem weltfernen, abgeſchloſſenen Thale, ſo meint man hier noch Stimmen zu vernehmen aus längſt entſchwundener Zeit, und es iſt, als hörte man eine ernſte Stimme im Tone freundlichen Vorwurfes ſagen: „O ihr Thoren und trägen Herzens, zu glauben allem dem, das die Propheten geredet haben! Mußte nicht Chriſtus ſolches leiden und zu ſeiner Herrlichkeit eingehen?“

Und das Dörflein ſelbſt liegt noch gar lieblich droben auf ſeiner Bergeshöhe. Nach drei Seiten ſenken ſich tiefe Thäler ſteil hinab. Nur nach einer Seite iſt eine ſchützende Höhe vorgelagert. So ſchaut das Dörflein von hoher Warte, wie ein ſtummer Oſterprediger der chriſtlichen Kirche, hinaus über das Meer, an deſſen anderen Ufern heute die chriſtlichen Nationen wohnen, während hier der Name des Auferſtandenen unter den Dorfbewohnern wieder verkannt oder vergeſſen iſt. Aber es iſt doch eine ergreifende Sache, am Oſterabend dort vor dem Dorfe zu ſtehen und mit den Augen den Weg der drei Oſterwanderer zu ſuchen. Man meint, die Drei zu ſehen, wie ſie dort über die Höhe kommen, wo der Weg zum Dorfe abbiegt. Man meint den Einen zu ſehen, der an dem im Sonntagsfrieden daliegenden Dörfchen vorüberziehen will, während ihn die beiden anderen zurückzuhalten ſuchen. Man meint den Kleophas und ſeinen Gefährten zu hören, wie ſie die rührende Bitte ausſprechen, die wie eine unſichtbare Inſchrift über dieſem Dörflein zu ſchweben ſcheint, und die ſeitdem Tauſende in der Chriſtenheit nachgebetet haben: „Herr, bleibe bei uns! Denn es will Abend werden und der Tag hat ſich geneiget.“

Die Erſcheinung in der Oſternacht.

„Auferſtanden! Auferſtanden!“
Tönt's jetzt durch die Oſternacht.
Selbſt durch mitternächtge Stunden
Glüht der Oſterſonne Pracht.
Horch! durch Salems ſtille Gaſſen
Wandelt des Erſtandnen Fuß
Und er grüßt die Jünger wieder
Mit dem ſelgen Friedensgruß.

Die Sonne war längſt hinter dem Palaſte des Pontius Pilatus mit ſeinen drei rieſigen Türmen hinuntergeſunken, als die beiden Jünger von Emmaus wieder vor den Thoren der Stadt ankamen. Sie eilten hinein in die dunkeln Straßen. Glaubten ſie doch ihre Mitjünger noch in tiefſter Betrübnis zu finden.

Aber auch im Jüngerkreiſe herrſchte ſchon frohe Oſterfreude. Denn im Laufe des Tages, wahrſcheinlich noch vor der Erſcheinung auf dem Wege nach Emmaus, hatte ſich der Herr nach den übereinſtimmenden Berichten des Neuen Teſtaments dem Petrus geoffenbart. Dem am tiefſten gebeugten Jünger, der ſo ſchlecht ſein Wort gehalten hatte: „Und wenn ich mit dir ſterben müßte, ſo will ich dich nicht verleugnen“, erſchien er zuerſt. Was ihm der Herr geſagt hat, meldet kein Bericht. Es war eine Begegnung unter vier Augen. Der erſte Blick des Auferſtandenen, anknüpfend

an jenen letzten Blick in der Nacht, als sich der Herr bei dem Rufe: „Ich kenne den Menschen nicht!“ umwandte und den Petrus schweigend anblickte, die seelsorgerischen Worte, die der milde Herr zu dem Trauernden sagte, hatten ihn noch einmal aufs tiefste gebeugt, aber auch zugleich wieder unaussprechlich selig und glücklich gemacht. Eine erschütternde Bewegung muß durch seine Seele gegangen sein, als er nach jener dunkeln Nacht wieder vor seinem Herrn stand, der ihn wieder in Gnaden annahm, ähnlich, nur noch viel gewaltiger, als bei jener ersten Gnadenoffenbarung Jesu in seinem Schiffe auf dem See Genezareth, als er in tiefster Bewegung ausrief: „Herr! Gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch!“ Aber den Inhalt dieses Gesprächs scheint Petrus lebenslang als sein Geheimnis bewahrt zu haben. Wenigstens wird uns überall (Luk. 24, 34; 1 Kor. 15, 5) nur die Thatsache der Erscheinung berichtet. Jetzt aber trat Petrus hinein in die Versammlung der Jünger, der erste allen vollgiltige Osterbote aus dem Apostelkreise. Welche Umwandlung war mit ihm geschehen! Auf seinem Gesichte schon stand die Osterbotschaft zu lesen. Derselbe Petrus, der die letzten Tage wie ein Nachtwandler unter ihnen gewesen war, mit dem Brandmal der Verleugnung, stand nun vor ihnen, wie ein neuer Mensch, strahlend vor Freude, erfüllt von Mut und Hoffnung. So trat er, wieder der alte Feuermann, eilig, alle mit sich reißend in ihre Mitte mit dem Rufe: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“ Jetzt stand er wieder da als der Führer der Apostel, als ob ihm die Krone wieder aufs Haupt gesetzt worden wäre, die ihm der Herr einst verliehen hatte mit dem Worte: „Du bist Petrus! Und auf diesen Felsen will ich meine Kirche gründen!“

Und inzwischen war die Osternacht hereingebrochen. Der Ostermond glänzte wieder über den Dächern und Häusern und Palästen Jerusalems. Aber in dem Hause, wo sich die

Jünger versammelt hatten, da war die Nacht zum hellen Tage umgewandelt. Am späten Abend noch war ihnen das Frührot einer neuen Zeit, die Ostersonne in ihrem herrlichen Glanze aufgegangen. All die Osterahnungen und Osterbotschaften trafen nun in dieser abendlichen Versammlung wie in einem Brennpunkte zusammen. Um neun Uhr etwa mögen auch die beiden Jünger von Emmaus dazu gekommen sein. Da flog eine Osterbotschaft der andern entgegen. Und man möchte sich wohl wünschen, ein stiller Zeuge jener seligen Osterberichterstattung im Jüngerkreise gewesen zu sein.

Es mochte wohl zwischen neun und zehn Uhr abends gewesen sein, als sie endlich Zeit fanden, sich zur Abendmahlzeit niederzulassen (Mark. 16, 14; Luk. 24, 36). Das Mahl wurde aufgetragen, wohl in demselben Saale, in welchem sie drei Tage zuvor mit ihrem Meister das Abendmahl gefeiert hatten. Welch eine Welt von Erlebnissen lag zwischen diesen zwei Mahlzeiten! Welch ein Sturm hatte seit jener ersten den Jüngerkreis bis in seine Fundamente erschüttert! Und welch fröhliche Reden würzten nun das Mahl nach den wunderbaren Wandlungen des heutigen Tages. Morgens noch alle am Rande der Verzweiflung, die Frauen mit verweinten Augen ihre Salbkrüge zum Grabe tragend, jetzt beim traulichen Abendmahl alle voll heiliger Osterfreude. Petrus mußte erzählen: „Ich habe ihn gesehen!“ Und die Magdalena erzählte strahlend: „Ich habe ihn gesehen!“ Und die beiden Jünger von Emmaus berichteten immer wieder: „Wir haben ihn gesehen, er ist mit uns gewandelt!“

Da, während sie mitten in der Unterhaltung waren, während sie diesen Nachrichten, die ihren Ohren wie süße Musik klangen, zu lauschen nicht müde wurden (Luk. 24, 36), da steht auf einmal, ohne daß die fest verriegelte Hausthür geöffnet worden wäre, Jesus im Zimmer und spricht mit seiner wohlbekannten Stimme, wie er immer gesagt hatte,

wenn er sie begrüßte, als ob nichts dazwischen läge, keine Kreuzigung, keine Grablegung, ganz wie sonst: „Schalom alekèm!“ Friede sei mit Euch!

Sie springen auf. Vor entzücktem Schreck finden sie kein Wort. So geheimnisvoll war er hereingetreten. Sie starren ihn an, wie er im Scheine der Lampe vor ihnen steht, als wär's ein Gespenst. So freudig sie noch eben von ihm gesprochen hatten, jetzt ist's ihnen, als sei es unmöglich, daß ihr Herr leibhaftig vor ihnen stehe, den sie vorgestern abend draußen vor dem Thore ins Grab gelegt hatten, als dürften sie's nicht wagen, ein lautes Wort in seiner Gegenwart zu sprechen (Luk. 24, 37).

Er aber schaute sie freundlich an, und ein Lächeln der Freude darüber, daß er ihre Traurigkeit in die größte Freude umwandeln konnte, schwebte um seine Lippen, als er zu seinen lieben Gefährten der beiden letzten Jahre sagte: „Was seid ihr so erschrocken? Und warum kommen solche Gedanken in eure Herzen?“ Und näher tretend, mit der geliebten wohlbekannten Stimme sprechend, auf die Spuren seiner Wunden, die ihm die Kreuzigung geschlagen, deutend, fuhr er fort: „Sehet meine Hände und meine Füße! Ich bin es selber! Fühlet mich und sehet, ein Geist hat doch nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe.“

Da sie aber noch immer, halb mit dem Ausdruck des Entzückens, halb mit den Zeichen der Befangenheit dastanden und nicht wagten, Ernst damit zu machen, daß er wirklich leibhaftig unter ihnen sei wie am letzten Donnerstag abend in diesem selben Saale, wies er mit freundlichem Lächeln auf das bereit stehende Abendessen, zu dem sie ihn gar nicht einladen wollten, und sprach, wie er es früher wohl am Abend eines arbeitsreichen Tages zu denjenigen Jüngern gesagt hatte, die für die Mahlzeiten zu sorgen hatten: „Habt ihr hier etwas zu essen?“

Jetzt kam endlich Bewegung in die Jünger. Sie durften ihm wieder einen Dienſt leiſten wie früher. Sie wurden froh, ihren Herrn wieder in ihrer Mitte zu haben. Sie begriffen, daß er wirklich lebte. Sie brachten, was ſie gerade hatten, etwas gebratenen Fiſch und Honig zum Brote. Er aber ſetzte ſich vertraulich wie in alter Zeit in ihre Tafelrunde und hielt das Abendmahl, das er in Emmaus ſo plötzlich unterbrochen hatte, mit ſeinen Jüngern. Und jetzt erſt, als ſie das Mahl mit ihm hielten, als er wieder wie immer als Hausvater unter ihnen ſaß, als ſie ihn an jedem Worte, an jeder Bewegung wieder erkannten, da ſchwanden auch die letzten Zweifel, da zog die Oſterfreude mit ausgeſpannten Flügeln in ihre Seele ein. Wie drängten ſie ſich um ihren Meiſter! Wie dankbar, wie glücklich ſchauten ſie ihm ins Auge! Wie waren doch die ſchwarzen Wolken ſo ſchnell vorübergezogen, die grauenvollen Tage, vor denen auch ſeine Seele gebebt hatte, draußen im Garten Gethſemane! Sie mögen ihm geſagt haben, welche Angſt und Furcht ſie ausgeſtanden hatten. Sie mögen ihm bekannt haben, daß ſie nimmer gehofft hatten, ihn jemals wiederzuſehen und die Vollendung ſeines herrlichen Werkes.

Dann aber folgte eine unvergeßliche, große Stunde für die Jünger. Er redete noch einmal mit ihnen Aug in Auge über den Zuſammenhang ſeines Todes und ſeiner Auferſtehung als des rechten Weges zu ſeiner Herrlichkeit. Das war eine Oſterpredigt! So iſt ſeitdem keine mehr auf Erden gehalten worden. Zwar konnte er es ihnen nicht erſparen, zuerſt ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit zu ſchelten, daß ſie nicht geglaubt hatten denen, die ihn geſehen hatten auferſtanden (Mark. 16, 14). Dann aber folgte ein Unterricht, der ſie in die tiefſten Zuſammenhänge des Rates Gottes und der prophetiſchen Schriften hineinblicken ließ. „Das ſind die Ereigniſſe,“ ſo ſagte er, „von denen ich zu euch redete, da

ich noch bei Euch war. Denn es muß alles erfüllet werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Mosis, in den Propheten und in den Psalmen" (Luk. 24, 44). Ein Wort nach dem andern führte er ihnen vor aus den Schatzkammern des Alten Testaments, er, der große Meister der Schrift, der mit ihr umzugehen wußte, wie kein anderer. Man geht manchmal lange an einem Worte der Schrift vorüber und findet nichts daran. Erst wenn's einem der rechte Meister erklärt, dann gehen einem plötzlich die Augen über seine tiefe Bedeutung auf. So erging es den Jüngern an jenem Osterabend. Jedes Wort, das der Herr aus dem Dunkel des Unverstandenseins hervorzog, fing an zu leuchten unter seiner Berührung wie blitzende Diamanten und Rubinen in der Ostersonne. Eine verschlossene Knospe nach der anderen that sich für ihre Augen auf im Garten der großen Propheten und entfaltete ihren Kelch zu ihrer Überraschung in all ihrer Lieblichkeit und ungeahnten Schönheit. „Er öffnete ihnen das Verständnis," sagt Lukas (24, 45), „daß sie die Schrift verstanden." Es muß von diesem Öffnen im tiefsten Sinne gegolten haben, was der Dichter sagt:

Ein geistreich aufgeschloßnes Wort
Wirkt für die Ewigkeit.

Zum Schlusse aber führte er sie noch auf die Höhe ihres apostolischen Berufes. Der erste Ostertag sollte nicht vergehen, ohne daß auch die ganze übrige Welt im Geiste Anteil empfangen sollte an der großen Freude des heutigen Tages, durch Abordnung seiner berufenen Botschafter und Osterboten. Die höchste Offenbarung seiner irdischen Herrlichkeit hatten sie heute gesehen. Sie waren Augenzeugen gewesen seiner sündlosen Heiligkeit, von heute an auch seiner Lebensherrlichkeit, vor welcher der Tod zu nichte wurde. Jetzt waren sie imstande, seine Zeugen zu sein für alle Völker, an welche er gedacht hatte, als er vor drei Tagen vielleicht eben an diesem

Tische gesagt hatte: „Ich vergieße mein Blut für viele zur Vergebung der Sünden.“ Darum sprach er: „Christus muß jetzt predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern, anhebend zu Jerusalem. Ihr habt jetzt alles gesehen. Ihr seid des alles Zeugen!“ (Luk. 24, 48.)

Dann schickte er sich an zu gehen. Noch einmal grüßte er sie mit dem landesüblichen Gruß, eine bisher von den Jüngern ungeahnte Tiefe in denselben legend: „Friede sei mit Euch!“ Und wie er schon früher (z. B. in der vergangenen Woche bei der Verfluchung des Feigenbaumes), um ihnen etwas Wichtiges recht eindrücklich zu machen, sich zuweilen einer Gleichnishandlung bedient hatte, so verhieß er ihnen nicht nur mit Worten die nötige Geistesausrüstung zu ihrem Zeugenamte, sondern er blies sie an und sprach: „Nehmet hin den heiligen Geist! Nehmet hin die Vollmacht, von der ich Euch schon vor einem halben Jahre (Matth. 16, 19) geredet habe: welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten!“ Diese mit Majestät gesprochenen Worte klangen noch in ihren Ohren, — da sahen sie den Herrn nicht mehr. Wie vor einigen Stunden in Emmaus war er plötzlich vor ihren Augen verschwunden.

Es mag wohl gegen Mitternacht gewesen sein, als der Herr von ihnen schied. Er schied und er blieb doch bei ihnen. Sein „Friede sei mit Euch!“ klang ihnen noch selig im Herzen. Sie fühlten etwas davon, daß er diesen Friedensgruß „nicht gab, wie die Welt giebt,“ bei der er nur Klang und Schall ist, sondern daß nach bangen, dunkeln Tagen ein großer, beglückender, in der tiefsten Geistesgemeinschaft mit ihm begründeter Gottesfriede in ihre Seele zog.

Welch eine selige Osternacht muß es gewesen sein, welche die glücklichen Jünger dort beim Lampenschein feierten, auch

als der Platz Jeſu wieder leer war. Wohl war es draußen Nacht geworden, — aber die Oſterſonne blitzte noch ſpät durch die nächtlichen Fenſter des wohlbekannten Abendmahlsſaales und über dem nahen Ölberge. Und alles, Welt, Grab, die mondhelle Landſchaft nach Emmaus zu, ſchien ihnen in der herrlichen Oſternacht nur eins zu predigen mit tauſend Stimmen, deren Echo in ihrem fröhlichen Herzen widerhallte:

Der Herr iſt auferſtanden!
Er iſt wahrhaftig auferſtanden.

Siegel am Grabe.

Und seitdem schallt der Ruf des ersten Ostertages: „Der Herr ist auferstanden!“ frohlockend durch die ganze christliche Kirche. Der frohe Glaube an die Auferstehung Jesu Christi ist die Grundlage des ganzen christlichen Glaubens. In seiner Auferstehung hat Jesus seiner Kirche an seinem Leibe den thatsächlichen Beweis gegeben, daß er das ewige Leben in sich habe und all den Seinen geben könne und daß die gefürchteten „Pforten des Totenreiches“ den Mitgliedern seiner Gemeinde nichts mehr anhaben können (Matth. 16, 18). In seiner Auferstehung hat er den Beweis gegeben, daß er nicht nur ein großer einsichtiger Weiser des Morgenlandes, sondern der Erlöser ist. Als Erlöser von der Sünde hat er sich erwiesen durch seine sündlose Heiligkeit, da er sich geheiligt hat für uns (Joh. 17, 19). Durch seine Auferstehung aber hat er sich erwiesen als Erlöser vom Tode, dem unvermeidlichen, vom Tode, gegen dessen finstere Gewalt bisher alle Helden und Weisen, alle Generationen der Menschen ohnmächtig angekämpft hatten, seitdem Menschen zum ersten Male an einem Grabe geweint hatten. Wer davon erlösen kann, von der Sünde und ihrem schrecklichen Sohne, dem Tode, den wird die Menschheit als Befreier, als Herrn und Heiland begrüßen. Wer das nicht kann, wer ein Heiland sein will und doch wie

alle anderen vor dem Tode ohnmächtig die Waffen strecken und ins Grab sinken muß, der kann uns nicht helfen. Von dem wird sich die Menschheit mit schmerzlicher Enttäuschung wieder abwenden. Und darum ist auch die Osterthatsache der Grundstein des ganzen christlichen Glaubens. Ohne Ostern würde die Welt niemals eine christliche Kirche gesehen haben. Auch für die Apostel selbst war die Auferstehung von nun ab das Fundament, auf dem ihr ganzer Glaube, ihre ganze Predigt in der Welt ruhte. Sie hatten schon früher manche Offenbarung seiner Herrlichkeit gesehen, von jenem ersten Zeichen an in Kana bis zum Wandeln auf dem See Genezareth, bis zur Auferweckung des Lazarus. Aber die Auferstehung des Gekreuzigten selbst war die höchste irdische Offenbarung seiner Herrlichkeit. Man könnte unter sie mit geringer Abänderung dieselben abschließenden Worte setzen, mit denen Johannes das erste zwei Jahre vorher in Kana geschehene Zeichen unterschrieben hat: „Dieses war das letzte Zeichen, das Jesus that, und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn."

Warum sich Jesus nicht dem ganzen Volke zeigte, das ihn am Freitag ans Kreuz geschlagen hatte? Über diese Versuchung war er längst hinaus. Es war eine der ersten Versuchungen beim Antritt seines Erlösungsamtes, daß ihn der Versucher aufforderte, sich von der Zinne des Tempels ins Thal hinabzustürzen, um so das Volk durch ein Effektstück zum Glauben an seine göttliche Sendung zu bringen. Was wäre damit erzielt worden? Etwa Buße und Glauben, worauf es allein ankam beim Eintritt in sein Reich? Hatten sie seinen Worten voll Geist, die er bis in die letzten Tage hinein drüben im Tempel zu ihnen geredet, nicht geglaubt, so hätte das größte Schauspiel des Wiederauftretens des Auferstandenen im Tempel erst recht nicht die nötige Herzensumwandlung hervorbringen und sie zu seinen rechten Jüngern

machen können. In noch viel höherem Grade hätte solchem Verlangen das Wort gelten müssen, das Jesus einst im Gleichnis vom reichen Manne gesagt hatte: „Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Toten auferstünde!“ (Luk. 16, 31.) Haben sie Jesus vor seinem Tode nicht gehört, wo er sie so oft um sich sammelte und ihnen Tag für Tag predigte, so werden sie ihn auch nicht hören, ob er von den Toten auferstünde und mitten unter sie träte. Durchs Wort, durchs Wort wollte Jesus überzeugen. Darum hatte er auch am Osternachmittage sich den beiden Jüngern von Emmaus nicht durch seine Gestalt zu erkennen gegeben. Aber unter seinen Worten, als er ihnen die Schrift öffnete, brannte ihnen das Herz, an seinem Gebet und seinem Brotbrechen erkannten sie ihn endlich, daß es ihnen gewisser war, als die bloße Sinnenwahrnehmung es ihnen hätte sagen können: Es ist der Herr!

Wer in der Osternacht ans Grab in Josephs Garten gekommen wäre, der hätte noch die zerbrochenen Reste des Siegelthons sehen können, womit die Hohenpriester die Grabesthür hatten verschließen lassen. Es war ihnen eingefallen, daß dieser Verführer gesagt hatte: „Ich will nach dreien Tagen auferstehen.“ Da ließen sie sich von Pilatus Vollmachten geben. Soldaten wurden hinausgeschickt. Ein Gefäß mit Siegelthon wurde mitgenommen. Damit wurde draußen der vor die Grabesthür gewälzte Stein an die Felswand gesiegelt und mit gewichtiger Miene das große Amtssiegel des Hohenrates darauf gedrückt. Erst jetzt hatten sie Ruhe. Nun konnte er ja nicht mehr auferstehen.

Es will einen ein mitleidiges Lächeln ankommen, wenn man an Jesus Christus, den Sohn Gottes, denkt, und an diese kindlichen Versuche, mit ihrem Kästchen Siegelthon und ihrem großen Petschaft seine Auferstehung zu verhindern.

Und doch giebt es heute noch der Auferstehung Christi gegenüber Leute genug, die an diese Versuche der Hohenpriester unwillkürlich erinnern.

Ich meine alle diejenigen, welche von den Tagen der Apostel an bis heute mit einem großen Aufwand von Scharfsinn ihre amtlichen und wissenschaftlichen Siegel an das Grab Christi setzen, um die Osterberichte der Apostel Lügen zu strafen. Diese Versuche, die Predigt der Apostel zu nichte zu machen, braucht die christliche Kirche glücklicherweise nicht zu fürchten. Die Gegner der Apostel sind der Osterthatsache gegenüber wie Kinder, die mit aufgehobenen Händen der aufgehenden Sonne entgegenlaufen, um sie am Aufgang zu verhindern. Keine Thatsache der Weltgeschichte ist besser bezeugt wie die Auferstehung Christi. Sie ist zu allen Zeiten der Grund- und Eckstein der christlichen Kirche gewesen und geblieben, der sich breit und ungefüge jedem Unglauben in den Weg legt, daß er sich daran stößt und zu Falle kommt. Aber es giebt auch auf der ganzen Linie der Bekämpfung des durch die Apostel in Christi Auftrag verkündigten Glaubens keinen Punkt, an dem die gegnerischen Beweisgründe so kläglich sind und so deutlich den Stempel der Verlegenheit an der Stirn tragen, wie bei der Auferstehung des Herrn. Was ist's denn, was sie dagegen anführen?

Die einen sagen: Die Osterberichte der Evangelien stimmen nicht mit einander überein. Gewiß. Es finden sich manche kleine Unterschiede. Das ist aber nicht nur bei den Osterberichten, das ist auch bei sehr vielen anderen Erzählungen der Evangelien der Fall, wo bei kleinen Unterschieden in Nebensachen eine große Übereinstimmung in den Hauptsachen vorhanden ist. Der eine Evangelist redet von drei Frauen, der andere von zweien, die ans Grab hinausgingen, während Johannes, der ja auch sonst vielfach die anderen nur ergänzen will, nur die Maria Magdalena nennt, dabei aber die anfäng-

liche Begleitung der anderen offenbar vorausſetzt. Gewiß, es ſtimmt in den Berichten von jenen Tagen manches nicht bis ins Kleinſte überein. Der eine Evangeliſt ſagt, Jeſus ſei um 9 Uhr, der andere, er ſei um 12 Uhr gekreuzigt worden. Daraus folgt doch nicht, daß er nicht gekreuzigt iſt. Auch bei der Erzählung von der Verleugnung des Petrus laſſen ſich die Berichte durchaus nicht bis ins Kleinſte in Übereinſtimmung bringen. Daraus folgt aber doch nicht, daß Petrus nicht verleugnet hat. So ſtimmen auch bei den Erzählungen vom Oſtertage nicht alle einzelnen Züge genau überein. Aber die Thatſache, daß ſie Jeſum geſehen haben, zuerſt Maria oder „die Frauen", dann Petrus, dann die beiden Jünger von Emmaus, dann alle Elfe, die wird mit großer Einſtimmigkeit bezeugt.

Und iſt denn das ſo ſehr zu verwundern? Man frage doch einmal einige unſerer alten Soldaten, die bei Sedan mitgefochten haben, nach den von ihnen erlebten Einzelheiten der Schlacht. Jeder Bericht wird in kleinen Zügen von den anderen abweichen. Sollen wir deshalb an der Thatſache des Sieges zweifeln? Sie ſtanden ja vor der offenen Feſtung. Und wir ſtehen ja vor der Thatſache des dadurch begründeten deutſchen Reiches. Es würde ihnen lächerlich vorkommen, wenn wegen kleiner Verſchiedenheit ihrer Berichte jemand bezweifeln wollte, daß Schlacht und Sieg von Sedan ſtattgefunden habe.

So ging es auch den Evangeliſten. Sie ſtanden ja vor dem offenen Grabe. Gerade weil ihnen der Gedanke gar nicht in den Sinn kam, daß die von ihnen bezeugte Thatſache, für welche ſämtliche Apoſtel und viele andere noch lebende Männer als Augenzeugen eintraten, jemals in der Gemeinde angezweifelt werden könnte, gaben ſie ſich gar keine Mühe, mit einander übereinzuſtimmen, ſondern ſchrieben friſchweg nach dem Gedächtnis. So iſt gerade dieſe neben-

sächliche Verschiedenheit ein Beweis für die Festigkeit des Glaubens der ganzen Gemeinde zu Lebzeiten der Augenzeugen. Und es ist in der That für den, der es will, nicht schwer, die einfache Lösung dieser nebensächlichen Widersprüche zu finden. Diese Beweise aus der Verschiedenheit der Berichte, die das Grab heute noch verschließen wollen, sind nicht besser, als der Siegelthon der Hohenpriester, der angesichts der gewaltigen, lebensmächtigen Osterthatsachen wie Schlacken vor der Thür des Grabes niederfiel.

Andere sagen, und das ist schon schwereres Geschütz, daß eine Auferstehung unmöglich sei, weil wir noch nie eine erlebt haben. Folglich sei Christus nicht auferstanden. Das ist ein Beweis, der bei jedem neuen Akte Gottes eben so gut anwendbar ist, z. B. bei der Schöpfung der Welt. Wir haben sie ja auch nicht erlebt und sie ist nach den unserem Horizont erreichbaren Naturgesetzen auch unmöglich. Die Persönlichkeit Jesu Christi aber, die der Sünde nicht unterworfen war, war auch der Macht des Todes nicht unterworfen. Das Naturgesetz seiner mit dem lebendigen Gott aufs innigste geeinigten Person, die „das Leben in sich selbst hatte“ (Joh. 5, 26), verlangte die Auferstehung gebieterisch. Schon bei der Verklärung auf dem Berge, wo die Jünger dadurch auf die kommenden Todesereignisse gerüstet werden sollten, daß der Schleier etwas gelüftet wurde von seiner geheimnisvollen Persönlichkeit, sehen wir ein Durchblitzen der sein leibliches und geistiges Wesen durchwehenden und durchglühenden Lebenskräfte der Ewigkeit. Diese kamen in der Auferstehung zur Wirksamkeit. Darauf bezieht sich auch Petrus, wenn er fünfzig Tage später am Pfingstfeste vor dem ganzen Jerusalem, das der Kreuzigung zugesehen, predigt: „Es war unmöglich, daß er sollte vom Tode gehalten werden. Darum blieb seine Seele nicht in der Totenwelt, darum sah sein Fleisch die Verwesung nicht.

Dieſen Jeſus hat Gott auferweckt — des ſind wir alle Zeugen!“ (Apoſtelgeſch. 2, 24. 27. 31. 32.)

Und die Thatſache des leeren Grabes, was fangen wir damit an? Wer ſie doch erklären könnte! Sollen wir zu der Behauptung der Hohenprieſter unſere Zuflucht nehmen, daß die Jünger ihn geſtohlen haben? Und wo haben ſie ihn hingeſchafft? In einem anderen Grabe heimlich verſcharrt, — um dann die Welt glauben zu machen, er ſei auferſtanden? Wenn nicht, dann wäre es ja ſo leicht geweſen, ſich gleich am dritten Tage, wo auch nach dem unanfechtbaren Zeugnis des Paulus (1. Kor. 15) der Glaube an ſeine Auferſtehung bei den Jüngern feſtſtand — am Grabe ſelbſt zu überzeugen, ob er noch im Grabe liege. Die Beſchaffenheit jenes Felſengrabes, wo man nicht erſt einen Erdhügel zu entfernen, ſondern nur in die Felſenkammer einzutreten brauchte, machte ja die Prüfung ſo leicht! Nun werden wir freilich belehrt, daß die Jünger ihres (eingebildeten) Glaubens ſo gewiß waren, — „ſollten ſie ſich da gleich mit Fragen müßiger Neugier beſchäftigen?“ Das wäre doch am Ende nicht ganz ſo müßig geweſen, und es wäre im Intereſſe der Jünger und der Welt ſehr zu bedauern, wenn ſie das verſäumt hätten. Das war ja nach der ganzen Predigt der Apoſtel die Hauptſache! Und Joſeph von Arimathia? Sollte ihn in ſeinem eigenen Garten niemals dieſe müßige Neugier angewandelt haben? Es bleibt alſo zunächſt nur die Annahme der Hohenprieſter übrig, daß die Jünger den Leib Jeſu heimlich bei Seite gebracht haben. Und während derſelbe irgendwo heimlich verweſte, gingen ſie in die Welt hinaus, ihren Betrug bis in den Tod verhehlend, um die Auferſtehung Chriſti als Grundlage einer neuen Weltzeit zu predigen.

Indeſſen dieſe Annahme hat heutzutage wenige ernſthaft zu nehmende Verfechter. Sie ſchlägt ſich zu ſehr ſelbſt ins

Gesicht gegenüber der sittlichen Hoheit, in welcher die Apostel in ihrem Leben und ihren Briefen vor uns stehen. Darum werden die Erscheinungen des Herrn als Visionen d. h. Gesichte erklärt. Diese werden dann „psychologisch" erklärt. Man lernt dabei ein seltsames, sonst nie dagewesenes Stück Psychologie kennen. So sehr, wird gesagt, liebten sie ihren Meister, so sehr war ihr ganzes Sinnen und Denken auf ihn gerichtet, daß die Frauen mit ihren überreizten Nerven sich plötzlich einbildeten, ihn zu sehen. Auch die Apostel erlitten dieselben Einbildungen. Wie? so dachten sie, unser Meister, von dessen Wahrhaftigkeit und Messianität wir solche unumstößliche Beweise haben, er sollte ein Lügenprophet gewesen sein? Gott sollte ihn verleugnet haben? Unmöglich. „Diese Kluft," sagt ein Vertreter dieser Einbildungslehre*), die sich zwischen ihrem Glauben und der Wirklichkeit seines Todes aufthat, „mußte ausgefüllt werden. Eine Brücke mußte gebaut werden. Und so spannte sich mit innerer Notwendigkeit der Regenbogen der Vision. Ihr Glaube steigerte sich zum visionären Schauen (schade, daß es dafür kein unverdächtiges deutsches Wort giebt). Dies geschah bei den Erregtesten zuerst und durch die sympathische Kette der gleichen Begeisterung fortgeleitet schließlich bei allen." Und mit dieser Regenbogen-Theorie, mit der man in den Wolken herumfährt, wollen ernsthafte Männer die größte Thatsache des Glaubens der Apostel, welche diese fort und fort als das granitene Fundament des ganzen christlichen Glaubens predigen, aus der Welt schaffen? Mit diesen wunderlichen Behauptungen will man die heiligsten Versicherungen sämtlicher Apostel, Christum wiederholt gesehen und mit ihm gesprochen und gegessen zu haben, zu einer Sinnentäuschung überreizter Nerven machen?

*) Hausrath, der Apostel Paulus.

Wie? Die Apostel sollten es als eine innere Notwendigkeit empfunden haben, daß Jesus auferstanden sein müsse? Aber genau das Gegenteil ist ja nach den hier in jedem einzelnen Zuge übereinstimmenden Berichten der Evangelien wahr. Kein Mensch glaubte im Jüngerkreise an seine Auferstehung. Hatten sie schon früher, als Jesus zum ersten Mal von seiner Auferstehung sprach, sich nichts darunter denken können (Mark. 9, 10), so lag ihnen dieser Glaube angesichts der furchtbaren Thatsache seines Todes erst recht ferne. Sie hatten seine Worte von der Auferstehung für Gleichnisse gehalten. Er redete ja auch sonst so viel in Gleichnissen. Nein, sie hielten ihn für tot für alle Zeiten. Sie gingen ja hin, ihn einzubalsamieren. Dazu mußten gewisse Teile der Leiche vollends zerstört werden. Sie dachten also nicht im Traume an eine Auferstehung. Darum erklärten sie auch die ersten Nachrichten der Frauen ohne Besinnen für thörichte Märchen.

Und ferner, eine solche krankhafte Überreizung der Nerven, die einen Toten lebendig zu sehen meint, hört doch einmal auf, wenn man wieder bei gesunden Sinnen und nüchterner Überlegung fähig ist. Geht doch hin, sagt einer Mutter, die vor drei Tagen ihr Kind ins Grab gelegt hat, daß ihr toter Liebling wieder lebe. Laßt sie hinausgehen ans Grab, ob sie sich's wohl einbilden wird — sie hat es ja so lieb gehabt! — daß es lebe. Ob sie wohl bei gesunden Sinnen die Einbildung festhalten und lebenslang glücklich darüber sein wird, daß ihr Kind lebt, nie mehr eine Thräne vergießen wird, während inzwischen der Leib ihres Kindes ruhig im Grabe verwest?

Aber gesetzt, daß dies Wunder möglich wäre, wird sich diese bemitleidenswerte Einbildung der Mutter auf ihre Worte hin durch die „sympathische Kette der gleichen Begeisterung" auch allen anderen Verwandten und Freunden mitteilen?

Werden auch sie in ihrem glücklichen Wahn aller Welt fröhlich sagen, daß das tote, thatsächlich im Grabe liegende Kind lebt? Das ist einfach undenkbar. Und doch soll es bei den Jüngern so gewesen sein. Paulus stellt in dem unanfechtbaren 1. Korintherbriefe (Kap. 15, 6) fest, daß mehr als fünfhundert Jünger, von denen damals noch viele lebten, den Auferstandenen gleichzeitig gesehen haben. Die Fünfhundert sollen sich nun „durch die sympathische Kette der gleichen Begeisterung" alle zugleich eingebildet haben, den Herrn genau in derselben Weise gesehen, genau dieselben Worte von ihm vernommen zu haben, — und das alles, während vor ihnen nichts anderes war als die blaue Luft, und während der Leichnam Jesu irgendwo im Grabe verweste! Wir müssen gestehen, unser Wunderglaube reicht nicht bis zu solchen kühnen Höhen. Mögen andere, die sich einer größeren Leichtgläubigkeit rühmen können, eine solche „wissenschaftliche Erklärung" annehmen. Wir werden nicht anstehen, einen solchen Glauben auch zu den „psychologischen" Wundern zu zählen, an denen der Ostertag so reich gewesen sein soll.

Und Wunder über Wunder! Die Apostel predigen fünfzig Tage nach Ostern, wo wiederum Israel zu einem Feste in Jerusalem versammelt ist, vor Tausenden die Auferstehung Christi, und keinem von den Tausenden fällt es ein, was die Apostel als eine Frage „müßiger Neugier" betrachtet hatten, nachzusehen, ob nicht am Ende der Leichnam Jesu noch ruhig in der eine Viertelstunde entfernten Grabkammer liege, während die da drin seine Auferstehung predigen!

Ja noch mehr! Diese Apostel gehen ihr Leben lang in diesem beneidenswertem Wahne dahin. Keinem von diesen elf sonst so ruhig und klar denkenden Männern kommt jemals ein Zweifel. Selbst in den nüchternsten Stunden, die doch am Ende jedem einmal kommen, selbst so überreizten Leuten, als welche man die Apostel hinstellt, kommt ihnen niemals

der Gedanke, ihr Auferstehungsglaube könnte auf einer Selbsttäuschung beruhen. Nein, sie schwören darauf! Sie setzen ihre Existenz, ihr Leben daran! Selbst nach 30 bis 40 Jahren, einer Zeit, wo man sonst Tote vergessen zu haben pflegt, da gehen diese Männer willig für den Auferstandenen und für ihr Zeugnis von seiner Auferstehung in den Tod. Da beugen sie ihr Haupt dem Schwert, als beugten sie's, um den Lorbeer zu empfangen. Da gehen sie freudig in den Tod, dessen Nahen doch sonst alle Illusionen unbarmherzig zerstört, überzeugt, durch dieselbe Kraft, die Christum auferweckt hat, gleichfalls auferweckt zu werden zu einem neuen Leben, — alles auf Grund einer Nervenüberreizung an dem sogenannten Ostertage.

In dem Gefühle, daß diese Visionstheorie doch gar zu dürftig ist, hat man*) versucht, die Erscheinungen des Herrn zwar zuzugeben, aber so, daß der Geist des Herrn sich nur dem Geiste der Jünger kundgegeben habe. Daß dies sämtlichen Osterberichten des Neuen Testamentes schnurstracks widerspricht, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. — Auch neuere nach dieser Richtung neigende Erklärungsversuche sind nicht minder unglücklich. Einer von ihnen, der sich der Herrlichkeit des Osterglaubens nicht entziehen und ihn doch nicht teilen kann, hat nach Jahrzehnte langem ehrlichem Suchen eine Lösung des Rätsels gefunden, womit er glaubt die ganze Christenheit mit neuem Osterjubel erfüllen zu können**). Er meint, in den armen Jüngern habe sich die Sehnsucht der ganzen Menschheit, das Verlangen vieler Jahrtausende konzentriert. Es habe sich in dieser kleinen Jüngerschar Schmerz, Bangen, Hoffen, Heimweh ungezählter Millionen in jenen Augenblicken zusammengedrängt. (Wieder

*) Keim und andere.

**) Professor Furrer in Zürich.

ein unbegreifliches pſychologiſches Wunder!) Unter dem gewaltigen Druck dieſer Empfindungen von Millionen habe ſich das Maß ihres innerſten Empfindens und Wahrnehmens ſo koloſſal geſteigert, daß ſie plötzlich ſozuſagen einen ſechſten Sinn bekamen, plötzlich in die unſichtbare Welt hineinblickten (wieder ein Wunder!), und da den Herrn, der zwar nicht auferſtanden war, aber in einer höheren Welt lebte, wahrnahmen. Wie wir nämlich die feine Luftart Sauerſtoff unter gewöhnlichen Umſtänden nicht in tropfbar flüſſigen Zuſtand überführen können, wohl aber durch Anwendung eines rieſigen Druckes, ſo habe der Druck der Sehnſucht von Millionen dies ſonſt nicht vorkommende Wunder in den Jüngern hervorgebracht.

Aber bei aller Anerkennung des redlichen Strebens ſolcher Männer, den herrlichen Oſterglauben von ihrem Standpunkte aus zu retten, müſſen wir doch ſagen: Was ſind das alles für verzweifelte Verlegenheits-Erklärungen! Wozu bei der tiefen Abneigung gegen „Wunder“ eine Reihe neuer Wunder erfinden, anſtatt vollends den letzten Schritt zu thun hinein in das Land der Wunder Gottes und einfach bei der Auferſtehung zu bleiben, wie ſie die Apoſtel gepredigt haben, und mit Paulus zu bekennen, daß Chriſtus auferweckt iſt durch die Macht Gottes und durch die Herrlichkeit des Vaters?

Und endlich: die größte Umwälzung auf dem Gebiete des Geiſtes, die ſittlich großartigſte Erſcheinung der Weltgeſchichte, dieſe gewaltige, noch immer nicht abgeſchloſſene Bewegung, die ſeit der Auferſtehung Chriſti ein Jahrhundert nach dem andern, ein Volk nach dem andern, einen Weltteil nach dem anderen ergreift, ſie zu einer früher nie gekannten Höhe emporhebend, — die ſoll von einem Betruge und ſei es ein Selbſtbetrug, ausgegangen ſein? Zwei Jahrtauſende lang ſoll die Vorſehung die größten Dinge auf Erden auf Grund eines Betruges, und ſei es ein Selbſtbetrug, vollbracht haben? Fürwahr, alle dieſe Einwände fallen angeſichts des

mit imposanter Einmütigkeit von den Aposteln gegebenen und bis in den Tod hinein wiederholten Zeugnisses zur Erde wie der Siegelthon der Hohenpriester, die das Grab Jesu versiegeln wollten. Sie versiegeln höchstens urkundlich, daß jeder, der den Glauben der Apostel nicht annehmen will, sich in der peinlichsten Verlegenheit befindet, wie er den einmütigen Osterglauben der Apostel, ihr Leben und Sterben, die Entstehung der christlichen Kirche erklären soll, und daher selbst nach den abenteuerlichsten Erklärungen greifen muß, die keinen Menschen überzeugen werden, der „natürliche" Erklärungen verlangt.

Nein, nein! Wir stehen auf Felsgrund auf dem Felsengrabe Jesu Christi. Unerschütterlich ist die Thatsache der Auferstehung. Wir wiederholen es: Keine Thatsache der Weltgeschichte ist fester, unumstößlicher bezeugt, als die Auferstehung Jesu Christi. Denn wenn das alles nicht genügt, dies einstimmige durch ein halbes Jahrhundert hin wiederholte Zeugnis der Apostel, daß sie ihn persönlich wieder und wieder gesehen und mit ihm geredet, diese auf jedem Blatte des Neuen Testamentes wiederkehrende frohe Gewißheit dieser praktischen, nüchternen Männer, dieses Hineinschreiben ihres Zeugnisses in die Annalen der Weltgeschichte nicht nur mit Feder und Tinte, sondern mit ihrem Blute, diese weltumwälzende Thatsache der christlichen Kirche, die sich von ihrem Ursprunge an auf Ostern und auf nichts anderes aufgebaut hat, — dann fragen wir wohl mit Recht: welchem Zeugnis der Weltgeschichte kann man dann überhaupt noch Glauben schenken? Wo wäre dann überhaupt eine Erscheinung der Weltgeschichte, sei es eine Völkerwanderung, sei es die Welteroberung eines Alexander, die man nicht mit solchen Künsten als ein Hirngespinnst oder Gaukelspiel der Phantasie hinwegdemonstrieren könnte?

Wäre in der That unser Herr Christus nicht auferstanden, dann wäre, wie schon Paulus 1. Kor. 15, 17

folgerichtig sagt, unser ganzer christlicher Glaube ein armseliges Luftschloß. Darum baute sich die ganze Predigt der Apostel, sei es in Jerusalem, sei es in Athen, sei es in ihren Briefen jedesmal auf dem gewaltigen Fundamente der Auferstehung Christi auf. Soviel ist gewiß, daß die Apostel sofort aufgehört haben würden, Christum zu predigen, hätten sie jemals den leisesten Zweifel an seiner Auferstehung gehabt. Sie hätten sich nicht denken können, wozu sie denn eigentlich der Welt diesen Verstorbenen hätten predigen sollen. Denn durch die Auferstehung erst ist Christus nach Paulus (Röm. 1, 3) als Gottes Sohn erwiesen worden. Wäre er im Grabe geblieben, so wäre ihm zwar immer noch der Ruhm geblieben, ein sehr weiser Mann gewesen zu sein. Aber den Tod zu überwinden hatte auch er keine Macht. Vor dem mußte auch er sich beugen. Er wäre ein großer Philosoph gewesen, aber der Heiland, der Erlöser der Menschheit wäre er nicht gewesen.

Und darum schließen wir uns mit jedem Osterfeste wieder mit den Aposteln und der ganzen Christenheit aller Zeiten zusammen in dem freudigen Rufe, der mit steigender Gewißheit so selig durch den ganzen ersten Ostertag hindurchweht, am frühen Morgen bei Maria Magdalena beginnend, dann bei Petrus und den beiden Emmausjüngern sich fortsetzend, bis sich am späten Osterabend endlich alle Jünger damit grüßen: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“ Wir stellen uns an jedem Osterfeste im Geiste auf das leere Grab Jesu und auf die Gräber aller in ihm Entschlafenen, die durch seine Grabesruhe zu Stätten der Auferstehungshoffnung geworden sind, und pflanzen darauf wie ein Panier des ewigen Lebens das uralte Osterbekenntnis der Christenheit auf:

Ich glaube an Jesum Christum,
Auferstanden von den Toten!

Oſtern am See Genezareth.

Die vierzig Tage.

Und wo ſie gehn und wo ſie ſtehn
Geht nun auf Schritt und Tritt
Lebendig, aber ungeſehn,
Der Auferſtandne mit.

Oſtern war über die Welt gekommen. Die weltalte Tragödie einer rettungslos verloren gehenden Menſchheit hatte durch den ſich ſelbſt opfernden Sohn Gottes eine ſelige Löſung erhalten. Eine neue Weltzeit war angebrochen, der irre Planet der ſündigen Menſchheit unter neue Bedingungen geſtellt. Das Lied der ewigen Liebe, welche durch herrliche Gottesthaten eine ganze Welt aus Tod und Sünde herausreißt, ertönte fortan durch die Welt. Und der himmliſchen Melodie dieſes neuen Liedes hatte Gott am Oſtermorgen ſelbſt in der vernunftloſen Natur im tiefen Baß des Erdbebens eine gewaltige Begleitung gegeben. Es war, als ginge eine Ahnung durch ſie hindurch, „daß auch die Kreatur frei werden ſollte durch Chriſtum vom Dienſte der Vergänglichkeit“ (Röm. 8). Die Erde erbebte wie in unbeſchreiblicher Freude. Die Felſen vor Jeruſalem zerriſſen. Ein Donnern des Erdbebens lachte durch die Schöpfung, als ſollten Berg und Thal mitrufen: „Es iſt vollbracht! Es iſt wohlgelungen!“ Auch durch die Engelwelt ging eine Bewegung. Das Geheimnis, in das ſie ſchon zur Weih-

nacht zu schauen gelüstete, hatte sich ihnen herrlich geoffenbart. Aber die größte Freude herrschte doch im Kreise der Jünger. Für sie begann mit dem Ostertage eine große Zeit, in welcher der Auferstandene durch vierzig Tage hin mit ihnen verkehrte und der Zeit ihrer Jüngerschaft die Krone aufsetzte.

Heilige Zeit der vierzig Tage! Wie von einer Glorie von Osterherrlichkeit umflossen, so steht sie da in den Evangelien, so feiert sie auch die Kirche alljährlich noch zwischen Ostern und Himmelfahrt. Nach den stürmischen Passionstagen wird den Jüngern hier noch eine Feierstunde bereitet, welche sie mit ihrem himmlischen Glanze durch ihr ganzes Leben begleitet. Es waren äußerlich Tage wie alle andern, und doch gab es unter diesen vierzig Tagen solche, in denen der Himmel für sie lag, durch welche die Ewigkeit wandelte, wo sie selbst im Vorhofe des Himmels standen.

Für ihr apostolisches Zeugnis waren diese vierzig Tage von der größten Wichtigkeit. So kamen sie zur felsenfesten Gewißheit seiner Auferstehung. Wäre er ihnen nur einmal erschienen, sie hätten nach zwanzig oder dreißig Jahren selbst meinen können, wie ihre heutigen Erklärer, sie hätten sich von einer Sinnestäuschung gefangen nehmen lassen. Aber Jesus sorgte durch einen durch sechs Wochen sich hinziehenden Verkehr dafür, daß ihr Osterglaube, dies Fundament alles Christenglaubens, über allen Zweifel erhaben wurde. So unglaublich ihnen anfangs die Osterbotschaft geklungen hatte, so sehr sie sich gegen den Glauben an seine Auferstehung gesträubt hatten, jetzt war ein Zweifel nicht mehr möglich. Sie sahen ihn wiederholt, er redete mit ihnen, sie schauten ihm Aug in Auge, sie aßen mit ihm, sie lauschten seinem Unterricht, er wußte jeden von ihnen gerade nach seinem besonderen Zustande seelsorgerisch zu behandeln wie früher, die weinende Magdalena, den gefallenen Petrus, den Zweifler Thomas, die beiden Jünger von Emmaus.

Und doch fühlten sie deutlich, daß es nicht ein Wiederaufnehmen des alten Verkehrs war, wie auf den Wanderungen der beiden letzten Jahre. Wie ein roter Faden zog sich durch alle seine Erscheinungen hindurch das Abbrechen aller lediglich irdischen Beziehungen, die ihn mit ihnen verbunden hatten. Er ist jetzt der Erhöhte, der aus allen rein irdischen Verbindungen herausgetreten ist, die nicht mit seiner Stellung als Herr der Gemeinde und Erlöser der Welt zusammenhängen. So ist es lehrreich, daran zu erinnern, daß Maria, die Mutter Jesu nicht, wie andere Jünger, einer besonderen Erscheinung gewürdigt wurde. Die Beziehungen irdischer Verwandtschaft hatten für ihn aufgehört. Mit seinem letzten freundlichen: „Weib, siehe das ist dein Sohn!“ war Maria vollends ganz in die Reihe der übrigen Menschenkinder zurückgetreten, die er zur Würde seiner Verwandten in einem viel erhabeneren Sinne zu erheben gekommen war. Hatte er doch schon früher einmal gesagt: „Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Wer Gottes Willen thut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter“ (Mark. 3, 33 ff.) In dieser Thatsache, daß Maria in der Ostergeschichte ganz zurücktritt, liegt eine merkwürdige Kritik der ganzen Muttergottes-Lehre der katholischen Kirche. Es hatte eben einen tiefen Sinn, wenn er gleich bei der ersten Erscheinung zu Maria Magdalena sagte: „Rühre mich nicht an!“ Nicht, als ob er sich überhaupt nicht mehr hätte berühren lassen wollen. Er forderte ja an demselben Abend seine zweifelnden Jünger geradezu auf, seine Hände, seine Seite zu befühlen. Aber er wehrte damit der Berührung irdischer Vertraulichkeit.

Diese Veränderung in der Art des Verkehrs mit ihm gab sich den Jüngern bei jeder Erscheinung kund. Er war noch derselbe und doch mit einer eigentümlichen Hoheit umgeben, welche anders war als früher. Es war derselbe Leib und doch schon eine neue verklärte Leiblichkeit. Sie

kennen ihn wohl, und doch ist ihnen oft, als kennten sie ihn nicht. Er ist bei ihnen und doch nicht immer bei ihnen. Er erscheint leiblich in ihrer Mitte und ist doch nicht mehr gebunden an die Schranken von Raum und Zeit. Er hat eben die Knechtsgestalt, die irdische Schwachheit abgelegt, und nur die Herrlichkeit ist geblieben.

Diese vierzig Tage waren aber nichts weniger als nur Tage seliger Empfindungen für die Jünger. Es waren Tage gesegnetsten Wachstums in der Erkenntnis. Jetzt vollendete der Herr den Unterricht der beiden letzten Jahre an seinen Jüngern. Die Bildung seiner Apostel war ja in gewissem Sinne sein wichtigstes Werk gewesen. Dem hatte er Tag für Tag seine ganze Kraft gewidmet. Sie hatten unausgesetzt von ihm zu lernen, durch seine Worte, durch seine Thaten, ja durch das bloße Anschauen seiner gotterfüllten Persönlichkeit. Was für eine bildende Macht im tiefsten Sinne des Wortes muß dieser tägliche Umgang mit dem Herrn gehabt haben! Schon der Umgang mit einem gewöhnlichen Menschen und Lehrer von großem Charakter und sittlicher Reinheit hat einen mächtigen Einfluß auf uns, der das Edelste in uns weckt und zur Entfaltung bringt. Aber vollends der Umgang mit Jesu muß ein empfängliches Menschenleben mit wunderbarer Kraft zu Gott geführt und nach Gott gebildet haben. Wir wundern uns nicht, daß diese Apostel die Lehrer der Welt geworden sind, daß an den Lebensströmen ihrer Evangelien und Briefe heute noch ganze Völker, und von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr, stehen und schöpfen und schöpfen, ohne sie auszuschöpfen. — Was aber so während der zweijährigen Jüngerschaft von Jesu Meisterhand vorbereitet war, das fand seine Krone in den vierzig Tagen nach Ostern. Hier gab der Herr den Aposteln den letzten abschließenden Unterricht über das Reich Gottes (Apostelgesch. 1, 3). Jetzt, nachdem sie am Karfreitag seine gewaltigste Predigt ohne Worte

gehört in seinem Untergang in verkannter gekreuzigter Liebe, nachdem sie zu Ostern die höchste irdische Offenbarung seiner Herrlichkeit und seine Erhebung über die Schranken des irdischen Lebens erlebt, jetzt fingen sie an, besser zu begreifen, daß das Reich Gottes nicht ein jüdisches Königreich war, sondern ein Weltreich im umfassendsten Sinne des Wortes, daß er seinen Thron nicht zu Jerusalem einnehmen könne, sondern nur zur Rechten des Vaters. Davon handelte der letzte Unterricht des Auferstandenen. Er sagte ihnen, daß die Zukunft ihm gehöre. Er sagte ihnen, daß von nun an eine Bewegung die Menschen erfassen werde, die sich fortpflanzen werde von Jahrhundert zu Jahrhundert, um alle Völker der Früchte seines Todes und seiner Auferstehung teilhaftig zu machen. Er ließ sie hineinschauen in sein Reichsprogramm, wonach er am Schlusse dieser weltumfassenden, durch sie zu beginnenden Bewegung wiederkommen werde, die Welt zu richten und sein Reich in Herrlichkeit aufzurichten, wo endlich das Ziel erreicht und alle großen und schönen Gaben, die Gott in die Menschenwelt gelegt, rein und herrlich und ohne Mängel in froher Thätigkeit zur Entfaltung kommen sollten zur Ehre Gottes des Vaters.

Die ersten acht Tage nach Ostern blieben die Jünger in Jerusalem. Denn am folgenden Sonntage fand daselbst noch die Erscheinung des Herrn statt, die auch den letzten Zweifler, Thomas, zum frohen Osterglauben brachte. Die übrige Zeit der vierzig Tage aber haben die Jünger hauptsächlich in Galiläa zugebracht. Alle Galiläer gingen ja acht Tage nach dem Passahfeste wieder heim. Und schon vor seinem Ende hatte sie Jesus angewiesen, nach dem Feste wie immer nach Galiläa zurückzukehren. Es war eines seiner letzten Worte am Abend vor seinem Tode gewesen: „wenn ich aber auferstehe, will ich vor euch hingehen nach Galiläa“ (Matth. 26, 32). Es lag auch eine besondere Freundlichkeit

des Herrn darin, daß er ihnen gleich bei der ersten Osterbotschaft durch die Frauen die Heimkehr anbefahl (Matth. 28, 7). Sie waren seit November, also ein halbes Jahr lang, nicht mehr zu Hause gewesen. Ihre Häuser waren verwaist. Petrus hatte Weib und vielleicht Kinder daheim gelassen. Nicht ohne einen Anflug von Wehmut hatte er vor einigen Wochen darauf angespielt (Mark. 10, 28). Nun durften sie noch einmal in die Heimat ziehen. Und nie mag eine Gesellschaft froher und glücklicher über die Berge nach Galiläa gewandert sein als die Schar der Jünger nach Ostern. Heim zogen sie, heim in das geliebte schöne Galiläa, aus dem unter Priesterdruck geknechteten Jerusalem, von dessen Mauern ihnen immer noch das furchtbare „kreuzige" wiederzuhallen schien. Heim zogen sie zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind, zu den geliebten Fluren, wo sie ihre Kindheit zugebracht, an den lieblichen See Genezareth, wo sie einst den Herrn kennen gelernt hatten. Voll Freude grüßten sie die Ihrigen und verkündigten den Getreuen in Kapernaum und Bethsaida die Auferstehung ihres gekreuzigten Herrn. Sie blieben ruhig dort und harrten der in Aussicht gestellten weiteren Aufschlüsse und Aufträge ihres Meisters. Etwa einen Monat blieben sie in ihrer Heimat. Sie warteten nicht in mystischer Beschaulichkeit, sondern, gesunde Naturen, wie sie waren, widmeten sie sich der Arbeit in ihrem früheren Berufe. Wie lange hatten Petrus und Johannes kein Netz mehr zusammen ausgeworfen! Jetzt, durch die Erfahrungen der Passionswoche und des Ostertages (wo wir die beiden immer beisammen finden) nur noch näher verbunden, fuhren sie manchmal hinaus auf den See, wie in alter Zeit, als sie Jesum noch nicht kannten, ehe er sie beide an einem Tage nach jenem wunderbaren Fischzuge in seine Nachfolge berufen hatte.

Die Stille dieses Berufes, der seine Leute in stiller Nacht hinausführte auf den schweigenden See, während droben die

Sterne funkelten und rings die Bergesumriſſe herabſchauten, that ihnen nach den letzten Leib und Seele erſchütternden Ereigniſſen wohl. Und wenn ſie draußen waren auf ihrem Schiff und die im Sternenglanz blitzenden Wellen des Sees Genezareth an ihrer Barke plätſcherten und der Nachtwind über den dunkeln Waſſerſpiegel dahinſtrich, dann erinnerten ſie ſich wohl gemeinſam an ſo manchen merkwürdigen Tag ihres Lebens, der mit dieſen Ufern unzertrennlich verknüpft war. Dort bei Bethſaida hatte Jeſus an jenem erſten Tage ihrer Jüngerſchaft vielleicht in eben dieſem Schiffe dem Volke gepredigt, und dann mit jenem wunderbaren Fiſchzuge die beiden Brüderpaare in ſeine Nachfolge berufen. Dort auf jenem Hügel der Bergpredigt hatte er an einem unvergeßlichen Morgen ſeine Zwölfe ausgeſondert und dann jene Predigt gehalten, deren „Selig, ſelig, ſelig!“ immer noch über dieſe dunkeln Höhen dahinzuſchallen ſchien. Dort auf der öſtlichen Hochebene bei Julias hatten ihn die Fünftauſend nach der Speiſung mit Gewalt zu ihrem Volkskönig machen wollen. Daß er es abgelehnt, hatten ſie damals nicht begriffen. Heute verſtanden ſie ihn. Hier auf dem See hatten ſie am Abend jenes Tages mit Wind und Wellen gekämpft, während er einſam auf dem Gebirge betete, bis er über den See herüberwandelte, und ſeine tiefe Stimme durch Sturm und Brauſen herüberklang: „Fürchtet euch nicht! Ich bin's!“

So war es für ſie zunächſt eine Zeit heiliger Erinnerungen und heiliger Erwartungen in der alten Heimat. Aber ſie ſollten noch Größeres hier erfahren.

Die Erſcheinung am See.

O hätt ich einſt an Joſephs Grabe
Am Oſtermorgen dürfen ſtehn,
Und mit an meinem Wanderſtabe
Nach Emmaus hinübergehn,
Am See Genezareth dich grüßen
Und ſtehn an jenes Schiffleins Bord,
Als ſie dir ſanken froh zu Füßen
Und lauſchten deinem Heilandswort.

Ich habe von Jugend auf gerne in der Bibel geleſen, für mein Leben gern. Am liebſten aber leſe ich im Sankt Johannes. In dem iſt etwas ſo ganz Wunderbares, Dämmerung und Nacht, und durch ſie hin der ſchnell zuckende Blitz; ein ſanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der ganze volle Mond leibhaftig; ſo etwas Hohes und Ahnungsvolles, daß man's nicht ſatt werden kann." An dieſe Worte von Matthias Claudius muß man unwillkürlich denken, wenn man an das letzte Kapitel im Evangelium Johannis kommt, dieſem „einigen, rechten, zarten Hauptevangelium", wie es Dr. Martin Luther genannt hat. Es

ist zwar dies Kapitel sichtlich nur ein Anhang an das schon mit dem 20. Kapitel abgeschlossene Evangelium, wahrscheinlich von Johannes selbst oder doch gleich nach seinem Tode von der Hand eines seiner Schüler nach den mündlichen Mitteilungen des Meisters hinzugefügt, jedenfalls aber ganz und gar den Geist des Apostels Johannes atmend.

„Darnach offenbarte sich Jesus abermals den Jüngern an dem Meere bei Tiberias," mit diesen Worten eröffnet der Evangelist die letzte Erzählung von den Erscheinungen Jesu. Man hat die ansprechende Vermutung aufgestellt, daß sich hinter diesem „Darnach" ein Sonntag verberge. Dann würden wir an den ersten drei Sonntagen der Christenheit die bedeutsamsten Erscheinungen des Auferstandenen haben, am ersten diejenigen des Auferstehungstages selbst, am zweiten die vor Thomas, am dritten die am See Genezareth. Das wäre in der That ein flammendes Dreigestirn von goldenen Sonntagen, würdig an der Spitze der langen Reihe von Sonntagen zu stehen, welche sich seither wie ein Sternenband am dunkeln Himmel der Weltgeschichte hinzieht.

* * *

Es war ein dämmernder Morgen im April oder Mai. Der Morgenwind strich leise über die zitternden Wellen des Sees Genezareth. Im Osten begann es über dem nachtumfangenen Gebirge hell zu werden. Einige mattgelbe Streifen verkündigten dort das allmähliche Nahen des Tages. Weiße Möven flogen mit lautem Schrei über den See. Ganze Scharen von Tauben waren drüben von den tausendfach zerklüfteten Felsen und Höhlen bei Arbela aufgeflattert und flogen über den schweigenden See nach Kapernaum und Gergesa zu, um sich ihren Morgenimbiß zu suchen.

In der Nähe von Kapernaum und Bethsaida am Nordufer des Sees lagen da und dort Fischerboote auf dem Wasser.

Tiberias.

In denselben standen Fischer aus den benachbarten Städten. Sie hatten schon stundenlang ihrer Arbeit obgelegen. Denn nur bei Nacht lohnt sich die Fischerei im See Genezareth. Man hörte nur ab und zu von einem der Bote her den plätschernden Fall eines Netzes. Dann war alles wieder still. Denn die Fischer mußten ihre Arbeit möglichst geräuschlos verrichten, damit die Fische nicht scheu wurden. So lag der See schweigend da, bleich beleuchtet von der Dämmerung wie silbernes Metall, vom dunkeln Kranz seiner Berge umfaßt.

Am Ufer sah man einen Mann schreiten. Ein Wanderer schien's zu sein, der in früher Stunde auf der Straße längs des Seeufers den Weg von einer der Städte am See zur andern zurücklegte. Im Morgenlande dauert die Dämmerung nicht lange. Während der Mann den See entlang ging, färbte sich der östliche Horizont mit purpurnen Linien. Drüben jenseits des Sees über dem Lande der Gergesener erglühten die Wolken in rotem Licht, und von ihrem Widerscheine wurden die Spitzen der Berge rosig angehaucht. Der Westwind, der dort jeden Morgen vor Sonnenaufgang weht, zog dem einsamen Wanderer übers Haupt, gerade der Sonne entgegen, als wollte er sie begrüßen. Unter seinem Odem bewegten sich die silbernen Zweige der Oliven, die Palmen schlugen ihre herrlichen Blätter tönend aneinander, und die Bächlein auf der Ebene Genesar rauschten, als wollten sie dem jungen Tag ein Willkommen entgegenjubeln.

Der Wanderer blieb stehen und sah hinüber auf eines der nahen Boote, die auf dem stillen See schaukelten. Deutlich konnte er sieben Männer unterscheiden, die in demselben standen und ihre Netze ins Wasser hielten. Sie sind uns nicht unbekannt. Sie gehörten alle dem Kreise der Apostel an, die vor einigen Tagen nach halbjähriger Abwesenheit wieder in ihre Heimat zurückgekommen waren. Da war Simon Petrus, der neulich vor allen anderen den Herrn gesehen

hatte. Da war der Zweifler Thomas, dem ſein Alleingehen acht Tage bitterſten Zweifels und Kummers eingetragen hatte, während die andern ſchon längſt fröhlich Oſtern feierten, und der nun um ſo unzertrennlicher mit den Jüngern zuſammenhielt. Da war Nathanael von Kana, der vor zwei Jahren mit Petrus und Johannes an jenem goldenen Frühlingsmorgen dort drunten am Jordan zu den erſten gehört hatte, die ſich

Fiſcherboot auf dem See Genezareth.

Jeſu angeſchloſſen hatten, als ein rechter Iſraeliter ohne Falſch. Da war ferner Johannes mit ſeinem Bruder Jakobus, die in Gemeinſchaft mit Petrus dem Herrn immer am nächſten geſtanden hatten, und endlich noch zwei andere Jünger, deren Namen wir nicht kennen. Wie manchmal während der ſtillen Nacht waren ihre Gedanken und Geſpräche zu dem Auferſtandenen geeilt, an den hier alles erinnerte. Sie erwarteten

ihn bestimmt in diesen Tagen. Er hatte sie ja nach Galiläa vorausgeschickt, um in der Heimat mit ihnen zusammenzutreffen.

Sie hatten diese Nacht mit ihrem Fischfang kein Glück gehabt. Schon war es so hell am Ufer, daß sie deutlich die weißen Häuser von Kapernaum und Bethsaida sahen, die sich vom dunkeln Ufer abhoben. Jetzt konnte das Fischen doch keinen nennenswerten Erfolg mehr haben. Sie waren im Begriffe zurückzufahren.

Da hören sie jemand vom Ufer herüber rufen. Der Mann, in seinen Umrissen in der Dämmerung deutlich sichtbar, ruft über den stillen See herüber, indem er sich der auch heute noch in Palästina gebräuchlichen vertraulichen Anrede „Kinder" bedient: „Kinder, habt ihr nichts zu essen?"

„Nein!" rufen sie zurück. „So werfet doch euer Netz rechts vom Schiffe aus, da werdet ihr etwas fangen!" rief der Fremde wiederum herüber, als wäre er ein erfahrener Fischer und sähe die Fische scharenweise in jener Richtung wimmeln.*)

Sie ziehen die leeren Netze aus dem Wasser und werfen sie nach der anderen Seite. Sofort sanken sie wie mit einer schweren Last in die Tiefe. Die Fischer merkten, daß sie einen guten Fang gethan hatten. Sie versuchten, das volle Netz zu heben. Aber sie konnten nicht. Es hatte sich eine so gewaltige Menge Fische darin gefangen, daß sie die Last nicht hereinzuziehen vermochten.

Während die übrigen Freunde sich noch damit abmühen, kommt dem Johannes plötzlich eine Ahnung. Er hatte immer die Art des Herrn am ersten verstanden, auch seine Zeichensprache. „O Petrus," so flüstert er seinem Freunde in größter Überraschung zu, „es ist der Herr!"

Dem Petrus ist's plötzlich auch klar. Ihm fällt eine

*) Vgl. Schneller, Evangelienfahrten, im Abschnitt: „Der Fischzug."

Geschichte von vor zwei Jahren ein, wo genau an diesem Ufer und wohl auch in diesem Schiffe der Herr sich genau auf dieselbe Weise geoffenbart hatte, als er ihn mit Johannes und ihren beiderseitigen Brüdern in seine Nachfolge berufen hatte. Wollte der Herr sie damit überraschen, daß er seine neueste Offenbarung an seine damalige erste Offenbarung anknüpfte? Das geht dem Petrus blitzschnell durch den Sinn. Sein Herz jauchzt bei dem Gedanken an die Nähe des Herrn. Im Nu hat er sich umgürtet. Ohne ein Wort zu sagen, stürzt er sich in den klaren See und schwimmt mit kräftigen Armen ans Ufer. Jetzt steigt er aus dem Wasser und eilt, seinen Meister vor allen anderen zu begrüßen. Es war, als ob er dem Herrn, der ihm schon einmal erschienen, noch etwas Besonderes unter vier Augen zu sagen oder abzubitten hätte. Aber noch blieb das Wort ungesprochen.

Die anderen Jünger haben ihm verwundert zugesehen. Aber Johannes, welcher mit dem Ausdruck frohester Überraschung unverwandt nach dem Ufer blickt, sagt es auch ihnen: „Es ist der Herr!“ Da fassen sie erst den Fremden recht ins Auge. Eine unbeschreibliche Freude ergreift die kleine Schar. „Es ist der Herr! Es ist der Herr!“ so geht's nun von Mund zu Munde. „Ans Land! Ans Land!“ so rufen sie einander zu. Dem Petrus nach, um den Herrn zu begrüßen! Sie waren nur zweihundert Ellen vom Ufer entfernt. So genügten wenige kräftige Ruderschläge, um das Schiff mitsamt dem noch im Wasser befindlichen Netze ans Land zu bringen.

Jetzt sprangen auch die anderen sechs heraus, an ihrer Spitze der Jünger, den Jesus lieb hatte. Sie eilten klopfenden Herzens auf ihn zu, sie begrüßten ihn, sie umringten ihren geliebten Meister. Da stand denn die Schar der Jünger wieder rings um ihren Herrn, wie so oft in früheren Zeiten am Gestade des Meeres von Tiberias. Seine hoheitsvolle

Gestalt hatte zwar auch diesmal etwas Geheimnisvolles und Feierliches. Wie ihn vor vierzehn Tagen in Jerusalem die Maria von Magdala für den Gärtner, die Emmausjünger für einen unbekannten Osterfestgast halten konnten, so scheint auch hier nicht die äußere Gestalt des Morgenpilgers es gewesen zu sein, was die Jünger den Herrn zweifellos wieder erkennen ließ. Es war in seiner Gestalt etwas Wohlbekanntes, aber auch etwas Fremdes, über die alten Verhältnisse Hinausgehendes. Und doch, wenn sie beim ersten Anblick noch einen Zweifel hatten, so schwand derselbe doch wie Nebel vor der Morgensonne, sobald er angefangen hatte, mit ihnen zu reden. Das war ja ganz die Art, wie er auch sonst mit ihnen umzugehen pflegte. Das war ganz der alte Meister, wie er jedem von ihnen in der Seele zu lesen wußte. Wie bei den früheren Erscheinungen bei Maria, auf dem Wege nach Emmaus, waren es also wieder nicht sowohl die äußeren Züge, als vielmehr sein unveränderlicher Geist und Charakter, sein Wort vor allem, woran er von seinen Jüngern wieder erkannt sein wollte. Es war, als ob er ihnen damit schon ohne Worte die Lehre hätte geben wollen, daß die bisherige Erscheinungsweise mehr und mehr sich wandeln und aufhören müsse, daß aber eines ewig gleich und unveränderlich bleibe, sein Wort und sein Geist, worin er bei seinen Jüngern bleiben wollte bis an der Welt Ende.

So hatten sie ihn vorhin, Johannes zuerst, erkannt an dem Fischzuge, mit dem der Herr deutlich zurückwies auf den Fischzug vor zwei Jahren. Es war, als hätte er ihnen damit sagen wollen: Seht, ich bin noch derselbe wie damals. Noch deutlicher erkannten sie ihn in dem, was nun folgte. Zu seinen Füßen sahen sie ein Kohlenfeuer brennen. Einige Fische brieten darauf. Brot lag daneben. Da sprach Jesus: „Bringet her von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt.“ Er lud sie also bei sich zu Gaste. Er selbst hatte ihnen das

Frühſtück bereitet. Aber er bat ſie noch, von ihren ſoeben gefangenen Fiſchen dazuzulegen. Simon Petrus, wieder allen voran, hat kaum den Wunſch vernommen, als er ſchon ins Schiff ſpringt, voll Eifer, Befehle ſeines Herrn auszuführen, und wären's auch die kleinſten. Ganz allein, als hätte er verzehnfachte Kräfte, zieht er das mächtige Netz, das die andern nicht hatten ins Schiff ziehen können, durch das Waſſer ans Land. Mit gemeinſamem Eifer zählen ſie jetzt die großen Fiſche in den Fiſchkaſten hinein. Es waren einhundert und drei und fünfzig. Und während ſie es thaten unter den Augen des Herrn, wie vor zwei Jahren, da ſtand ſo klar und deutlich vor ihnen jener goldene Frühlingsmorgen, wo der Herr mit dem wunderbaren Fiſchzug ihre erſte Berufung in ſeine Nachfolge eingeleitet hatte. War das nicht eine deutliche Sprache? Mußten ſie nicht ihren Herrn von damals darin wieder erkennen? Knüpfte er nicht den heutigen unvergeßlichen Oſtermorgen unverkennbar an jenen unvergeſſenen Frühlingsmorgen an? Klang nicht aus alledem, was ſie jetzt thaten und erlebten, unausgeſprochen und vielleicht darum nur deſto ergreifender ſein verheißendes Wort von damals heraus: „Ich will euch zu Menſchenfiſchern machen?“

Wenn an einem Hochzeitsjubiläum den feiernden Eltern derſelbe Hochzeitstext vom Altar her ins Ohr und ins Herz klingt, wie damals in den Tagen der goldenen Jugend, dann ſind's wohl noch dieſelben Worte, aber wie viel reicher, wie viel tiefer erſcheinen ſie jetzt! Damals lag noch alles in der dämmernden Ferne der Zukunft, jetzt legt ſich in daſſelbe Wort hinein eine Fülle von Gnadenerfahrungen und Gottesführungen, vor denen man anbetend und dankend ſtille ſteht. So erging's den Jüngern. Auch damals hatte ſich ihnen jenes Wort des Herrn unauslöſchlich tief eingeprägt. Aber wie viel anders klang es heute, welche Fülle von Offenbarungen ſeiner Herrlichkeit, von Karfreitags- und Oſter-

erfahrungen legte sich jetzt voll goldener Verheißungen für ihr Apostelamt mit hinein, wenn sie des Wortes gedachten: „Ich will euch zu Menschenfischern machen!“

Durfte jetzt noch jemand von ihnen zweifeln, daß es ihr Meister selbst war? Nein! Nein! „Niemand,“ sagt Johannes (21, 12) „unter den Jüngern durfte ihn fragen: Wer bist du? Denn sie wußten es, daß es der Herr war.“

Jetzt ruft Jesus sie wie in alter Zeit freundlich zu Tische: „Kommt und haltet das Mahl!“

Da setzen sie sich im Kreise und Jesus nimmt wie früher seinen gewohnten Platz als Hausvater ein. Und siehe, wie er es sonst immer zu thun pflegte, wie auch noch vor vierzehn Tagen im Emmaus und Jerusalem, nimmt er das Brot und segnet's und teilt es unter seinen Tischgenossen aus und ebenso die Fische.

Da sitzen sie denn wieder, eine beglückte Tafelrunde, um ihren Meister her an den heimatlichen Ufern des Sees Genezareth. Die Sonne war inzwischen aufgegangen. Die Bergesspitzen glühten in den Farben des jungen Morgens und Frühlings. Das Meer leuchtete azurblau und die goldenen Strahlen der Sonne blitzten darüber hin. Ein Kranz schimmernder Städte tauchte das Gestade entlang schneeweiß aus den blauen Fluten hervor. Die Frühlingsblumen flammten auf der Uferebene, die das Ufer umsäumenden Oleanderbäume hingen ihre glühendroten Blüten hinein in das blaue Gewässer. Der ganze friedliche Sonntagmorgen schien in tausendfacher Sprache zu jubeln: Ostern! Ostern! Aber am fröhlichsten klang doch dieser Ruf durch die Herzen der Jünger. Sie saßen wieder bei ihrem Herrn, sie durften wieder mit ihm reden, sie durften wieder seiner geliebten Stimme lauschen. Erinnerungen an so manche große Stunde der letzten zwei Jahre mögen mit durch ihre Gespräche gezogen sein, hier, wo alle Berge in der Runde zu reden schienen von seinen

Thaten und Reden, womit er dies galiläiſche Land geſegnet hatte.

Und ſo hatten ſie ihn denn noch einmal als verſammelte Jüngerſchar in ihrer Mitte. Als zum erſtenmal eine ſchwache Frauenhand aus dem dort drüben in der Morgenſonne aus ſeinem Palmenhain herüber grüßenden Magdala ihnen die Pforte der Oſterfreude zitternd geöffnet hatte, da hatten ſie alle nicht geglaubt. Und es mag für die Bezeugung der Oſterthatſache gut ſein, daß die Jünger keine leichtgläubigen Männer waren, ſondern mit hartnäckigſtem kritiſchem Zweifel allen Oſternachrichten ungläubig gegenüberſtanden, bis ſie ſelbſt erfahren und geſehen hatten. Jetzt aber war kein Zweifel mehr möglich. Auch der anweſende Thomas war jetzt von jedem Zweifel geheilt. Sie hatten ihn geſehen, ſie hatten mit ihm geredet, ſie hatten heute wieder, wie am ſpäten Abend des Auferſtehungstages, mit ihm zu Tiſche geſeſſen. Es war die dritte Erſcheinung im verſammelten Jüngerkreiſe (Joh. 21, 14). Aber die letzte war es noch nicht. Hier in Galiläa ſollte noch, wie der Herr zu den erſten Oſterboten geſagt hatte, auf einem beſtimmten Berge eine allgemeine Verſammlung ſeiner Getreuen ſtattfinden (Matth. 28, 16). Dann erſt ſollten ſie wieder hinaufgehen nach Jeruſalem.

Die Unterredung mit Petrus.

Weinen laßt ihn, bitter weinen!
Endlich wird sein Freund erscheinen:
„Simon Jona, liebst du mich?“
Daß im heißen Schmerz der Reue
Sich der innre Mensch erneue,
Laßt ihn weinen bitterlich!

Das gemeinsame Mahl war vorüber. Worüber Jesus bei Tische mit seinen Jüngern gesprochen hat, wird uns nicht berichtet. Aber eine Andeutung hierüber liegt in dem vorangegangenen Fischzug. Ohne Zweifel hatte ja Jesus seine bestimmte Absicht dabei, als er dies bedeutsame Zeichen von vor zwei Jahren gerade heute wiederholte. Wir werden kaum daran zweifeln können, daß der Inhalt seiner Worte derjenige war, den er einst bei jenem ersten Fischzuge in die Worte gelegt hatte: „Ich will euch zu Menschenfischern machen!“

Da saßen sie, die ehemaligen Fischer vom See Genezareth, und erhielten einen neuen hohen Beruf, der die höchste Verklärung ihres früheren Fischerberufes war. Am Meere des Völkerlebens sollten sie im Schiffe der Kirche stehen und die Netze nach der Seite auswerfen, welche ihnen der Herr anzeigte. Dann sollten auch sie herrliche Beute für das Himmelreich gewinnen. Das war ja auch nach dem zusammenfassendem Berichte des Lukas (24, 46—49) der Inhalt der

Gespräche, welche der Auferstandene während der vierzig Tage mit seinen Jüngern hatte.

Beglückt über die unerwartete Erscheinung des Herrn, begeistert hinausblickend auf das hohe Amt, dessen er sie würdigte, lauschten die Jünger seinen Worten. Nur einer saß noch in ihrer Mitte, der die alte Freudigkeit noch nicht hatte wieder gewinnen können. Es war Petrus. Die Erinnerung an seine Verleugnung im Palaste des Hohenpriesters verfolgte ihn wie ein dunkler Schatten. Er hatte noch nicht mit dem Herrn darüber geredet. Er hatte sein Apostelamt, das ihm der Herr nach dem ersten Fischzuge vor zwei Jahren anvertraut hatte, entweiht. Er fühlte sich selbst unwürdig, es weiter zu führen. Ist es ein Wunder, daß ihm unter der Rede des Herrn von diesem herrlichen Amte nur noch schwerer ums Herz wurde?

Der Herr las dies alles in seinem Angesichte und in seiner Seele. Und mit jener meisterhaften Seelsorge, die ihm allezeit eigen war, fing er ein Gespräch mit ihm an, das auch in seinem Herzen die volle selige Osterfreude zum Durchbruch bringen sollte. Zwar konnte er seine Verleugnung nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Er konnte ja die Wunde nicht heilen, ohne sie zu berühren. Aber er that es mit unvergleichlicher Zartheit, wie ein erfahrener Arzt nur mit schonender Hand die Stellen berührt, die am meisten schmerzen. Er sagte kein Wort von der Verleugnung. Er sprach auch keinen Zweifel an jener Behauptung des Petrus vom Gründonnerstage aus, wo er sich gerühmt hatte, ihn mehr zu lieben als die übrigen Jünger (Matth. 26, 33). Er fragte bloß, indem er auf die anderen anwesenden Jünger deutete: „Simon Johanna, hast du mich lieber, denn mich diese haben?“

Es war stille geworden im Kreise. Jesus schaute den Petrus an. Und die sechs Jünger schauten ihn an. Er

aber, kaum wagend, sein Auge aufzuschlagen, schwieg von dem „lieber haben“ und antwortete nur: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe.“

Da sprach Jesus: „Weide meine Lämmer.“

Da fragte Jesus zu aller Überraschung zum zweitenmal, nun auch selbst den Vergleich mit den anderen fallen lassend: „Simon Johanna, hast du mich lieb?“

Petrus antwortete wieder: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe.“

Jesus sprach: „Weide meine Schafe.“

Jetzt richtete Jesus zum drittenmal mit eindringlicher Stimme dieselbe Frage an ihn: „Simon Johanna, hast du mich lieb?“

Da wurde Petrus traurig, daß der Herr zum drittenmal fragte. Die Thränen mögen ihm dabei in die Augen getreten sein, als er jetzt seinem fragenden Herrn ins Auge schaute. Er fühlte, wie ihn der Herr durch die dreimalige Frage nötigte, seiner Sünde noch einmal fest ins Auge zu blicken. Aber der Herr *wollte* diese Traurigkeit hervorrufen. Wußte doch dieser erfahrenste Seelenarzt, daß ein dunkler Fleck in unserem Leben niemals durch Totschweigen, wohl aber durch aufrichtige Buße und Absolution ausgelöscht werden kann. Und lag nicht in diesen Thränen der Buße schon das Morgenrot der reinen Osterfreude? Es lag doch bei allem Beugenden auch eine erhebende Gnade in den Fragen des Herrn. Was dem Petrus das Herz überwältigte, was ihn tausendmal seinem Herrn gewonnen hätte, wenn nicht sein ganzes Herz schon ihm gehört hätte, das war die Freundlichkeit des von ihm so kläglich verleugneten Herrn. Wenn ein verlorener Sohn endlich im tiefsten Elend heimkommt und die gekränkten Eltern haben nicht ein Wort des Vorwurfs, nicht ein Wort des Tadels, nur Liebe und wieder Liebe, als freuten sie sich nur, das verlorene Kind wieder zu haben,

als kümmerte sie nur eines, ob denn die Liebe in seinem Herzen nicht gelitten habe, das müßte dem Sohne das Herz brechen, daß es tausendfach in ihm riefe: „du bist's nicht wert! du bist's nicht wert!“ So erging es dem Petrus dort am See Genezareth. Sein Meister schien sich nur um eins zu bekümmern, ob es denn wahr sei, was sein Petrus dort vor den Mägden gerufen hatte: „Ich kenne den Menschen nicht!“ Ob er ihn denn wirklich nicht mehr kenne und liebe? Und so sehr es ihn beugte, daß der Herr seine Frage dreimal wiederholte, so sehr hob ihn doch auch jede der drei Fragen wieder hoch empor aus seiner Reue und Niedergeschlagenheit. Sagten sie es ihm doch jedesmal, nur immer eindringlicher, daß es dem Herrn noch um seine Liebe zu thun war. Klang doch jede Frage wie ein erneutes Liebeswerben seines Meisters an sein Ohr. Wurde doch so jedes neue „Hast du mich lieb?“ zu einem Sonnenaufgang der Liebe seines Heilandes, von der er sich sagte: „Ich bin's nicht wert.“ Das alles, Schmerz, Reue, Freude, Hoffnung, mag darin gelegen haben, als er bei der dritten Frage an die Stimme im eigenen Herzen Jesu appellierte und voll tiefster Bewegung rief: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe!“

Da reichte ihm denn der Herr mit freundlichem Blicke zum drittenmale den durch seine dreimalige Verleugnung verscherzten Hirtenstab und sprach: „Weide meine Schafe!“

Auch die übrigen sechs anwesenden Jünger verstanden, was der Herr gethan hatte. Nicht nur seine Sünde hatte er ihm in ihrer Gegenwart ausdrücklich verziehen, sondern auch die Führerstellung im Apostelkreise, die er ihm schon früher angewiesen (Matth. 16, 18), hatte er ihm zurückgegeben. Aber niemand von ihnen wußte so gut wie Jesus, daß Petrus jetzt geschickter war denn je, den Hirtenstab Jesu recht zu führen. Denn wer selbst über seine Sünde geweint hat, der

kann auch hingehen und andere tröſten. Wer ſelbſt in der Irre gegangen iſt und dabei erfahren hat, wie der gute Hirte ſeinem Schäflein nachgeht und es ſucht und heimholt, der kann dann um ſo beſſer hingehen in die Wüſte und auch andere Verirrte heimführen.

Der Herr erhob ſich. Ein Geſpräch, das er mit Petrus vor einigen Wochen gehabt hatte, ſchien ihm vorzuſchweben. Damals hatte er zu Petrus geſagt: „Da ich hingehe, kannſt du mir diesmal nicht folgen. Aber du wirſt mir hernachmals folgen.“ Damals hatte Petrus voreilig geantwortet: „Herr, warum kann ich dir diesmal nicht folgen? Ich will mein Leben für dich laſſen“ (Joh. 13, 36). Damals hatte ihm der Herr ſeinen Fall vorherſagen müſſen. Jetzt aber kam er auf dieſes „hernachmals Folgen“ zurück. Er ſchaute ſeinen Petrus, den er in dieſer Stunde mit unlöslichen Banden der Liebe und Dankbarkeit an ſich gefeſſelt hatte, der ſein Nachfolger im Hirtenamt, ſein Nachfolger auch im Märtyrertode werden ſollte, mit bedeutſamem Ernſte an und ſprach: „Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir, da du jünger wareſt, gürteteſt du dich ſelbſt und wandelteſt, wo du hin wollteſt. Wenn du aber alt wirſt, wirſt du deine Hände ausſtrecken (wie einer, der ſich blindlings führen laſſen will), und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willſt.“ Und ſich zum Gehen wendend, ſprach er: „Folge mir nach!“

Petrus folgte. Auch in dieſem „Folge mir nach!“ klang ihm nach der dunklen Weisſagung des Herrn jenes andere wieder: „Du wirſt mir hernachmals (in den Tod) folgen!“ Es mag ihm als die höchſte Gnade, als der höchſte Beweis für die volle Verzeihung des Herrn erſchienen ſein, daß er ihm heute dies ſagte. Er mag in den dunklen Stunden ſeiner Reue in Jeruſalem ſich gewünſcht haben, ſpäter doch noch ſein gebrochenes Gelübde zu erfüllen, für ſeinen Herrn zu ſterben, und dadurch ſeinen Fall wieder gut zu machen.

Auch das hatte der Herr in seiner Seele gelesen, auch das hatte er ihm gewährt.

Beglückt ging er neben seinem Meister her, der ihn zu einer besonderen Unterredung beiseite zu nehmen schien. Da bemerkte Petrus, daß Johannes mitkam, sein unzertrennlicher Gefährte, mit dem er in der Nacht in den Palast des Kaiphas, am Ostermorgen zum Grabe, heute Nacht auf den See gegangen war, mit dem wir ihn bald in der Apostelgeschichte im Predigen, Dulden, Leiten der Gemeinde aufs engste vereint finden werden. Der Meister hatte ihm einen Blick in die Zukunft eröffnet, sollte er es nicht auch inbezug auf seinen Freund Johannes thun? Und auf diesen deutend sprach er: „Herr, was soll aber aus ihm werden?“ Wird auch er dich durch seinen Tod preisen? Werden wir auch darin eins bleiben?

Aber der Herr lüftete den Schleier nicht weiter. Oder doch, er sprach nur ein geheimnisvolles Wort: „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, warum sollst du dich darum kümmern? Du jedenfalls sollst mir nachfolgen.“

Es war ein rätselhaftes Wort. Keiner der Jünger hat es ganz verstanden. Schon in Ephesus hatte sich im Anschluß daran die Sage gebildet, Johannes würde nicht sterben. Als der ehrwürdige greise Apostel immer noch wie mit ewiger Jugend ausgerüstet in ihrer Mitte weilte und die ganze christliche Kirche an den Ufern des Mittelmeeres rings um ihn her blühte, um den Greis im silberweißen Haare, während die anderen Apostel, Paulus, die an jenem Morgen am See Genezareth Anwesenden, Petrus, Nathanael, Thomas, Jakobus längst entschlafen waren, da flüsterten sich die Christen in Ephesus mit Bezug auf dieses unvergessene Wort von jenem Ostermorgen am See Genezareth zu: „Dieser Jünger stirbt nicht!“ Um diesem Mißverständnis entgegenzutreten, hat entweder noch Johannes selbst oder kurz nach seinem Tode einer seiner Schüler das 21. Kapitel mit seinem wahrheits-

getreuen Berichte dem schon mit Kapitel 20 abgeschlossenen Evangelium hinzugefügt.

Was der Herr in der besonderen Unterredung gesagt hat, zu der ihm Petrus und Johannes gefolgt waren, wissen wir nicht. Möglich, daß es sich um die Zusammenberufung aller Getreuen in Galiläa handelte, die auf einem der umliegenden, jetzt von der Morgensonne beschienenen Berge am heimatlichen See kurze Zeit nachher unter Anwesenheit von fünfhundert Jüngern stattfand (Matth. 28, 16; 1 Kor. 15, 6). Möglich, daß er ihnen zeigte, wann und auf welchem Berge sie sich sammeln sollten, um noch einmal in diesem durch sein Wirken geweihten Lande seiner Kindheit seine Gläubigen vor seinem Abschiede leiblich um sich zu versammeln und ihnen allen den Osterglauben als Grundlage ihres Zeugnisses für Christum ins Herz zu pflanzen. Aber wir wissen es nicht bestimmt. Soviel aber ist gewiß, unter allen Ostergeschichten und Erscheinungen des Auferstandenen ist jenen sieben Jüngern gerade dieser Tag, gerade diese goldene Sonntagmorgenstunde voll Osterglanz besonders teuer und unvergeßlich geblieben.

Und auch der ganzen christlichen Kirche ist gerade diese Geschichte aus der Osterzeit bis in unsere Tage ein einzig schönes Juwel geblieben. Da schwebt noch einmal zum Schluß der ganze geheimnisvolle Duft der Johannëschen Schreibweise über dem letzten Kapitel. Da weiß uns der Meister unter den Schriftstellern noch einmal mit unnachahmlicher Zartheit und Erhabenheit das Bild des Auferstandenen zu zeichnen, wie er während jener vierzig Tage unter seinen Jüngern wandelt und ihnen bald hier, bald dort ein seliges Nachostern bereitet. Da sehen wir ihn noch einmal wie einen himmlischen Gast, und doch so heimisch, in den Apostelkreis hineintreten, um sowohl durch sein geheimnisvolles Kommen, wie durch sein geheimnisvolles Gehen sie praktisch die Worte verstehen zu lehren: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der

Welt Ende!“ Da treten wir noch einmal an jene lieblichen Ufer, an denen er seine meisten Thaten gethan, an denen er seine Jünger in seine Nachfolge berufen, an denen er die Bergpredigt gehalten hat, und nehmen bewegt mit dem ganzen Neuen Testamente Abschied von dem einzig schönen See Genezareth. Und wenn wir in unseren Tagen manchmal bewegt an diesen ewig gesegneten Ufern gestanden haben, wenn wir der großen, herrlichen Tage gedachten, welche einst dieses liebliche Thal mit den Spuren seiner Gnade und Herrlichkeit erfüllt haben, so daß uns diese leuchtende Landschaft scheinen wollte wie ein Transparent, durch welches die Lichter der Ewigkeit scheinen, dann war allemal das letzte Bild, das uns in ergreifender Schönheit vor die Seele trat, dasjenige, welches uns Sankt Johannes in seinem 21. Kapitel mit meisterhaftem Griffel entworfen hat. Dann sahen wir noch einmal an diesen nun so stillen und verlassenen Gestaden den auferstandenen Herrn in seiner Hoheit und Milde unter seinen sieben Jüngern stehen, und sahen einen insonderheit mit thränenerfülltem Auge zu ihm aufblicken, den hier einst jene Frage so tief gebeugt und zugleich so hoch erhoben hat, die der Herr dreimal an ihn richtete:

„Simon Johanna! Hast du mich lieb?“

* * *

Die vielsagenden Worte, welche der Herr an jenem Morgen seinem Petrus mitgegeben in sein apostolisches Leben, haben sich erfüllt. Auf den großen Morgen am See Genezareth folgte bei ihm ein großer Tag unermüdlicher Hirtenarbeit im Dienste seines Herrn. Den Auftrag seines Meisters: „Weide meine Schafe!“ hat er treulich erfüllt. Aus allen Führungen seines Lebens klingt es uns wie ein Echo jener Morgenstunde entgegen: „Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe!“ Wenn er es für Freude achtete, für seinen

Herrn zu leiden, wenn er auf den mannigfaltigen großen Kanzeln seines Lebens vor Volksscharen von Feinden so gut wie unter Scharen junger Christen die Menschen zu dem „Erzhirten“ führte, wie er seinen Herrn gerne nannte (1. Petr. 5, 4), oder zu ihrem „Hirten und Bischof“ (1. Petr. 2, 25), so war dies alles die hundertfache Bekräftigung seines Bekenntnisses am See Genezareth: „Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe!“

Auch sein Märtyrertod, den ihm sein Herr an jenem Morgen angekündigt, war nur eine Bestätigung seines Gelübdes. Wohl dreißig Jahre später treffen wir denselben Petrus, den wir „da er jünger war“ am See Genezareth kennen gelernt, in der Kaiserstadt Rom. Er ist jetzt „alt geworden“, wohl über sechzig Jahr. Er hätte, „da er jünger war“, sich's nicht träumen lassen, daß er noch bis Rom kommen, aber auch nicht, daß die Krone, die er dort empfangen sollte, die Märtyrerkrone sein würde. Da hat er denn vor dem Sterben noch ein gut Zeugnis vor den Mächtigsten der Welt für seinen Herrn gethan, den er einst vor einer Magd verleugnet hatte. Und dann hat ihn ein anderer gegürtet und geführt, da er nicht hin wollte. Und als man ihn hinausgeführt hatte durch die prächtigen Straßen der Siebenhügelstadt zum Tode, wie man einst seinen Herrn aus Jerusalem zur Kreuzigung hinausgeführt hatte, da soll er sich von seinen Henkern noch eine Gunst ausgebeten haben. Er soll gewünscht haben, daß sie ihn nicht aufrecht, sondern das Haupt abwärts, ans Kreuz heften sollten. Denn, so habe er gesagt, er sei nicht wert, in derselben Stellung am Kreuze zu sterben, wie sein Herr und Meister.

Diese sinnige Sage will uns sagen, wie wahr er jenen schönen Ausdruck des Evangeliums Johannis gemacht hat, welchen der Freund in Ephesus wie einen letzten Kranz auf das Haupt seines Petrus legt, daß selbst sein Tod nur wie

ein letzter Preis Gottes geweſen ſein muß (Joh. 21, 19). Und als er nun am Holze der Qual hing, als der einſt ſo feurige Petrus, der beim erſten Auftauchen des Schattens des Kreuzes ſeinem Herrn zugerufen hatte: „Das widerfahre dir nur nicht!“, der ſich einſt ſo gerne gürtete, um zu gehen, wo er hin wollte, nun ſeine Hände geduldig ausſtreckte am Stamme des Kreuzes, da mag er noch einmal an einen Gang vor vielen vielen Jahren nach dem Garten Gethſemane gedacht haben, wo er in der mondhellen Nacht gerufen hatte: „Ich will mit dir ſterben!“ und hatte es doch ſo ſchlecht gehalten. Dann mag er noch einmal an jenen leuchtenden Oſtermorgen am See Genezareth zurückgedacht haben, wo ihm ſein Herr verziehen und nachdrücklich geſagt hatte: „Du aber ſollſt mir nachfolgen!“ Und als nun ſein Blut am Kreuz herniederfloß und er ſein Ende nahe fühlte, da war ſein letzter Odemzug am Kreuz wie ein letztes Gutmachen einer alten Schuld aus einer unvergeſſenen Nacht, wie eine letzte Beſtätigung ſeines Bekenntniſſes vom See Genezareth, wie ein letzter Gruß an ſeinen Meiſter:

„Herr, Herr! Du weißt alle Dinge,
Du weißt, daß ich dich lieb habe.“

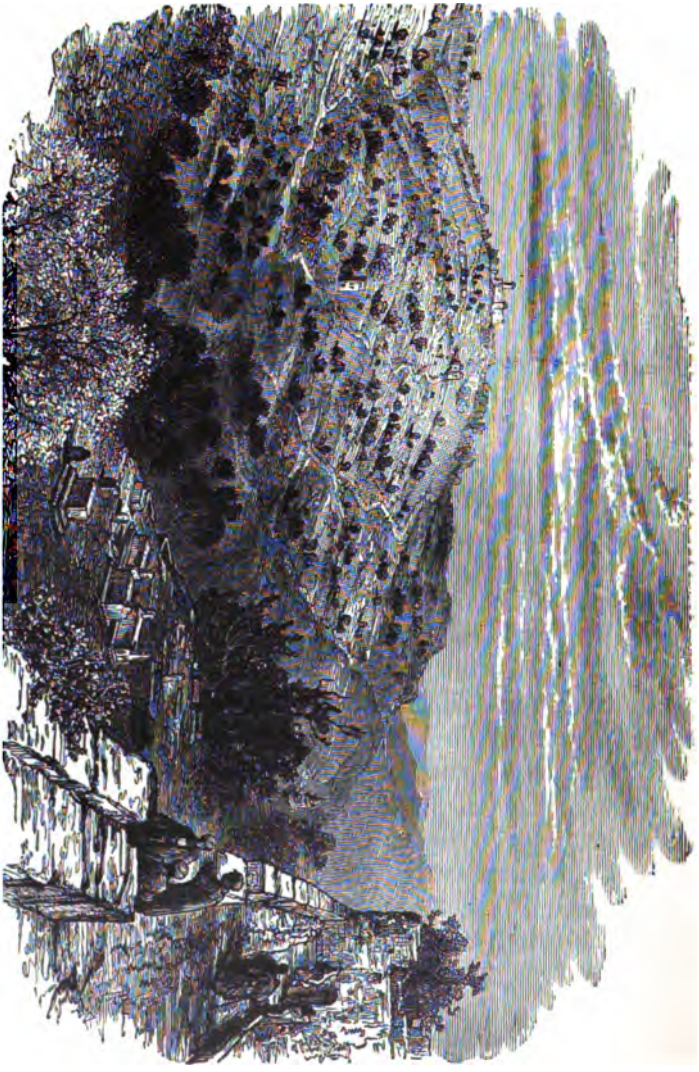
Himmelfahrt.

Auf Christi Himmelfahrt allein
Ich meine Nachfahrt gründe
Und allen Zweifel, Angst und Pein
Hiermit stets überwinde.
Denn weil das Haupt im Himmel ist,
Wird seine Glieder Jesus Christ
Zur rechten Zeit nachholen.

Und nun komm noch einmal, freundlicher Leser, zum letzten Mal unter der Führung der heiligen Schrift hinauf auf den Ölberg. Da schweift auch heute noch das Auge weit über Berg und Thal. Auf der einen Seite sieht man die Stadt Jerusalem mit ihren Kuppeln und Minareten, mit den tausend Erinnerungen, die wie eine unsichtbare Krone über dieser Stadt schweben und den imposanten Eindruck noch erhöhen. Auf der anderen Seite breitet sich Berg und Thal aus durch die Wüste Juda bis hinab zum Toten Meer. Aber wir wollen heute weder Jerusalem sehen noch das Tote Meer. Sondern andächtig betritt unser Fuß die geweihte Höhe, um Himmelfahrt zu feiern.

Die Himmelfahrt ist ebenso wie Ostern in alter und neuer Zeit viel angefochten worden. Erzählt wird sie von Lukas zweimal, erwähnt von Johannes mehrmals (z. B. Joh. 6, 62)*). Die Himmelfahrt ist notwendig wie die Probe

*) Der Schluß des Evangeliums Markus mit dem kurzen Berichte der Himmelfahrt ist ein späterer Zusatz.



Der Ölberg von der Stadtmauer aus gesehen. (Aus Dr. Farrars Leben Jesu.)

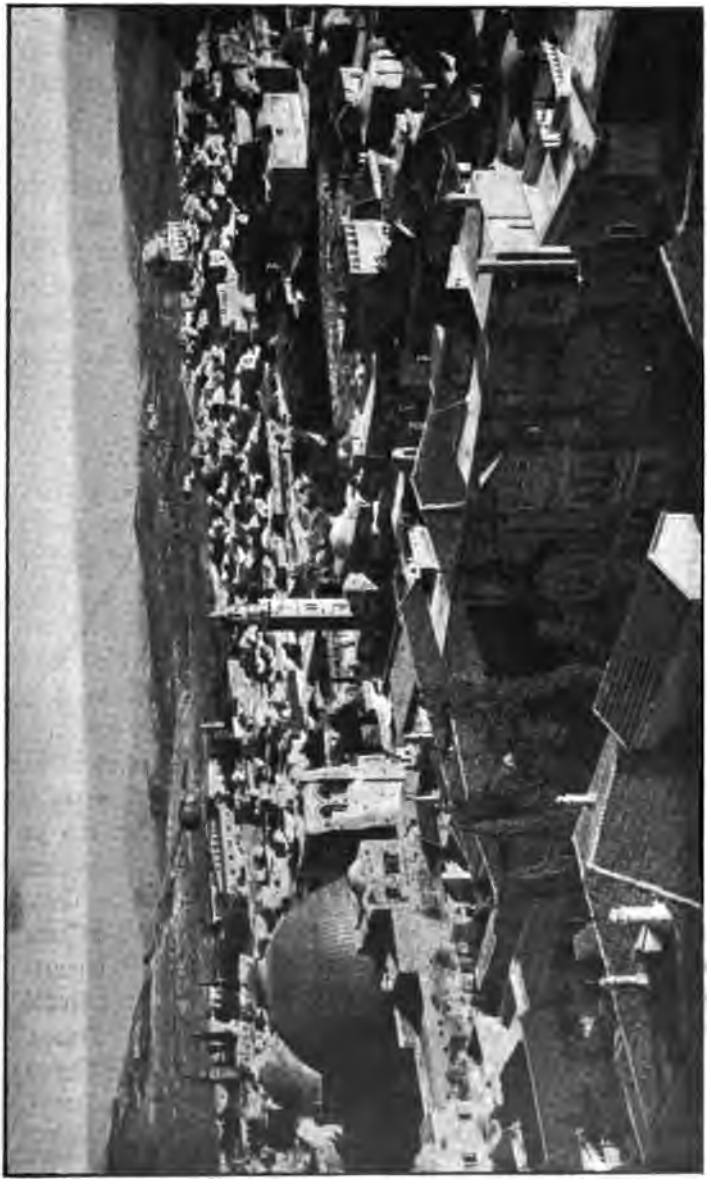
aufs Exempel, wie die Schlußfolgerung nach einem langen Beweis. Wäre Jesus nur ein verstorbener Mensch, den man mit Thränen in das Grab des Joseph von Arimathia gelegt, hätten die Apostel ihn in jenen vierzig Tagen nicht oftmals gesehen und mit ihm gesprochen, hätten sie nicht gesehen, daß er auf andere Weise von der Erde schied als die Millionen von Menschen, die man auf dem großen Kirchhofe der Erde ins Grab gelegt hat, dann wäre die ganze Botschaft des Evangeliums, die seit 2000 Jahren durch die Welt getragen wird, eine ungeheure Täuschung. Andererseits, wer an die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen glaubt, für den ist die Himmelfahrt eine ebenso selbstverständliche und notwendige Thatsache. Denn der Herr konnte doch, nachdem er öfters erschienen war, nun nicht auf einmal nur so ausbleiben, ohne seine letzte Erscheinung ausdrücklich als sein Scheiden kenntlich zu machen. So ist denn die Himmelfahrt der passende und notwendige Schluß dieses großen und erhabenen Lebens. Und schön ist es, daß Jesus gerade auf dem Ölberge auffährt, da wo er am Donnerstag genau vor sechs Wochen den heißesten Kampf gekämpft hat, als er „auf sein Antlitz niedersank und den Kelch des Vaters trank". Das erhabene Kapitel vom Leben Jesu würde ein unvollendetes Stück sein ohne die Himmelfahrt. Aber „Aufgefahren gen Himmel!" das ist das große göttliche punctum finale hinter dem Erdenleben Jesu. Darum ist es auch einer der seligsten Töne, die durch unser apostolisches Glaubensbekenntnis klingen.

Wo der Herr seine Jünger bei Jerusalem getroffen hat, wissen wir nicht. Doch wohl an einem der treuen Schar von früher her wohlbekannten Sammelplatze, also wahrscheinlich bei Gethsemane. Wie manchmal war er mit ihnen auf diesem Wege hinausgegangen nach Bethanien! Zum letzten Mal hatten sie es in der Gründonnerstag-Nacht gethan. Nun

schritten sie zum letzten Mal denselben Weg hinan. Er führte sie nach dem lieblichen Bethanien zu am Rande jener Wüste, in welcher er einst nach seiner Taufe seine Laufbahn mit der vierzigtägigen Einsamkeit begonnen hatte. Hier wollte er sie nun auch beschließen.*)

Was sie mit einander auf diesem Wege redeten? Lukas sagt in seinem zusammenfassenden Berichte von den Reden nach der Auferstehung (Luk. 24, 45): „Er öffnete ihnen das Verständnis, daß sie die Schrift verstunden." Text und Thema seiner Rede brauchte er nicht zu suchen. Er konnte sie ablesen von der Landschaft, die um ihn her lag. Da lag Gethsemane, wo er den Todeskampf gekämpft und wo ihn alle Jünger verlassen hatten. Drüben auf der Höhe leuchtete in der Morgensonne der marmorne Tempel, wo sie ihn verurteilt hatten. Jenseits der Stadtmauer lag Golgatha, wo er im vorigen Monat hingerichtet worden war, umgeben von einer tobenden Volksmenge. O wie dunkel waren diese Führungen für die Jünger gewesen! Wie wenig hatte dies alles mit den Hoffnungen gestimmt, zu denen sie sich nach den Propheten berechtigt geglaubt hatten! Aber jetzt ging der große Schriftausleger an ihrer Seite und „öffnete ihnen das Verständnis, daß sie die Schrift verstunden". Da wurde die ganze Scene, Gethsemane, Jerusalem, Golgatha wie umgewandelt vor ihren Augen. Die dunkelsten Wege lagen

*) Unser Bild veranschaulicht den Weg von Jerusalem nach Bethanien. Die große Kuppel links ist die der Grabeskirche. Der Berg dahinter ist der Ölberg, der durch das Kidronthal von der Stadt getrennt ist. Zwischen dem Ölberge und dem rechts davon liegenden Berge sieht man eine sattelartige Vertiefung. Über diese führte der vom Kidronthal heraufführende Weg nach Bethanien, das hinter dem Ölberg verborgen liegt. Die hinter diesem Sattel sichtbaren Berge gehören zur Wüste Juda. Die in schwachen Umrissen sichtbare ferne Bergwand bezeichnet das Gebirge von Peräa jenseits des Jordans. Vgl. dazu die Karte „Jerusalem und Umgebung".

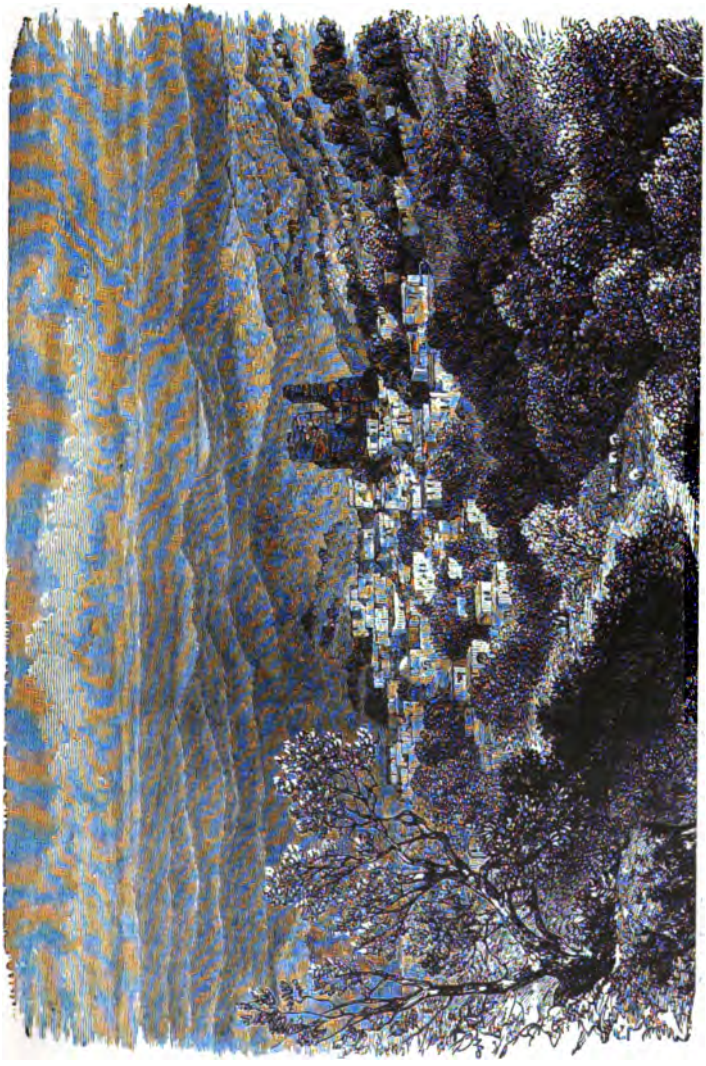


Blick von einem Kirchturme Jerusalems nach Bethanien zu.

sonnenhell vor ihnen wie der von der Morgensonne beschienene Himmelfahrtsweg, den sie gingen. Die ganze Bibel muß ihnen unter den Worten dieses Meisters in der Schriftauslegung vorgekommen sein wie ein großer Himmelfahrtstext, der da redete von Jesu Verherrlichung, in dem vom ersten Blatte der Schrift an tausend Engelshände auch das Menschenkind gen Himmel wiesen als zu seiner wahren Heimat.

Besonders aber legte der Herr noch einmal allen Nachdruck auf eine Lehre, welche die Hauptsache ist in der ganzen heiligen Schrift, die Lehre von seinem Leiden und Sterben. Zwar kamen die Jünger auf diesem letzten Wege noch einmal auf ihre alte Lieblingsfrage zurück, wann wohl Jesus sein Reich aufrichten werde. Aber Jesus wies sie ab und sprach: „Es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat" (Apostelgesch. 1, 7). Dagegen führte er alle ihre Gedanken noch einmal zurück auf das A und O des Evangeliums: „Also ist's geschrieben und also mußte Christus leiden und auferstehen und predigen lassen in seinem Namen, Buße und Vergebung allen Völkern" (Luk. 24, 46). Und damit legte er seinen Aposteln die beiden Grundlinien aller evangelischen Predigt für alle Zeiten fest, das ernste Wort der Buße, das süße Wort von der Vergebung, welche gepredigt werden sollte allen Völkern auf Grund seines Versöhnungstodes auf Golgatha. Die Apostel fühlten wohl, daß mit diesem Auftrage nicht die von ihnen bisher viel zu frühe erwartete Vollendung, sondern der Anfang einer neuen Weltzeit gegeben sei. In diesem Lichte wiederholte ihnen wohl der Herr noch einmal, welchen Gang sein Reich nehmen würde (Ap.-Gesch. 1, 3), daß zuerst das Evangelium hinausgetragen werden sollte zu allen Völkern. Dann erst wollte er wiederkommen, um sein Reich in Herrlichkeit zu vollenden.

So wandelte der Herr noch einmal an ihrer Seite hinaus nach Bethania, innerlich beschäftigt mit dem großen Auftrage,



Bethania. (Aus Dr. Barnats Leben Jesu.)

mit dem er seine Apostel heute hinaussenden wollte. Da lag sie vor ihm im Sonnenglanz, die durch ihn erlöste Erde. Er war gekommen, ihr das Höchste und Beste zu bringen. Unermüdlich war er über Berg und Thal dieses Landes geeilt, um die Verlorenen zu retten. Dafür war er geschlagen und gemartert und feierlich im Namen der Religion und Frömmigkeit getötet worden und war mit einer Dornenkrone wieder hinausgegangen. Er hatte die ganze Erbärmlichkeit des Menschengeschlechtes kennen lernen. Dennoch fand in seinem großen Herzen keine Verachtung gegen die Menschen Raum. Er kannte ihnen gegenüber auch jetzt noch nur ein Gefühl, und das war die Liebe. Da steht er droben auf dem Ölberg, die Stadt seiner Hinrichtung vor Augen, aber kein Tropfen von Bitterkeit ist in seinem Herzen. Es liegt ein unendliches Erbarmen darin, wenn er dieser Welt, die ihn gekreuzigt, nun seine Friedensboten sendet. „Gehet hin von diesem Hügel," so etwa sagte er zu seinen Aposteln, „prediget aller Kreatur, durchwandelt jede grüne Flur, durchzieht jede öde Steppe, durcheilt jedes blaue Meer, und bringt ihnen meine Botschaft von der Vergebung ihrer Sünden!"

So nahte er denn noch einmal dem freundlichen Dörflein Bethania, wo er so manchmal am Abend süße Rast und Erquickung gefunden, wo er so manchmal den drei Geschwistern ihr Haus zu einem Vorhof des Himmels gemacht hatte. Heute sollte ihm selbst das traute Bethanien gleichsam zur Pforte des Himmels werden. Hier, angesichts des fernen Jordans, wo ihm seine Jünger zum erstenmale hatten ins Auge schauen dürfen, angesichts der im Süden sichtbaren Berge von Bethlehem, wo er vor 36 Jahren seine Erdenfahrt angetreten, wollte er seine Himmelfahrt antreten.

Er wollte scheiden von seinen Jüngern. Aber während der vierzig Tage nach Ostern hatten diese verstehen lernen, daß es von nun an von ihm keinen Abschied mehr gebe.

„Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch," so hatte er schon früher gesagt (Joh. 14, 18). Und auch jetzt vor seiner Auffahrt redete er nicht von Scheiden, sondern von Bleiben, wenn er ihnen die Versicherung gab: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Seinen Geist, die Kraft aus der Höhe, in dem er bei ihnen bleiben wollte, wollte er ihnen senden. Diesen Beweis seiner nie endenden mächtigen Nähe sollten sie drüben in Jerusalem abwarten.

Und indem er so in lichter Majestät unter ihnen stand, angesichts des im sommerlichen Schmucke seiner Gärten prangenden Bethanien, das Höchste ihnen verheißend, legte er noch einmal in die letzte Stunde die letzte Bitte, den letzten großen Auftrag, zu predigen das in dieser Stadt vollbrachte Evangelium unter allen Nationen der Welt. Es war die große Stunde der Heidenmission dort bei Bethania. Der aus der irdischen Daseinsform vollends ganz scheidende Herr dachte in jener großen Himmelfahrtsstunde nicht nur an das kleine Häuflein von Jüngern, das ihn mit begeisterten Blicken umstand. Sondern hinter ihnen sah er Land um Land, Nation um Nation kommen durch ihre Predigt, um dem Erlöser von Golgatha zu huldigen. Seine ganze Liebe, die ihn bis ans Kreuz getrieben hatte, wehte durch die großen Worte, die er seiner Kirche wie ein heiliges Vermächtnis hinterließ. In seine letzten Worte legte er seinen größten Wunsch hinein, als er sie beauftragte, hinauszugehen und allen, allen Menschen und Völkern die Botschaft von der ewigen Liebe und Erbarmung des Vaters in seinem Sohne zu bringen. „Ihr werdet," so sprach er, „die Kraft des heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde!" (Ap.-Gesch. 1, 8.)

Jetzt hob Jesus seine Hände auf über seine Jünger und

ſprach einen feierlichen Segen über ſie. Die Jünger fühlten es, die Abſchiedsſtunde nahte. Aufs tiefſte ergriffen lauſchten ſie ſeinem Abſchiedsſegen, der ſich fortpflanzen ſollte in Strömen von Segen unter ſeinen Jüngern von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis er einſt wiederkommt. Er ſtand wohl vor ihnen, wie ſie ihn einſt auf dem Verklärungsberge geſehen hatten, als ſeine himmliſche Herrlichkeit durch den irdiſchen Leib hindurch leuchtete. „Und es geſchah, während er ſie ſegnete, ſchied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel“ (Luk. 24, 51). Eine Wolke ſchwebte vom nahen Ölberg oder von der Wüſte herüber. Sie ward zum verſtändlichen Symbol des Schleiers, der die ſichtbare und die unſichtbare Welt von einander trennt, ſo nahe ſie einander auch ſein mögen. Die Wolke verhüllte die Geſtalt des Herrn, der immer noch die Hände ſegnend über ſie ausgebreitet hatte. Sie zog weiter ihre Straße im Luftraume empor. Aber der Herr ward nicht mehr geſehen.

So war er während der letzten vierzig Tage manchmal plötzlich aus ihrer Mitte verſchwunden, ſich in die unſichtbare Welt zurückziehend. Es war ihnen ſomit dieſes Unſichtbarwerden ihres Herrn nichts Ungewohntes mehr. Aber die beſondere Feierlichkeit des heutigen Scheidens, ſeine eigenen Abſchiedsworte, ſeine letzten Verheißungen und Aufträge ſagten es ihnen, daß dies das letzte Mal war, daß dies das Auffahren zum Vater ſei, von dem er ſchon am Oſtermorgen zu Maria und ſeither manchmal mit ihnen allen geſprochen hatte.

Betend waren ſie niedergeſunken, als ſie ihn ſcheiden ſahen (Luk. 24, 52), und betend hatten auch ſie ihm ihre Grüße zugerufen. Und doch waren ſie nicht von Trauer erfüllt, als ſeine teure Geſtalt ihren Augen im himmliſchen Raume entſchwunden war. Sondern ſie waren voll Freude und Wonne über die Erhöhung ihres Meiſters auf den Thron zur Rechten des Vaters. Sie wußten ja, daß ſein Scheiden

nur ein Bleiben in anderer Form war. Die Wolke war nicht ein Eliaswagen, der ihn für immer forttrug. Sie war nur der Vorhang, der ihr leibliches Auge von dem ewig Nahen trennte. Er war nicht fortgegangen. Er war nur in das Incognito seiner unsichtbaren Gegenwart hinübergetreten, in welcher er alle Tage nahe sein wollte. Und während sie ihm also noch voll Freuden nachsahen, „siehe, da stunden bei ihnen zwei Männer in weißen Kleidern und sagten ihnen: Ihr Männer von Galiläa! Was stehet ihr hier und sehet gen Himmel! Dieser Jesus, welcher von euch zum Himmel aufgenommen ist, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren."

In dieser zwiefachen frohen Gewißheit von seiner Nähe und seiner einstigen Wiederkunft gingen die Apostel in gehobener Stimmung, Freude und Wonne auf ihrem Angesichte (Luk. 24, 52), auf dem wohlbekannten Wege von Bethanien über den Ölberg nach Jerusalem zurück, voll Erwartung der großen Dinge, die da durch „die Kraft aus der Höhe" in ihnen und durch sie geschehen sollten.

Den Himmelfahrtstag aber haben die Apostel niemals vergessen. Wie eine Sonne leuchtete er ihnen hinein in ihr späteres Leben, hinaus bis zu ihrer eigenen Heimfahrt und Himmelfahrt. In einem ganz neuen Lichte erschien ihnen von nun an die Welt. Die Erde, die Jesu Füße berührt hatten, war ihnen etwas anderes geworden als früher. Nicht mehr ein Land verachtungswürdiger Sünder und Heiden, sondern ein weites Feld der göttlichen Barmherzigkeit. Nicht mehr ein bloßes Jammerthal voll dunkler Rätsel, sondern ein Vorhof zum Himmel, ein Vorsaal der himmlischen Herrlichkeit. Mochte ihnen auch noch manche Gethsemanestunde beschieden sein, sie wußten nun, daß derselbe Berg, der Gethsemane trägt, zum Himmelfahrtsberge werden mußte. Ja, der Auftrag, den sie in dieser großen feierlichen Stunde auf

dieſem Berge empfangen hatten, ließ ihre Hoffnung noch viel weitere kühnere Flüge wagen. Zu allen Völkern, in alle Lande hatte er ſie ja geſandt. So ſollte auch dieſe ganze Erde einſt nach ihrem durch Chriſti Hand gelenkten Sturmeslaufe zum Frieden kommen und zum ſeligen Himmelfahrtsberge werden für ungezählte Millionen, wenn er einſt kommen würde, um, wie er noch in der letzten Stunde zu ihnen geſagt hatte, ſein Reich aufzurichten in Herrlichkeit.

Ihr aufgehobnen Segenshände
Voll Heil, voll Wunderkraft des Herrn!
Ihr wirkt und waltet bis ans Ende,
Uns ungeſehn, doch niemals fern.
Im Segnen ſeid ihr aufgefahren,
Im Segnen kommt ihr einſt zurück.
Auch in des Glaubens Zwiſchenjahren
Bleibt ihr der Seelen Troſt und Glück!

Pfingsten.

Die Rückkehr nach Jeruſalem.

Feurig von oben in hellen Blitzen
That Gottes Geiſt ſein Kommen kund,
Krönte die Stirnen mit Flammenſpitzen,
Durchglühte heiß der Herzen Grund.
O lodre weiter, heiliger Brand!
Schreite gewaltig von Land zu Land!
Halleluja! Halleluja!

Es war im Juni, ſieben Wochen nach der Auferſtehung Jeſu. Der Hochſommer war ins Land gekommen. Die Gärten vor Jeruſalem trugen ſchon die erſten Früchte des Jahres. Die Frühfeigen, die Jeſus in der Paſſionswoche auf dem Wege von Bethanien als harte unreife Früchte geſehen und an jenem Baume vergeblich geſucht hatte, waren inmittelſt gereift und ſtanden auf dem unteren Markte allerorten als köſtliche ſüße Delikateſſe dieſer Jahreszeit zum Verkaufe aus. Auch die Weingärten um Jeruſalem her, die wir am erſten Oſterfeſte im erſten zarten Frühlingsgrün kennen gelernt, prangten im dichteſten grünen Blätterſchmuck, hinter dem ſich ganze Laſten unreifer Trauben verbargen.

Die heißen Schirokkowinde des Mai waren vorüber und die Juniſonne hatte die Saat auf dem ganzen Gebirge ſchnell zur Reife gebracht. Die Gerſtenernte, deren erſte Garbe am

Osterfeste im Tempel dargebracht worden, war vorüber. Aber die Weizenernte, die den Menschen ihr täglich Brod bringen sollte, stand noch bevor. Auf jedem gesegneten Acker wogte der Weizen, und wenn der Westwind, dieser tägliche Gast Jerusalems, über die Berge wehte, beugten sich Millionen von Halmen unter den goldgelben Erntesegen. Ihr Rauschen und Zusammenschlagen im Mittagswinde war dem Landmanne eine süße Musik, wie ein tausendstimmiger Naturpsalm auf den segnenden Gott, der die Erde und die Menschen lieb hat und Jahr für Jahr seine geheimnisvollen Kammern im Inneren der Erdschollen für sie aufthut.

Diese reifenden Saaten waren vor einem halben Jahre in die vom Winterregen durchfeuchtete Erde gestreut worden, als im Dezember Jesus allein, nur vielleicht von Johannes begleitet, trotz der Winterstürme seinen letzten kühnen Besuch in Jerusalem gemacht hatte*). Die Saat auf den Äckern war nun reif. Aber welch eine köstliche Himmelssaat, von der Hand eines göttlichen Säemannes in die Furchen der Erde gestreut, war gleichzeitig auf Erden aufgegangen und zur fröhlichen Ernte gediehen! Erschütternde Ereignisse hatten den damaligen Wandersmann, der durch Wind und Wetter zum Lichterfeste nach Jerusalem zog, vom Schauplatz hinweggerissen. Jesus war gekreuzigt und gestorben. Er war auferstanden und hatte nach den traurigen Passionstagen seinen Jüngern in jenen vierzig Tagen eine Zeit der Erquickung und des Segens bereitet, in der es ihnen in seiner gnadenreichen Gegenwart war, als ob sie im Garten Eden wären, von welchem berichtet wird, daß die Menschen die Stimme Gottes höreten, der im Garten ging, da der Tag kühle geworden war.

---

*) Vgl. Schneller, Evangelienfahrten — den Abschnitt: „Zur Weihnachtszeit in Jerusalem".

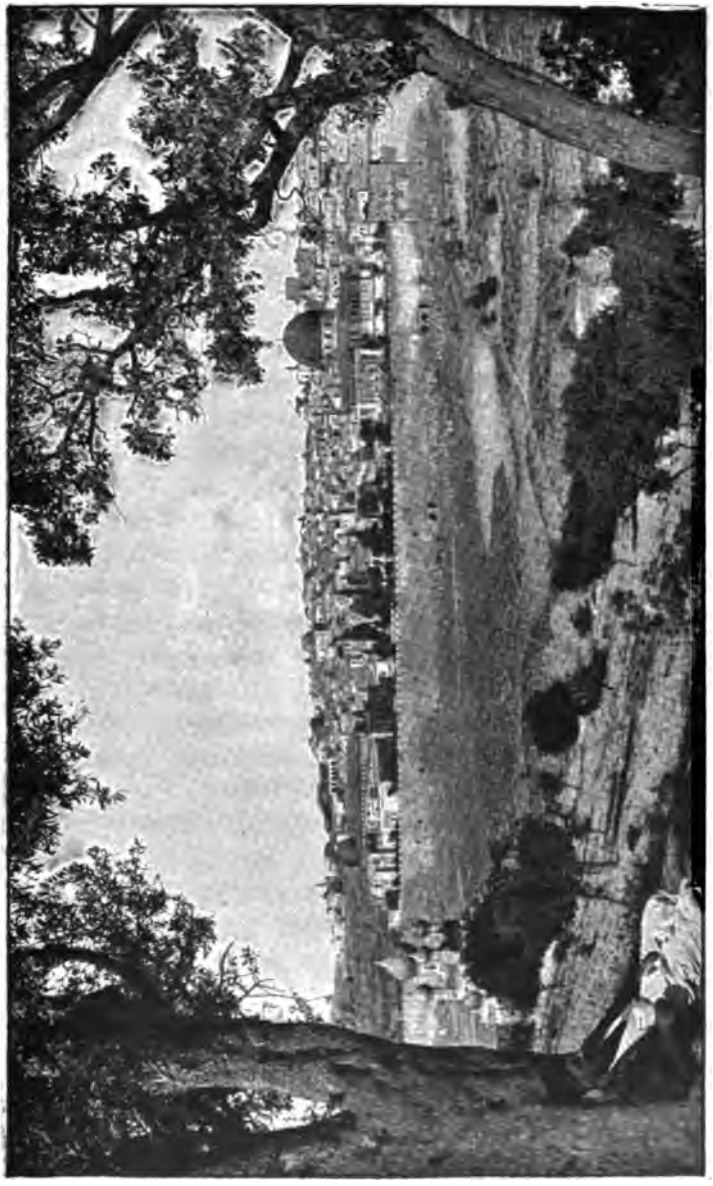
Aber im Lande wußte man noch nichts davon. Die Tausende von Festgästen waren nach Ostern wieder zurückgekehrt auf ihre heimatlichen Berge, die von nun an kein Jesus mehr besuchen sollte wie in den letzten beiden Jahren. Man redete zwar noch viel von ihm. Wie hätte es auch anders sein können? Hatte er doch am letzten Osterfeste mehr denn je den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gebildet, von seinem festlichen Einzuge mit Palmen und Psalmen bis zu seinem schmerzlichen Auszuge unter Kriegsknechten und wildem Geschrei einer zornigen Volksmenge. Aber man hatte ihn zu den Toten gelegt. Es war nicht mehr wie früher die Erwartung dessen, was er noch thun würde, was man besprach, sondern es war die Erinnerung an alles das, was der merkwürdige Verstorbene einst gethan hatte, es waren die noch frischen Eindrücke seines unerwarteten schmählichen Endes in Jerusalem.

Jetzt stand wieder ein Fest vor der Thür, Pfingsten, das frohe Erntefest. Hatte man zu Ostern die erste Gerstengarbe im Tempel dargebracht, während noch auf dem ganzen Gebirge die wogenden Gerstenfelder standen, so sollten jetzt die zwei ersten Weizenbrote als Dankopfer vor den Herrn gebracht werden, während draußen noch auf allen Höhen und Ebenen die Weizenfelder die ganze Fülle und Last des Gottessegens trugen. Es galt die schöne alte Väterssitte, daß das erste Stück Brot, welches die Erde wiederum spendete, niemand anders als der liebe Gott haben sollte. Erst dann sollten auch die Menschen ihr täglich Brot von den Feldern einheimsen. Die Sichel lag allerorten bereit zur fröhlichen Erntearbeit. Aber bevor sie geschwungen wurde in den wogenden Getreidefeldern, kam noch einmal alles Volk nach Jerusalem, um im Tempel Gott für seine Güte zu danken.

Nicht nur Inländer kamen. Auf den Straßen von Joppe, Cäsarea und Damaskus sah man manchen fremd-

ländischen Reisezug auf Kamelen oder auf Wagen zwischen den reifen Erntefeldern nach Jerusalem ziehen. Waren doch die Juden schon damals ein internationales Weltvolk, das über alle Länder, Küsten und Inseln verbreitet war. Viele von diesen Ausländern, die zum Osterfest nicht hatten kommen können, kamen nun zum schönen Pfingst- und Erntefest. Die am Nordthore ankommenden Karawanen waren in Sprache und Tracht außerordentlich von einander verschieden. Nur der gemeinsame jüdische Typus, das gemeinsame treue Festhalten an dem alten Glauben Israels bildete das Band, das sie als eine Nation zusammenhielt. Da sah man, wie uns Lukas berichtet (Ap.-Gesch. 2, 9 ff.), in ihren iranischen Kostümen Leute von Persien, Medien, Elam und von den Euphratländern. Da waren die Kleinasiaten, bald von der ephesinischen Küste mit ihrer griechischen Kultur, bald vom Binnenlande in Phrygien und Kappadocien, bald von den Küsten des schwarzen Meeres in Pontus, bald vom Südabhang des Taurus in Pamphylien. Da waren die Pilger aus dem wunderbaren Nillande neben den Nordafrikanern von Cyrene und denen, die Vorteil und Handel bis ins Innere von Arabien verschlagen hatte. Und wie aus einer anderen Welt kommend, standen da neben denen von Bagdad und Babylonien die Juden aus der Welthauptstadt Rom und von den Küsten Italiens, Frankreichs und Spaniens. Sie alle, teils geborene Juden, teils Angehörige anderer Nationen, die sich der jüdischen Nationalreligion angeschlossen hatten, zogen hinauf nach Jerusalem zum freudenreichen Erntefest.

Am belebtesten aber waren doch gerade zu diesem Feste die Straßen, die vom Inneren des Landes nach der Hauptstadt führten. Auf den Straßen von Jericho, Bethlehem, Joppe, Samaria strömten ganze Scharen von Landleuten und Städtern herbei. Da lag sie wieder vor ihnen im heiteren sommerlichen Schmuck, die schöne alte Stadt Jerusalem. Wie



Jerusalem. Blick auf die südliche Stadt vom Ölberge aus.

stolz leuchtete ihnen von ferne der herrliche Tempel entgegen, wie grüßten von den geliebten Höhen die stattlichen Zinnen! Von der höchsten westlichen Höhe der Stadt schaute trotzig die alte Königsburg auf die Häuser und Paläste herab. Dort hatte vor sechs Wochen noch der Prokurator Pontius Pilatus gewohnt. Jetzt stand das Schloß leer. Der Stadthalter residierte wieder wie gewöhnlich in Cäsarea, an den lieblichen Gestaden des Mittelmeeres.

Jerusalem in seiner ganzen Pracht lag wieder vor den Augen der Festpilger. Und doch mag es manchem von ihnen schwer ums Herz gewesen sein, als er die Türme wieder sah, zu deren Füßen man vor sieben Wochen Jesus wider alles Recht verurteilt und umgebracht hatte. Trotz alles Sonnenglanzes schien ihnen der Schatten der bösen That über der alten Königsstadt zu liegen.

Zwar der priesterliche Fürst des Volkes, Kaiphas und sein Staatsrat triumphierten. Es hatte ihnen Mühe und Sorge genug gemacht, die drohende Gefahr zu beschwören, die seit dem Auftreten des Täufers und gar Jesu immer reißender um sich gegriffen hatte und noch vor acht Wochen bei dem Einzuge Jesu und seinen reformatorischen Eingriffen in ihre Tempelordnung wie eine zerstörende Flutwelle über ihre pharisäischen Volks- und Religionsordnungen hinwegzugehen drohte. Jetzt war endlich die Gefahr vorüber. Er hatte es gebüßt, so gut wie sein Vorgänger Johannes. Der eine war im Gefängnis geköpft, der andere am Kreuz gehängt worden. Man konnte jetzt in Jerusalem wieder seines Lebens froh werden, wieder ungestört Pfingsten feiern, ohne von dem Demagogen aus Galiläa beunruhigt zu werden.

Und doch täuschten sich die hohen Herren gewaltig, wenn sie meinten, daß die Bewegung, die in den letzten Jahren so mächtig durchs ganze Land pulsiert hatte, die einmal fast bis zur gewaltsamen Thronerhebung Jesu geführt hatte (Joh. 6, 15),

mit einem Schlage vergessen und aus der Welt geschafft sei. Das Volk urteilt über einen Toten, und vollends über einen in der Aufregung Hingerichteten, nachher milder als im Momente der Überstürzung. Der Gerechte, dessen reines und freundliches Bild sich dem Volke tief eingeprägt hatte, selbst zuletzt noch durch sein stilles Dulden am Kreuze nach so manchem Tage heller Volksbegeisterung, wollte vielen nicht aus den Gedanken kommen. Und gerade jetzt, wo man wieder an den Schauplatz seiner Hinrichtung kam, wo alles Volk wieder zusammen kam, das vor sieben Wochen dabei gewesen war, wachten die Erinnerungen an ihn mit verdoppelter Kraft auf. Es war, als ob man ihn vermißte auf dem Feste. Zudem liefen dunkle Gerüchte durch die Stadt, die ein eigentümliches Licht auf den Tod Jesu warfen. Man redete davon, daß die Soldatenwache an seinem Grabe auffallende Dinge erlebt haben wollte, als habe bei Wiederholung des am Freitag Nachmittag beobachteten Erdbebens am Sonntag früh eine überirdische Macht eingegriffen. Man erzählte, daß Judas von Karioth, einst einer seiner Vertrauten und beauftragten Prediger, der ihn treulos dem Hohenrat ausgeliefert hatte, in Verzweiflung zum Strick gegriffen und sich erhängt habe.

Jesus fing an, vielen im Bilde eines unschuldigen Märtyrers zu erscheinen. Ja, nicht wenigen war es, als ob das Land sein Bestes verloren habe, seitdem auch der edle Jesus dem hingerichteten Täufer im Tode nachgefolgt war. Auch diesmal, wie bei allen Festen des letzten Jahres, war der Name der durchs ganze Land hin wohlbekannten Persönlichkeit Jesu in aller Munde. Gerade diesmal schien alles an ihn zu erinnern. Der Ölberg, der im Osten der Stadt mit seinen Landhäusern in die Stadt hineingrüßte, erinnerte sie an seinen glänzenden Einzug vor acht Wochen. Die Königsburg, die Straße nach Golgatha schien ihnen noch

wiederzuhallen von dem wilden Geschrei am Karfreitag. Auf dem Tempelplatze standen Gruppen beisammen und redeten davon, wie er noch vor kaum acht Wochen gerade auf diesen Vorhöfen geredet und Tausende mit seiner gewaltigen Rede und seiner mächtigen Persönlichkeit beherrscht hatte. Man durfte ja nicht allzu laut davon sprechen. War er doch im Namen der Religion von den obersten Priestern des Tempels zum Tode ausgeliefert worden! Standen doch die meisten Bewohner der Hauptstadt und sehr viele Volksgenossen blindlings auf der Seite des Kaiphas. Aber man flüsterte sich doch da und dort mit ernster Miene zu, was der edle Tote einst dem Lande gethan, wie er landauf landab gezogen sei und gelehrt und wohlgethan habe, wie mächtig sein Zeugnis von Gott die Herzen und Gewissen ergriffen habe, ganz anders als die Reden der Priester und Hohenpriester. Er hatte wahrlich nicht gelebt wie ein Verbrecher, und — trotz der schimpflichen Todesart — noch weniger war er gestorben wie ein Verbrecher. Tiefen Eindruck hatte es gemacht, als es bekannt wurde, daß das erste Wort, das sich der gepreßten Brust des Gekreuzigten entrang, ein Gebet für seine Feinde gewesen war. Noch nachdenklicher hatte es viele gemacht, daß der wegen Gotteslästerung Hingerichtete vor seinem Sterben mit einem erhabenen zuversichtlichen Gebete seinen Geist in die Hände des Vaters befohlen hatte. Es ist gar kein Zweifel, daß durch solche Gedanken und Reden neben dem Mißtrauen in ihre Volksoberen in vielen bittere Selbstvorwürfe erwachten darüber, daß sie entweder sich selbst von jenem Tumulte hatten mitreißen lassen, oder doch nicht den Mut gehabt hatten, für den Gerechten einzutreten.

Alle diese Erinnerungen an Jesus wurden jetzt lebendig wie Samenkörner, die man am Wintertage hinabgelegt hat in die Erde, und die nun in der Furche stille und leise keimen, von niemand bemerkt, und nur warten, bis der Frühling

kommt und sie hervorruft zu neuem Leben. Und so wurden jene sechs Wochen der Abwesenheit von Jerusalem, welche zusammenfallen mit jenen goldenen vierzig Tagen, die der Auferstandene den Jüngern schenkte, für weite Kreise des Volkes zu einem stillen Pfingstadvent, zu einer Vorbereitungszeit auf die großen Pfingstbekehrungen zu Jerusalem. Der Geist Gottes wehte durchs ganze Land und bereitete im Verborgenen die Herzen vor zu einem neuen, seligen Pfingst- und Erntefest. Während die Weizenernte draußen auf den Feldern des heiligen Landes in der Glut der Maisonne reifte, kam auch eine noch edlere Saat zur Entfaltung, welche Jesus während der letzten zwei Jahre, von jenen schönen Tagen am Jordan an bis in seine Gethsemanenacht hinein, ja noch vom Kreuze herab am Karfreitagmorgen als ein guter Säemann in die durch die Pflugschar des Alten Testamentes gelockerten Furchen dieses Landes gestreut hatte.

Ja wohl, sie kamen nach Jerusalem herauf zum Erntefest wie in alten Zeiten. Aber niemand ahnte, daß an diesem Feste die erste endlich zur Reife gekommene Garbe mit Jauchzen und Frohlocken auf den Altar Gottes niedergelegt werden sollte. Ja wohl, sie redeten mit Liebe und Teilnahme von dem großen Toten. Aber niemand ahnte, daß er selbst wenige Tage vor ihnen zu diesem Feste nach Jerusalem gekommen war, um die am Kreuze geschändete Sache plötzlich wieder zu Ehren zu bringen. Niemand ahnte, daß Gott den am Kreuze scheinbar im Stiche gelassenen Jesus auferweckt und zur Weltherrschaft (Matth. 28, 18) erhoben habe, und daß dieser auferstandene und erhöhte Jesus gerade auf diesem Feste in noch mächtigeren Thaten und Wirkungen als in den letzten Jahren plötzlich wieder auf den Plan treten sollte, um sein Königreich auszudehnen, bis nicht nur dies kleine Palästina, sondern die ganze Welt zu seinen Füßen liege.

Auch die Apostel, die Jünger und Jüngerinnen Jesu waren wie die anderen Festpilger wieder nach Jerusalem gekommen. Die Apostel hatten ihrem Galiläa Lebewohl gesagt, um nach der Weisung ihres Meisters ihren Wohnsitz künftighin dauernd in der Landeshauptstadt zu nehmen, welche sie bis dahin nur zuweilen bei den Festen mit ihrem Meister besucht hatten. Mitten in diesem Jerusalem, das Jesu gekreuzigt, sollte der erste Sitz seiner Gemeinde sein.

Wenn ihnen auf den Straßen der Stadt jemand von den regierenden Kreisen begegnete, mag man diese Galiläer mit einer Mischung von Mitleid und Schadenfreude betrachtet haben. Die guten Leute! Sie waren Jahre lang mit dem gekreuzigten Abenteurer durchs Land gezogen mit dem einfältigen Traume, der sollte „Israel erlösen", und zwar im Widerspruch mit dem Hohenrat und den Hohenpriestern. Sie mußten wohl jetzt nach dem kläglichen Ende ihres Anführers von ihrem Größenwahn kuriert sein. Sie konnten jetzt nichts Gescheiteres thun, als ihre alten Fischernetze wieder zur Hand nehmen, über die sie so hoch hinausgewachsen waren, und so in ihrem Winkel von Galiläa in das verdiente Schweigen zurücktreten. Daß sie ausführen sollten, woran ihr Meister durch seinen Kreuzestod gescheitert war, daß sie die seit seiner Hinrichtung gebrandmarkte und verlorene Sache gegen die regierenden Mächte wieder aufnehmen sollten, dieser tollkühne Gedanke wäre ihnen nicht im Traume beigekommen.

Und doch sollte gerade dies geschehen. Dies Pfingstfest sollte ihnen Überraschungen bringen, die all ihre Siegesfreude über die gelungene Hinrichtung Jesu plötzlich zu nichte machen sollten. Die Apostel kamen als andere Menschen nach Jerusalem zurück. Sie hatten in Galiläa, diesem Lande voll Gnadenspuren Jesu, vor ihrem Abschiede noch einmal einen großen, unvergeßlichen Tag erlebt. Fünfhundert seiner Jünger hatte der Auferstandene auf einem jener lieblichen Berge am

Rande des Sees Genezareth versammelt. (1 Kor. 15, 6; Matth. 28, 16.) Hier auf diesen Bergen hatten sie so manchmal um ihn her gesessen, wenn er ihnen seine Gleichnisse vom Reiche Gottes sagte. Damals waren ihnen diese Gleichnisse so manchmal wie rätselhafte Geheimnisse vorgekommen. Aber jetzt, im Lichte der Ostersonne, hatten sich die verschlossenen Knospen weit aufgeschlossen als herrliche Blumen voll reiner Gottesschönheit (Joh. 2, 22). Jetzt waren sie wieder auf einem Berge um ihn versammelt, wie damals bei der Bergpredigt. Und wie viel war inzwischen geschehen, wie viel von ihrem Meister vollbracht. Karfreitag und Ostern lagen hinter ihnen. Da hatte er ihnen, während wohl tausend Augen seiner Jünger begeistert auf den Verklärten blickten, noch einmal seinen Auftrag gegeben, hinauszugehen in alle Welt und alle Nationen zu seinen Jüngern zu machen und sie durch die Taufe, wie einst Johannes im Jordan that, aufzunehmen in sein Volk (Matth. 28, 19). Dann hatte er sie kurz vor dem Pfingstfeste nach Jerusalem gesandt. Dort wollte er ihnen noch einmal vor seiner Auffahrt erscheinen. Dort sollten sie die große Ehrenrettung ihres durch Kreuzestod geschändeten Meisters erleben. Der schmachvolle Tod am Kreuze durfte nicht der letzte Eindruck für Jerusalem sein. Damit durfte das Leben Jesu in der Öffentlichkeit nicht abschließen. Er wollte daher in der Stadt, wo er durch seinen Tod und seine Auferstehung sein Erlösungswerk vollbracht, durch ein Ereignis vor allem Volke den Beweis geben, daß er lebe und von seinem himmlischen Throne aus durch seine Apostel sein scheinbar untergegangenes Werk mit Macht weiterführe. Die entscheidende Pfingstthat, die das Werk Jesu Christi als einen neuen, weltumwandelnden Faktor in die Weltgeschichte einführen und allen Nationen die strahlende Pforte seiner Kirche aufschließen sollte, durfte natürlich ebenso wenig wie die Kreuzigung in einem entlegenen Winkel der

Provinz am See Genezareth erfolgen, sondern im Herzen der Hauptstadt, vor den Augen des ganzen Landes.

So hatten die Apostel denn ihr geliebtes, nun vom Glanze der Ostersonne verklärtes Heimatland Galiläa verlassen. Auch die heilige Schrift nimmt für immer Abschied von dem lieblichen Galiläischen Lande. Sie waren hinaufgeeilt gen Jerusalem und hatten ihren Herrn noch einmal auf dem Ölberge begrüßt. Sie hatten ihn gen Himmel fahren sehen und waren nun wieder nach Jerusalem zurückgekehrt, wartend, nach seiner Verheißung angethan zu werden für ihren Beruf mit Kraft aus der Höhe.

Der Geburtstag der christlichen Kirche.

Pfingsten war gekommen. Draußen auf den Feldern wogten die reifen Ähren, die Gärten der Vorstadt prangten im Glanze der Junisonne. In der Stadt wogte die festliche Menge durch alle Straßen. Von allen Seiten, vom Palaste des Herodes, vom oberen Markt, zwischen den geschlossenen Kaufbuden des unteren Marktes, durch die engen Gassen und über die Brücke am Xystus-Platz flutete in den Morgenstunden alles dem Tempel zu, wo heute Erntedankfest gefeiert wurde. Unter den herrlichen Säulengängen und Hallen der Tempelvorhöfe sah man die Landleute in ihren weißen wallenden Gewändern bunt gemischt mit den Vertretern der verschiedensten Länder des gewaltigen römischen Kaiserreiches. Auch die Jünger Jesu, wohl hundert und zwanzig Seelen (Ap.-Gesch. 1, 15), sah man wie früher so oft an einem Platze der Tempelvorhöfe beisammen stehen, um das Fest mitzufeiern. Nur ihr Meister fehlte diesmal, um den sich sonst das ganze Volk geschart hatte, sobald er im Tempel erschienen war.

Unter der Priesterschaft war von frühe an ein geschäftiges Treiben. Galt es doch heute, eines der drei höchsten Nationalfeste vor dem ganzen Volke würdig zu begehen. Kaiphas selbst, der Hoheprieſter, erschien heute, wie an jedem dieser drei

Feste, in seinem prächtigen hoheprieſterlichen Ornat. Wie vor sieben Wochen, am Tage nach der Kreuzigung Jesu, war er heute in seinem festlichen Schmuck zu sehen, in Purpur und Gold und Juwelen, mit dem kostbaren Schilde auf der Brust, auf welchem in zwölf köstlichen Edelsteinen die Namen der zwölf Stämme Israels prangten, die er betend auf dem Herzen tragen sollte. Der ganze Glanz des israelitischen Kultus wurde angesichts des herrlichen, in Marmor und Gold schimmernden Tempels entfaltet. Mit dem feierlichen Klang der Posaunen hatte der Gottesdienst begonnen, die alten Psalmen waren über die andächtige, in den Vorhöfen versammelte Menge dahingeklungen, mit der Darbringung der zwei Erstlingsbrote von der diesjährigen Ernte hatte der Festgottesdienst seinen Höhepunkt und bald darauf auch seinen Abschluß erreicht.

Es war um die dritte Stunde, also nach unserer Zeit um neun Uhr vormittags. Eine festliche Menge bewegte sich noch durch die Tempelvorhöfe. Auch die hundert und zwanzig Jünger Jesu waren noch da. Bei der steigenden Glut der Junisonne waren sie wohl in eine der offenen Hallen der Tempelvorhöfe getreten und hatten sich daselbst niedergelassen. Denn nur diese können gemeint sein, wenn Ap.-Gesch. 2, 2 von einem Hause die Rede ist, in welchem sie saßen. In keinem anderen „Hause", am wenigsten in einem Privathause in den engen Festungsgassen Jerusalems, hätte sich eine nach Tausenden zählende Menge um sie sammeln können, wie uns der Verlauf der Geschichte zeigt.

Eine frohe, gehobene Stimmung ging durch die Reihen der Jünger. Ihnen, die vor einigen Tagen die Himmelfahrt Jesu erlebt hatten, war es, als ob das Fest mit seinen alten Psalmen eine neue, seligere Bedeutung für sie gewonnen hätte. Durch die Lieder des Alten Testamentes brausten für sie in jubelnden Akkorden die Klänge des Neuen Testamentes

hindurch, von Gottes ewiger Liebe, von Ostern, von Himmelfahrt, von Wiederbringung des ganzen verlorenen Menschengeschlechtes redend. Eine frohe Erwartung ließ ihre Herzen höher schlagen. Hatte ihnen doch der Herr für diese Tage eine neue selige Offenbarung verheißen, seine Wiederkunft im heiligen Geiste, ihre Ausrüstung mit der Kraft aus der Höhe. Und wie sollten sie sich darauf nicht freuen? Sollte doch diese Mitteilung die Krönung seines ganzen Werkes, die herrlichste Frucht seines gottmenschlichen Lebens sein! Sollte doch damit er selbst einziehen in ihre Brust, um nie wieder von ihnen zu scheiden! Sollte doch jeder Empfänger dieses heiligen Geistes hinaufgehoben werden zum Genossen einer höheren Welt, die ihr Meister durch sein Sterben und Auferstehen erschlossen hatte. Sollte doch damit erst jenes Wort Jesu am Ostermorgen wahr werden, daß seine Jünger allesamt seine Brüder seien. Denn wie Christus Gottes Sohn war, weil der Geist Gottes in ihm war „ohne Maß", so sollte Geist von Gottes Geist sie durchwehen und sie hinaufheben in die göttliche Verwandtschaft der Kinder Gottes. So waren sie in jener Tempelhalle im Zustande höchster Empfänglichkeit für das Göttliche. Sie hatten sozusagen alle Thüren und Fenster ihres Herzens aufgeschlossen für den Himmel. Daher waren sie auch in der rechten Verfassung, um den Himmel mit beseligender Macht in ihre Herzen einziehen zu lassen.

Da, um neun Uhr, rauscht es plötzlich in den Lüften. Die Cypressen auf den Tempelvorhöfen schlagen an einander, die Palmen wogen, ein gewaltiger Wind braust wie ein Gewittersturm über Jerusalem hinweg. Der Wind weht durch die einmütige Versammlung der Jünger dahin, hinüber übers Kidronthal nach dem nahen Ölberg. Die Jünger ahnen, daß dieser Wind, wie die Wolke bei der Himmelfahrt, ein Symbol höherer Dinge ist. Es ist ihnen, als käme der Herr selbst in den Lüften, unsichtbar durch sie hinrauschend,

als führe er auf Sturmesfittigen daher, um im Geiste wieder seinen Einzug in ihrer Mitte zu halten. Mächtig rauscht und braust es um den alten Tempel, als träte der wieder auf den Plan, der einst auf diesem Platze gesagt hatte: „Ich will meinen Tempel in dreien Tagen aufrichten!“ Die Jünger haben sich voll seliger Freude erhoben. Sie sind seiner persönlichen Nähe gewiß, wiewohl sie ihn nicht sehen. Eine unbeschreibliche Wonne ergreift sie, als ob der Himmel selbst sich ihnen geöffnet hätte. Neue Kräfte fühlten sie durch ihr ganzes Wesen strömen, als wäre der rechte goldene Frühling ihres inneren Lebens angebrochen. Und nun geht es ihnen, wie es der Dichter vom irdischen Frühling singt:

Es brechen in schallendem Reigen
Die Frühlingsstimmen los,
Sie können's nicht länger verschweigen,
Die Wonne ist gar zu groß!

Mit strahlenden Augen rufen sie es einander zu, daß es der Herr selber sei, der im Geiste wieder zu ihnen komme. Ein hundertstimmiger Freudenruf hallt über die festlichen Vorhöfe. Die Menge eilt von allen Seiten herbei. Erstaunt sehen sie die Gruppe der Jünger. Lohende Feuerflammen scheinen einen Augenblick über ihren Häuptern zu schweben. Brausender Wind, feurige Flammen, das sind die Zeichen, welche die Herbeieilenden wahrnehmen. Was aber diese Zeichen bedeuten sollten, war ihnen ein Rätsel. Indessen, was ihnen Sturm und Flamme nicht sagen konnten, das sagten ihnen jetzt die Jünger selbst. Diese waren „voll heiligen Geistes“. Schon eine bloß irdische Begeisterung, was kann sie nicht aus einem Menschen machen! Es ist, als ob plötzlich ein ganz anderer, neuer Mensch vor uns stünde. Hier aber war mehr als blos irdischer Enthusiasmus. Es war nicht nur, wie bei diesem, eine plötzliche Steigerung ihrer eigenen Seelenkräfte, sondern Gottes Geist durchwehte

und durchglühte ihr ganzes Weſen und hob ſie weit hinaus über die Schranken ihrer Natur. Jetzt verſtanden ſie, was ihr einſtiger Lehrer am Jordan vor zwei Jahren gemeint hatte, wenn er ſagte: „Derſelbige wird euch mit dem heiligen Geiſt und mit Feuer taufen!“ Jetzt verſtanden ſie gewiſſe Worte ihres Herrn erſt, deren Sinn ſie früher nur hatten ahnen können, wenn er von der „Kraft aus der Höhe“ ſprach, oder wenn er ihnen ſagte: „Wir, der Vater und ich, werden kommen und Wohnung bei euch machen.“ (Joh. 14, 23). Von dieſer Gotteskraft erfüllt, „fingen ſie an zu reden mit anderen Sprachen, je nachdem der Geiſt ſie ihnen auszuſprechen gab.“ In allen Sprachen des Reiches fingen die begeiſterten Jünger Jeſu an zu reden. Es war, als ob ſie von einem Sturmwind fortgeriſſen, von einem Feuer durchglüht wären, das ihr geiſtiges Leben hinaushob in eine höhere Sphäre, während ſie doch ihrer ſelbſt vollkommen mächtig waren.

Unter den aus den Tempelvorhöfen Herbeigeſtrömten befanden ſich viele Ausländer, die zum Feſte gekommen waren. Lukas nennt uns fünfzehn Länder, die vertreten waren. Aber es war niemand unter ihnen, von dem braunen Araber an, der von den Ufern des indiſchen Oceans gekommen war, bis zu dem Kaufmann von den Küſten des ſchwarzen Meeres oder Italiens und Spaniens, der nicht plötzlich aus der Mitte der Jünger ſeine eigenen heimatlichen Laute vernommen hätte.

Was aber die Zuhörer und Zuſchauer noch vielmehr frappierte als die Verſchiedenheit der Sprachen, das war der *Inhalt* deſſen, was die Apoſtel ſagten. Denn ſo mannigfaltig die Sprachen waren, ſie dienten doch alle einem einzigen großen Gedanken, einem einzigen erhabenen Zweck. Sie „*predigten*“ (Ap.-Geſch. 2, 4) „und prieſen die großen Thaten Gottes“ (Ap.-Geſch. 2, 11). Welche Thaten Gottes? Natürlich diejenigen, durch welche er ſich in Chriſto geoffenbart hatte. Die Gottesthaten des Karfreitags, die Gottesthat des

Ostertages, die Gottesthat der Himmelfahrt, das war es, was sie dem versammelten Volke predigten und priesen. Zum erstenmal tönte die selige Osterbotschaft jubelnd hinein in die Stadt der Hinrichtung Jesu. Da standen sie, wie die Propheten der alten Zeit, mit dem Ausdruck der Hoheit und Würde und zugleich mit einer flammenden, hinreißenden Beredtsamkeit. Es war der Frühlingsgesang einer neuen Schöpfung des Geistes, aus den Tiefen seliger Empfindung hervorströmendes Lob Gottes, das von ihren Lippen erklang. Auch die anwesende Menge luden sie ein, Kreter und Araber, Römer und Perser, sich der Vatergüte Gottes in seinem Sohne Jesus zu freuen. Sie riefen es laut, daß Gott den jüngst Gekreuzigten auferweckt habe, und daß dieser nun ein neues Gottesvolk sammeln werde aus allen Nationen.

Staunend hörte sie die Menge. „Siehe," so sagten sie immer wieder zu einander, „sind das nicht lauter Galiläer?" Und die Ausländer, die ihre Sprache vernahmen, riefen: „Wie ist es nur möglich, daß diese einfachen Leute alle unsere Landessprache reden?" Man hatte heute morgen die Jünger Jesu, als sie im Tempel erschienen, wohl vielfach bedauert, weil sie mit ihrem gekreuzigten galiläischen Meister so arg zu Schanden geworden waren. Aber sie schienen ja gar kein Bedauern zu wollen. Sie forderten vielmehr alle Welt zur Freude auf, weil, wie sie behaupteten, ihr Meister lebe. Selbst einige Männer aus der höchsten Aristokratie, Joseph und Nikodemus, sah man mit derselben zuversichtlichen freudigen Überzeugung unter ihnen stehen. „Was will das noch werden?" so sagten sie zu einander.

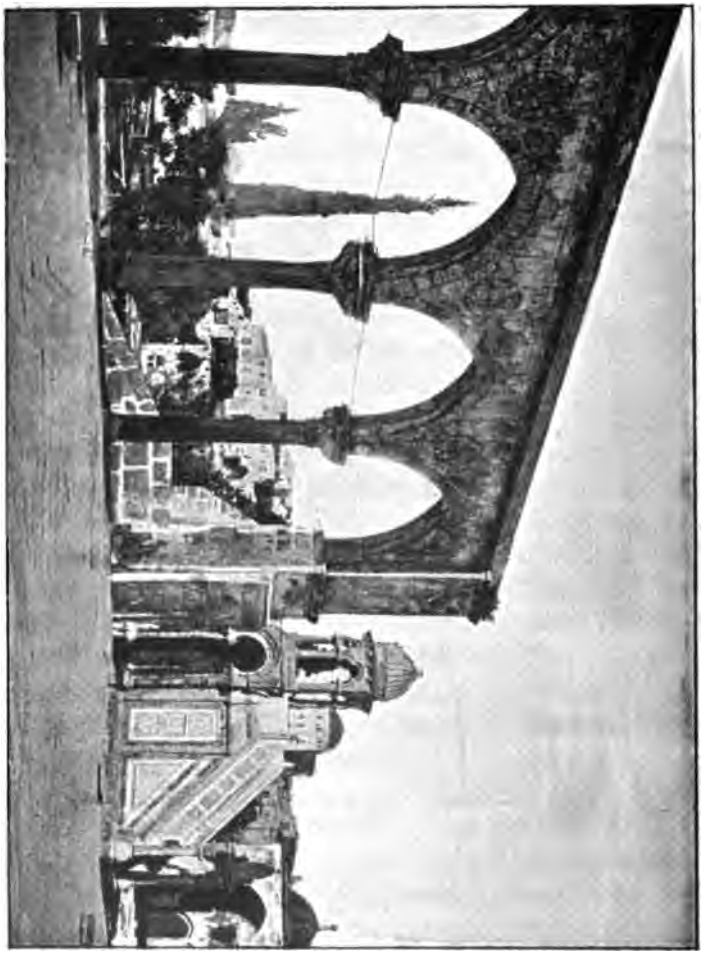
„O," riefen die von der hoheprieſterlichen Partei, welche die Jünger von früher her wohl kannten, „was wird es weiter sein? Betrunken sind sie und haben sich im süßen Wein übernommen!"

Die Pfingstpredigt.

Aus den Reihen der Jünger trat jetzt ein Mann mit Ehrfurcht gebietender Gestalt hervor. Die Jünger verstummten. Die Menge rings umher wurde still. Sie merkten, daß sie jetzt die Lösung des Rätsels vernehmen sollten. Der Vortretende war der vom Herrn selbst bestimmte Vorkämpfer der christlichen Kirche, zu dem er einst gesagt hatte: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde gründen!“ Für Petrus war eine große Stunde seines Lebens gekommen. Er fühlte sich getrieben von der Kraft des Geistes, die er empfangen hatte. Ihm war, als ob nicht er, sondern ein anderer durch ihn redete. Zum erstenmal ergriff er den Hirtenstab, den ihm der Herr in einer unvergeßlichen Stunde in die Hand gegeben hatte mit den Worten: „Weide meine Schafe!“ Zum erstenmal sah man ihn dort auf den Stufen des Vorhofes stehen, wo bis vor einigen Wochen sein Meister so oft gestanden hatte, mit seiner gottbegeisterten feurigen Beredtsamkeit aller Herzen mit sich reißend.

Laut schallte seine Stimme über die weiten Vorhöfe des Tempels (Ap.-Gesch. 2, 14), als er vor versammeltem Volke

die erste christliche Predigt in der Welt hielt, den ersten grundlegenden Gottesdienst der jungen christlichen Kirche angesichts



Terrasse auf dem Tempelplatze in Jerusalem. Rechts die Freitreppe.

der heiligen Hallen des Alten Bundes hielt. Kühne Worte waren es, die er wagte, Worte, die ihm nach Lage der Dinge

ſicheren Tod zu bringen ſchienen. Hier, mitten im Lager der Feinde*), predigte er laut und unerſchrocken, daß der vor acht Wochen hingerichtete Jeſus niemand anders ſei, als der Sohn Gottes, der ſeit Jahrhunderten erwartete König und Meſſias. Es giebt Augenblicke, wo endlich eine Wahrheit, die man lange nicht ausſprechen durfte und die ſich doch im Stillen in den Herzen Bahn gebrochen, von dem rechten Manne ausgeſprochen, zündend wirkt. Solch eine Stunde war jetzt gekommen für die öffentliche Verkündigung der göttlichen Sendung und Würde des gekreuzigten Jeſus.

Anknüpfend an die Worte der Gegner, welche den ſoeben erlebten merkwürdigen Vorgang aus dem Weinglaſe erklären wollten, griff Petrus hinein in die Schatzkammern des Alten Teſtamentes. Er citierte hier im Mittelpunkte der iſraelitiſchen Schriftgelehrſamkeit eine bisher wenig beachtete Stelle aus dem Propheten Joel, welche ein auffallendes Licht auf die gegenwärtige Stunde zu werfen ſchien. Da war eine Zeit verheißen, wo Gott in den Tagen des Heilandes ſeinen Geiſt ausgießen werde über alles Fleiſch, und daß dann die Söhne und Töchter des Volkes weisſagen ſollten.

Seht, ſo ungefähr ſagte Petrus zu dem Volke, dies Prophetenwort bildet den Schlüſſel für die heutige Stunde. Dort ſtehen ſie, die Söhne und Töchter unſeres Volkes, welche weisſagen vor euern Ohren. Es iſt dies nur eins der Zeichen der meſſianiſchen Zeit. Der Meſſias iſt gekommen. Und er iſt niemand anders, als der von euch Verblendeten gekreuzigte Jeſus. Ich erinnere euch an ſeine von Gottes Geiſt erfüllten Reden auf dieſem Platze. Ich erinnere euch an ſeine Thaten und Wunder und Zeichen, die

*) Auf demſelben Tempelplatze, wo einſt Petrus predigte, pflegen die muhammedaniſchen Prediger auch heute noch wie damals im Freien zu predigen. Unſer Bild zeigt die marmorne Kanzel, die dort neben den Arkaden der Omarmoſchee ſteht.

ihr selbst erlebt habt. Waren sie nicht wie von Gott selbst gewirkt? Und den habt ihr getötet! Euch klage ich an, den Gottgesandten mit Hilfe der Heiden umgebracht zu haben. Meint ihr etwa immer noch, daß sein Ende am Kreuz ein Beweis dafür sei, daß Gott ihn verworfen und im Stiche gelassen hat? Ich sage euch vielmehr, es *mußte* so kommen, wenn er wirklich der Messias war. So war es Gottes vorbedachter Rat, ihn der Willkür der Sünder bis in den Tod hinein preiszugeben. Das war gerade der rechte, notwendige Weg zu seiner Erhöhung. Denn, meint ihr, daß er tot sei? Mit nichten! Es war ja, wie schon die heilige Schrift sagt, ganz *unmöglich*, daß er sollte vom Tode gehalten werden. Und das ist die große, herrliche Nachricht, mit der wir alle heute kühn vor euch hintreten: Er lebt! Er lebt! Er ist auferstanden! Der heutige Tag mit seinen merkwürdigen Erscheinungen ist der Beweis dafür, den Gott der Stadt seiner Kreuzigung giebt und damit seinen durch den Verbrechertod beschimpften Namen wieder zu Ehren bringt. Wir selbst sind ein lebendiger Beweis dafür, und wir alle sind Zeugen seiner Auferstehung. Wir haben ihn gesehen! Wir haben mit ihm geredet! Er selbst hat uns gesendet, euch dies zu verkündigen. Denn er selbst kommt nicht mehr zu euch. Er ist, wie er euch vor acht Wochen an seinem Todestage gesagt hat (Matth. 26, 64), gen Himmel gefahren (Ap.-Gesch. 2, 34) vor unseren Augen und hat sich zur Rechten der Majestät Gottes gesetzt. Denn nicht nur unser kleines Land will er von Jerusalem aus regieren, wie wir gedacht haben, sondern vom Himmel aus will er sein Reich mehren und ausbreiten, bis es alle Nationen umfaßt (V. 39). Seht ihr hier diese Männer und Frauen, die vor euch dastehen, vom Geiste Gottes erfüllt, wie nur jemals die größten Propheten Israels? Das ist nichts anderes, als seine erste Regierungsthat, die der Lebendige, Auferstandene durch Ausgießung seines Geistes

unter uns vollbringt (V. 33). Ihr glaubtet ihn am Kreuze von Gott verlassen. Aber vor dem ganzen Israel verkündige ich es heute laut und rufe es trotz seinen Mördern kühn unter euch hinein: Er ist niemand anders, als der von Gott erhöhte Herr und König! (V. 36.)

Staunend hatte das Volk diese kühne Rede gehört, welche mit der offenen Ausrufung Jesu zum Könige endete. Kein Mensch hatte bisher gewagt, offen für den Hingerichteten einzutreten. Aber wie ein Blitz schlugen die Worte des Petrus bei vielen ein. War es denn nicht wahr? War er denn wirklich der Verbrecher, den die regierenden Herren aus ihm gemacht hatten? Seine Worte voll erhabener Weisheit, die einst alles Volk hinrissen, seine Thaten, die nur mit Gottes Hilfe geschehen konnten, so die Auferweckung des Lazarus noch vor einigen Monaten, seine erhabene Ruhe während seines Verhörs, seine Seelengröße während der Kreuzigung, die beängstigenden Ereignisse während und nach derselben, die Gerüchte von seinem Grabe, — was für eine Sprache redete denn dies alles? Immer lebhafter trat ihnen unter den Worten des Petrus die wunderbare Gestalt des Propheten vor Augen, den sie einst verehrt und bewundert, den sie schließlich verkannt und verworfen hatten.

Wir haben unseren König und Erlöser gekreuzigt! so hieß es in ihrem Herzen. Wir haben unsern Messias verworfen! Die wilden Szenen am Karfreitag traten ihnen vor die Augen, und der Mann in der Dornenkrone und im roten Mantel mit der erhabenen Ruhe erschien ihnen plötzlich in einem neuen Lichte. Die unwiderstehliche Gewißheit, die in den Worten des Petrus lag, das einmütige frohe Zeugnis aller dieser hundert und zwanzig Jünger Jesu machte nicht den Eindruck von leeren Einbildungen oder unwahren Erfindungen. Mit Schrecken dachten sie daran, daß er lebe und zum Gerichte über sie kommen werde. Bestürzt fragten

sie den Petrus und seine Genossen: „Was sollen wir thun? Wie können wir das Geschehene wieder gut machen?“

Petrus aber, der in ihnen nicht die Mörder seines Herrn sah, sondern solche, von denen ihm der Auferstandene gesagt hatte: „Weide meine Schafe!“ rief: „Gnade und Vergebung habe ich jedem von euch anzukündigen, der seine falschen Vorurteile ablegt, das Geschehene bereut und sich durch die Taufe als sein Unterthan in sein Reich aufnehmen läßt. Nicht rächen will er sich, sondern retten will er euch und mit der Verzeihung eurer Sünden euch dieselbe Gabe des heiligen Geistes verleihen, die wir soeben empfangen haben.

Da war es merkwürdig zu sehen, wie sich unter diesen und vielen anderen Worten des Petrus mitten in dem Jerusalem, das Jesum gekreuzigt hatte, plötzlich eine gewaltige Gemeinde bildete. Zuerst mögen die verborgenen Jünger Jesu herzugetreten sein und die, welchen er besonders wohlgethan hatte. Der Blindgeborene (Joh. 9.) mag gekommen sein und der Jüngling von Nain und Jairus mit seinem Töchterlein und die Witwe, welche das Scherflein eingelegt hatte. Und wie des Abends, wenn einmal ein Sternlein aufgegangen, bald das ganze himmlische Heer am Himmelsbogen erglänzt, so kam Schar auf Schar, um sich der Gemeinde des Auferstandenen anzuschließen.

Es war ein geradezu rapides Wachstum. Sie kamen zu Hunderten, ja sie kamen zu Tausenden. In wenigen Stunden war die Gemeinde auf dreitausend angewachsen. Das Weizenkorn, das vor sieben Wochen in die Erde gelegt worden war, blieb nicht allein (Joh. 12. 24), sondern es begann viele Früchte zu bringen, sechzigfältig und hundertfältig. Der ehemalige Baumeister von Nazareth begann, wie er einst auf diesem Platze gesagt hatte, seinen Tempel zu bauen (Joh. 2, 19). Dreitausend lebendige Steine fügten sich heute zum geistlichen Tempel Jesu Christi zusammen, alle

durchweht von neuem Lebensodem des heiligen Geiſtes, alle durchglüht von der Flamme des frohen Glaubens, daß der gekreuzigte Herr lebe und regiere in Ewigkeit.

* * *

Und da ſtanden auf dem eigenſten Gebiete ihrer Herrſchaft die Hohenprieſter und die Ratsherren, die Juriſten und Theologen der Hochſchule, und wußten nicht, was ſie aus dieſem unbegreiflichen Umſchlag, aus dieſer Kühnheit der Galiläer und des Volkes machen ſollten. Wie eine unterdrückte Flamme mit einemmale hervorbricht und hell auflodert, ſo loderte die im Blute des Gekreuzigten erſtickte Behauptung, er ſei der Meſſias, plötzlich nach ſeinem Tode wieder auf. Jeſus war tot, — und an ſeiner Statt ſchienen Tauſende von Nachfolgern plötzlich wie aus der Erde gewachſen zu ſein. Hier auf ihrem Tempelplatz mußten ſie es erleben, daß der von ihnen als Gotteslästerer Hingerichtete als König Iſraels nicht nur, ſondern auch als König der Welt proklamiert wurde, der den Ehrenplatz zur Rechten der himmliſchen Majeſtät eingenommen habe. Wie ſtarr ſahen ſie in dieſe allgemeine Begeiſterung, deren Wogen ſo hoch gingen, daß ſich die Gläubigen Jeſu durch tauſend Hoheprieſter und tauſend Gewaltmaßregeln nicht hätten abhalten laſſen, ihren neuen Herrn als ihren König zu bekennen und anzubeten.

So ergrimmt ſie über das Wiederauflodern der heilloſen Bewegung waren, — heute mußten ſie das leidenſchaftlich erregte Volk gewähren laſſen. Nur wenige mochten wie der weiſe Gamaliel denken: „Iſt das Werk aus den Menſchen, ſo wird's untergehen. Iſt es aber aus Gott, ſo könnet ihr's nicht dämmen.“ Die meiſten wollten ruhigere und gelegenere Zeit abwarten, um dieſen thörichten Galiläern das Predigen

zu vertreiben. Aber keiner von ihnen ahnte, daß der zur Rechten Gottes Erhobene thatsächlich diese ehemaligen Fischer aus Galiläa und diese frohbegeisterte Gemeinde dazu bestimmt hatte, nicht nur ihr pharisäisches System, sondern sogar die ganze Weltgeschichte aus den Angeln zu heben und in neue Bahnen zu lenken.

Pfingstabend.

Welch ein froher Sonntagabend war es für die junge christliche Kirche, als sich nun jener goldene Junitag seinem Ende zuneigte und die letzten Strahlen der Pfingstsonne droben hinter dem Königspalast des alten Herodes und des Pilatus herübergrüßten und Stadt, Tempel und Ölberg mit rosigem Glanze überhauchte! Was war nicht schon aus dem Kindlein geworden, für das einst Herodes bei der Ankunft der Weisen vom Morgenlande dort droben Mordpläne geschmiedet, und das, zum Manne geworden, neulich ebendort von Pilatus zum Tode verurteilt worden war!

Welche Wandlung hatte sich an diesem festlichen Tage vollzogen! Am Morgen, als sich die Stadt zum Erntefeste rüstete, waren seine Jünger nur ein verachtetes Häuflein, in Acht und Bann gethan. Jetzt, am Abend, bekannten sich dreitausend Menschen aus allen Weltgegenden zu Jesu, eine Gemeinde, so groß wie die Einwohnerzahl einer ganzen Stadt. Am Morgen noch schien die Sache des zu Grunde gegangenen Jesus für ewige Zeiten begraben zu sein. Jetzt in den Abendstunden wogte ein ganzes Heer von Christen durch die Straßen

Jerusalems. Am Morgen noch schien Kaiphas mit seinem Hohen Rat zu triumphieren. Am Abend hörte man durch dieselben Gassen, in welchen vor sieben Wochen das „Kreuzige! Kreuzige!“ gerufen wurde, frohe Lobgesänge zum Preise des auferstandenen Heilandes erschallen.

Und die Apostel, die am Karfreitag so kleinmütig gemeint hatten, Gott habe die Zügel seines Weltregimentes aus den Händen fahren lassen, sahen wie träumend das wogende Meer von neuen Mitjüngern, die alle gleich ihnen die Auferstehung Jesu verkündigten. Jetzt offenbarte sich ihnen zu ihrer Überraschung, daß das viele Umherziehen und Wandern des Herrn durchs ganze Land doch nicht vergeblich gewesen war. Da reiften sie vor ihren Augen, die Saatkörner, die der himmlische Säemann zwei Jahre lang unermüdlich in den Acker dieses Volkes gestreut hatte. Sie mußten an ein Wort gedenken, das ihnen ihr Meister vor mehr als Jahresfrist gesagt hatte, daß das Feld schon weiß sei zur Ernte, und daß sie einst ernten sollten, was er ausgesät habe (Joh. 4, 35—38). Sie fingen an zu begreifen, daß gerade der von ihnen einst so sehr bejammerte Tod ihres Herrn das mächtigste Bindemittel sein sollte, um nicht nur dies Volk, sondern noch ungezählte Millionen als ein Volk zusammenzubinden, das sich unter seinem Kreuze die Hände reicht. Und der ganze herrliche Erfolg dieses Tages, die öffentliche Ehrenrettung des beschimpften Namens Jesu, die Sammlung der gewaltigen Gemeinde, war ihnen ein erhebender Beweis dafür, daß nicht sie, nein ihr erhöhter Herr selbst seine Kirche auf Erden aufrichtete, daß er nicht ferne von ihnen war, sondern in greifbarer Weise sie die Wahrheit des Wortes fühlen ließ, mit dem er vor einigen Tagen von ihnen geschieden war, um ewig bei ihnen zu bleiben: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“

* * *

„Viele Frucht! Viele Frucht!“ das war das Motto jenes fröhlichsten Erntefestes Jerusalems, wo die erste Garbe mit Jauchzen und Frohlocken auf Gottes Altar niedergelegt wurde. Heute waren dreitausend hinzugekommen, nach wenigen Tagen kamen noch fünftausend hinzu (Ap.-Gesch. 4, 4).

Für Jerusalem war es der letzte große Gnadentag, mit dem die Geschichte des Reiches Gottes von dem alten Lande der Offenbarung schied. Noch einmal wurde es der Stadt mit irdischen und himmlischen Stimmen, mit alten und neuen Zungen, durch die Zeichensprache des Sturmes und der Feuerflammen, durch die deutliche Sprache der geisterfüllten Apostel bezeugt, wer der von ihnen verkannte und gekreuzigte Jesus war: der auferstandene und zur Weltherrschaft erhobene Christus. Aber die Hohenpriester und der ihnen ergebene größte Teil des Volkes verhielten sich spottend und ablehnend. Die Wolke der besonderen göttlichen Gnadengegenwart, die der Israelit hier an der Stätte der Offenbarung Gottes anbetete, erhob sich, um für immer von Jerusalem zu scheiden. Dafür breiteten sich von da an die Fittiche des kommenden Gerichtes mehr und mehr aus über das unglückliche Jerusalem. Ein Menschenalter später war von dieser ganzen glänzenden, einst so hoch begnadigten, mit Gottes Huld und Freundlichkeit überströmten, nun aber in hartnäckigem Unglauben verstockten Stadt nichts mehr übrig als ein wehmütiger Trümmerhaufen verkohlter Wohnstätten und rauchgeschwärzter Marmorblöcke.

Für die übrige Welt aber wurden an jenem Tage die strahlenden Pforten der christlichen Kirche weit geöffnet für alle Nationen. Die Landleute Palästinas gingen nach jenem Erntefest hinaus auf ihre Berge und ergriffen ihre Sicheln zur fröhlichen Ernte. Aber auch die Apostel gingen nach diesem Pfingstfeste hinaus und griffen nach ihren Sicheln,

um ihre noch viel herrlichere Ernte unter der Völkerwelt für die himmlischen Scheunen zu beginnen. Ihre Lehrjahre waren vorüber, ihre Meisterjahre fingen an. Sie hatten die größte Schule durchgemacht, die je ein Mensch auf Erden durchgemacht hat, die Schule des Sohnes Gottes. Und heute waren sie für „reif" erklärt worden. Darum waren sie auch würdig, als die Lehrer der ganzen Welt hinauszugehen und sie in die Bahnen Jesu Christi zu lenken. Bald werden wir sie hinausziehen sehen von Jerusalem nach Judäa und Samaria, an den Gestaden des Mittelmeeres entlang nach Syrien und Kleinasien. Die Taube des Evangeliums werden wir sich aufschwingen sehen von den Höhen Jerusalems, um siegreich zu schweben über den herrlichen Hügel der Pallas Athene und sich friedlich niederzulassen auf der trotzigen Höhe des römischen Kapitols und hinauszueilen mit dem Ölblatt des Friedens bis ans Ende der Welt.

Und in dieser Zeit „nach Pfingsten" stehen wir noch heute. In zwei Gleichnissen hat Jesus Christus die Aufgabe seiner Kirche für diese Zeit deutlich ausgesprochen. Das Gleichnis vom Sauerteig redet von der innerlichen Durchdringung der Völker mit dem heiligen Geist, auch wenn sie schon seit Jahrhunderten das Evangelium angenommen haben. Und das Gleichnis vom Senfkorn redet von der äußeren Durchdringung der großen Völkerfamilie dieser Erde mit dem Samen des Evangeliums. Noch ist das Ziel nicht erreicht. Aber die Zeichen des kommenden Tages stehen deutlich am Himmel. Von Jahr zu Jahr bringt die Schar der Missionare weiter hinein in die Nacht des Heidentums. Schon beginnt sich die Weissagung zu erfüllen, welche unausgesprochen in dem Pfingstwunder des Redens der Apostel in der Sprache der Welt liegt. Schon wird das Evangelium in hunderten von Sprachen gepredigt. Schon ist die heilige Schrift in fast alle bedeutenderen Sprachen der Welt übersetzt. Unter

Indiens Palmen und auf den Schneehöhen des Himalaya, im heißen Sande Afrikas und unter den Eisbergen Labradors erklingt das frohe Pfingstlied: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen!“ In der babylonischen Sprachenverwirrung dieser Erde fühlen sich Millionen geeint in der einen süßen Sprache, die sie alle verstehen, der Sprache des Gebetes zum Vater im Himmel, der Sprache des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe.

Das alles aber sagt uns, daß der erste Pfingsttag nur wie eine große lichte Prophetie an den Thoren der christlichen Kirche steht, über sich selbst hinausweisend auf einen noch schöneren Tag, welcher kommen wird. Wie am Anfang der christlichen Kirche der Sonntag steht, ein Ostersonntag und ein Pfingstsonntag, so wird an ihrem Ausgang wiederum ein großer, goldener Sonntag ohne Ende stehen, der seine Flügel ausbreiten wird über alle Lande.

Die christliche Kirche ist ein Sonntagskind von ihrem Ursprunge an. Darum sieht und hört sie auch viel herrliche Dinge, die das natürliche Menschenkind nimmer sieht und nimmer begreifen kann. Sie sieht am Schlusse der Sturmeswoche der Weltgeschichte einen seligen Sabbath, am Ende der Tage die selige Lösung des verworrenen Weltlaufes durch die Liebe dessen, der der Welt seinen eingeborenen Sohn gab. Sie sieht voll Spannung und Sehnsucht auf die Zeit hinaus, wo das Werk Christi vollendet sein wird, das an jenem Pfingsttage erst begonnen wurde. Da werden keine Apostel mehr nötig sein, um in verschiedenen Sprachen das Wort von der Versöhnung in die Welt hineinzurufen, sondern alle werden sie reden die eine süße Muttersprache des großen lichten Vaterhauses. Da wird Streit und Mißverstand hinter uns liegen wie ein böser Traum und wird endlich eine Herde und ein Hirte sein. Und angesichts des ewigen Pfingst-

und Frühlingsfestes der neuen Welt wird „unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens“ einstimmen in den frohen Schlußchor des 126. Psalms:

Der Herr hat Großes an uns gethan!
Deß sind wir fröhlich.

Der erſte Flügelſchlag des Miſſionsgeiſtes.

Die Verfolgung in Jerusalem.

Es wuchs das Wort. Mit Morden und mit Drohen
Ging Saul als Rachegeist von Haus zu Haus,
Und aufgescheucht wie scheue Tauben flohen
Die Christen rings in alle Welt hinaus.
Doch nahmen sie den besten Schatz mit fort:
Das Wort des Herrn! So wuchs im Sturm das Wort.

Ostern und Pfingsten waren seit zwei bis drei Jahren vorüber. Die Welt war noch nicht anders geworden. Der Kaiser Tiberius auf seinem Felsenhorst in Capri wußte noch nichts davon, daß an den östlichen Gestaden des Mittelmeeres in einem kleinen Ländchen seines ungeheuern Reiches eine Macht aufgetreten war, welche bestimmt war, sein Reich und die ganze Welt von Grund aus umzugestalten. In dem großen Imperium ging alles weiter wie bisher. Nichts ließ darauf schließen, daß die Erscheinung Jesu dauernde oder gar auf die ganze Welt sich erstreckende Wirkungen haben werde. Schließlich schien er eben wie so viele Edle vor ihm spurlos über die Bühne der Weltgeschichte gegangen zu sein.

Selbst in Jerusalem konnte es einem oberflächlichen Beobachter scheinen, als sei das Christentum bestimmt, als

eine der vielen Sekten im alten Judentum aufzugehen. Die Gemeinde erfreute sich dort einer gewissen Popularität. Die Christen erschienen dem Volke als besonders fromme Leute, da sie sich strenge an alle Vorschriften des jüdischen Gesetzes hielten. Auch nicht ein einziges Mitglied aus einer anderen Nation ward zugelassen, ohne zuvor Jude geworden zu sein. Zwar hielten sie sich gesondert. Aber das thaten ja auch manche andere Sekten, z. B. die Essener, ohne darum aufzuhören, Glieder der israelitischen Volksgemeinde zu sein. Niemand kam regelmäßiger zum Tempel als die Christen. Dort unter jenen Säulenhallen, deren schimmernde Marmorsäulen hoch hinabschauten ins tiefe Kidronthal*) nach ihrem geliebten, für ihr Auge immer noch von Himmelfahrts-Glorienschein umgebenen Ölberg, da war ihr Lieblingsplatz. Da waren sie zur Gebetszeit täglich zu sehen.

Selbst die Hohenpriester und die Hohe Ratsversammlung sah sich genötigt, der günstigen Volksstimmung Rechnung zu tragen. Zwar war der leidenschaftliche Haß noch nicht erloschen, der vor einigen Jahren Jesum ans Kreuz gebracht hatte. Die Apostel wurden einigemal verhaftet und sogar gegeißelt. Aber gegen die Gemeinde selbst wurde nicht eingeschritten. Und so konnten bei der scheinbar großen Gleichartigkeit der Christen und der Juden vielleicht manche meinen, daß die Sekte in Zukunft sich ihren gleichberechtigten Platz neben den Pharisäern und Sadducäern im Judentum erobern, und daß Jesus in späterer Zeit selbst von den Hohenpriestern als einer der Propheten des Volkes anerkannt werden würde. Die Geschichte hat ja manche ähnliche Beispiele. Die Jungfrau von Orleans ist nicht die erste, die im Namen der katholischen Kirche als Ketzerin verbrannt, späterhin von derselben römischen Kirche heilig gesprochen wurde. Schon

*) Vgl. den Plan von Jerusalem am Schluß des Buches.

Jesus selbst hatte den Juden vorgeworfen, daß sie die Propheten töteten und steinigten, die zu ihnen gesandt waren, und ihnen hernachmals große, pomphafte Grabdenkmäler errichteten (Matth. 23, 29. 30).

Diese Zeit der Stille und freundnachbarlichen Verhältnisses der beiden Gemeinden war der jungen christlichen Kirche von großem Segen. So konnten sich die vielen neuen Elemente in Ruhe zu einer einheitlichen Gemeinde zusammenschließen. Die ersten Organisationen und Gemeinde-Ordnungen konnten sich ungehindert bilden und einbürgern. Die Grundzüge der Kirchenverfassung, welche für die gesunde Fortentwicklung der an einem Tage plötzlich entstandenen Gemeinschaft ganz unerläßlich waren, konnten in dieser willkommenen Friedenszeit festgesetzt werden.

Aber es lag auch eine Gefahr in dieser Zeit. Die Gemeinde konnte sich an ein „stilles und ruhiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit" so sehr gewöhnen, daß sie darüber ihres Weltberufes vergaß, den ihr ihr Herr und Meister noch in der letzten Stunde so dringend anbefohlen hatte. Erst die beginnende Verfolgung mußte die Christenschar mit rauher Hand an ihren Missionsberuf erinnern. Der große Steuermann des jungen Schiffes der christlichen Kirche hatte demselben weislich zuerst eine Zeit der Windstille im gesicherten Hafen von Jerusalem gewährt. Aber jetzt kappte er durch die plötzliche Verfolgung die Ankertaue seines Schiffes. Ein Sturm der Verfolgung blies mit Macht zum erstenmal hinein in seine weiten Segel, daß es mit Sturmesschnelle durch die Brandung hinaustrieb ins offene Meer der Völkerwelt. Wer ahnte damals, daß es einen Siegeslauf ohnegleichen mit diesem Sturme antrat, daß das Schiff mit stolzen Masten, wie das große Rettungsschiff einer versinkenden Menschheit, das Weltmeer durcheilen werde, bis sein Steuermann dasselbe endlich, beladen mit Völkern und Nationen,

durch die brausenden Fluten der Jahrtausende mit gewaltiger Hand in den großen Friedenshafen einlenken wird, den er ihm bestimmt hat?

Der Zusammenstoß also zwischen Christen und Juden, der etwa drei Jahre nach der Auferstehung Christi die Gemeinde in Jerusalem an den Rand des Todes zu bringen schien, war nicht zu beklagen. Er war geradezu unvermeidlich. Er war notwendig, auch aus inneren Gründen. Hatten die Juden den Herrn der Kirche getötet, so konnten sie auch seine Kirche auf die Dauer nicht dulden. Die Apostel predigten wieder und wieder im Tempel, Jesus sei der Messias, er sei durch Tod und Auferstehung nur zur Weltherrschaft erhoben worden. Daß Kaiphas und seine Ratsherrn darüber ergrimmt waren, läßt sich begreifen. Die ersten Verhaftungen und Geißelungen einiger Apostel waren nur Vorboten des kommenden Gewitters. Konnte man auch nicht mit Radikalmitteln gegen die zu Tausenden angewachsenen Anhänger Jesu vorgehen, schon weil die römischen Landesgesetze das verboten, so wurde doch im Stillen eifrig auf eine Gelegenheit gewartet. Es mußte einmal ein günstiger Tag kommen, wo auch das jetzt noch freundliche Volk gegen die Christen aufgebracht war. Auch Jesus war einst von einer hohen Woge der Volksgunst getragen gewesen. Und als der rechte Tag kam, stand das Volk doch auf seiten seiner Hohenpriester.

Die gesetzestreue Frömmigkeit der Christen, ihre selbstlose Liebe zu einander, die sich in einem — freilich sehr bald fehlgeschlagenen*) — Versuch der Gütergemeinschaft äußerte, ließ im Volke eine sympathische Stimmung gegen die Christen andauern. Abgesehen von ihrer unschädlichen Sondermeinung,

*) Die Gemeinde gehörte nach ihrem versuchten Kommunismus zu den ärmsten, und mußte fortwährend die Almosengängerin bei den jungen Christengemeinden draußen im römischen Reiche sein (Ap.-Gesch. 11, 29; Röm. 15, 26 u. a.).

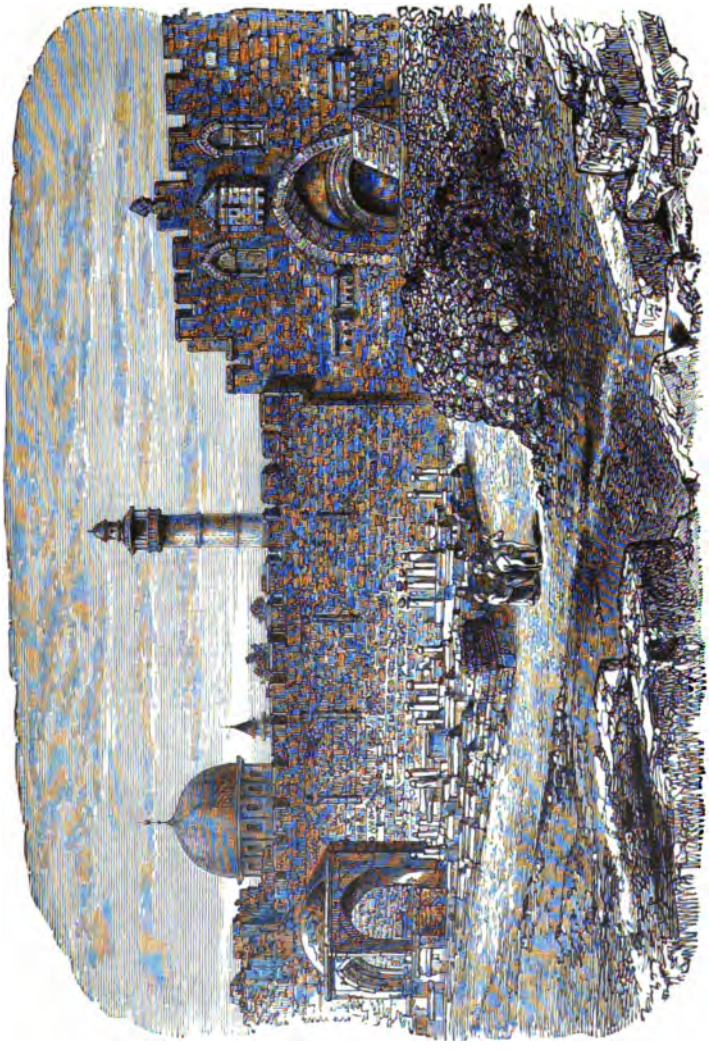
daß der Messias schon gekommen sei, fand man an den Christen nichts auszusetzen. Aber es bedurfte nur einmal eines charaktervollen öffentlichen Hervorhebens des unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen Christentum und Judentum, um den Bruch auch mit dem Volke sofort herbeizuführen.

Dieser Anstoß kam etwa im dritten Jahre des Bestandes der Gemeinde. Es war bis dahin noch kein einziger Heide getauft worden. Wohl aber gehörten zur Gemeinde schon zahlreiche Proselyten, die aus Syrien, Cypern, Kleinasien, Griechenland stammten und früher zum Judentum übergegangen waren. Solche „Hellenisten", wie z. B. Stephanus, Philippus und andere, sehen wir bereits in bedeutsamen Gemeindeämtern. Es war also keineswegs mehr nur eine Gemeinde von Galiläern und Jerusalemiten. Sondern in der kurzen Zeit waren schon manche Männer aus Cypern, Antiochia, Nordafrika ein- und in den Vordergrund getreten und hatten damit der Gemeinde schon mehr ein ökumenisches Gepräge gegeben.

Unter diesen Männern ragte durch seine geistige Bedeutung besonders der Diakon Stephanus hervor. Er hatte früher auf der Hochschule in Jerusalem studiert. Da hatte er die Waffen führen lernen, die er nun zu Gunsten des christlichen Glaubens mit großer Gewandtheit und Schlagfertigkeit selbst gegen die Schriftgelehrten zu führen wußte. Die Disputationen der Schriftgelehrten und ihrer Studenten scheute er nicht, sondern wußte ihnen gegenüber den Glauben an den auferstandenen Jesus aus Gründen der Schrift meisterhaft zu verteidigen. Er war es auch, der ihnen gegenüber zum erstenmal scharf und konsequent die ganze Tiefe des Gegensatzes zwischen dem Christentum und dem Jesu feindlichen Judentum aufdeckte. Er sprach es unverhohlen aus, daß die Kirche Christi der Tempel der Zukunft sei, daß seit Aufrichtung *seines* Reiches und seiner Gemeinde dieser jerusalemitische

Tempel und die ganze mosaische Einrichtung ihre Bedeutung verloren habe. Und je größer sein Erfolg gegenüber seinen alten Lehrern und Kameraden war, desto heftiger war ihr Zorn. Auch beim Volke durften solche radikalen Anschauungen auf keinerlei Sympathien mehr rechnen. Es wurde ihnen ja damit an ihr größtes Heiligtum gegriffen, an ihren Tempel, ihren Ruhm und Stolz, dessen Besitz sie zu Gottes Volk machte und in ihren Augen weit über alle anderen „unreinen" Nationen erhob, die sie mit dem verächtlichen Namen Heiden bezeichneten.

Eines Tages hatte Stephanus durch solche Disputationen ihren Zorn gereizt. Nicht nur die Gelehrten, auch die ganze umstehende Menge war jetzt aufs äußerste gegen ihn aufgebracht. Wie? Solche Beschimpfungen ihres altehrwürdigen Nationalheiligtums sollten sie sich mitten auf ihrem eigenen Tempelplatz gefallen lassen? Es sollte dem Eiferer schon der Mund gestopft werden. Er wurde gepackt und vor den Hohenrat geschleppt. Eine ähnlich stürmische Sitzung wie so manchmal vor dem Karfreitag fand statt. Der Statthalter Pontius Pilatus, so scheint es, war gerade von seinem Posten nach Rom abgerufen. Sein Nachfolger war noch nicht da. So waren die Juden gerade ohne Aufsicht und konnten einmal machen, was sie wollten. Die kühne Verteidigungsrede des Stephanus entflammte sie zu zügelloser Wut. Als er in begeisterten Worten von dem offenen Himmel redete, wo er Jesum zur Rechten Gottes stehen sehe, da durchhallten Entrüstungsrufe über seine Unverschämtheit den Saal. Während er mit beredtem Munde die Gelegenheit ergriff, an höchster Stelle Zeugnis abzulegen von seinem Herrn, hielten sie sich die Ohren zu, stürmten von ihren Ratssitzen, aller Würde vergessend, sämtlich auf ihn ein und stießen ihn zum Palaste hinaus. Hier erwartete ihn die fanatisierte Volksmenge. Die bemächtigte sich seiner und brachte ihn hinaus vor das



Das Stephanusthor an der östlichen Stadtmauer. (Aus Dr. Farrars Leben Jesu.)

Stadtthor, wahrscheinlich in die Gegend von Golgatha. Dort wurde er so lange mit Feldsteinen geworfen, bis er aus vielen Wunden blutend zusammenbrach mit den Worten: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf“ und mit dem Gebet: „Herr behalte ihnen diese Sünde nicht!“

Das erste Blut war geflossen. Die blutgierige Meute, die am Karfreitag auf diesen Feldern einen Größeren getötet hatte, und deren ganze Geschichte von nun an bis zur Zerstörung Jerusalems mehr und mehr eine Geschichte von grauenvollen Blutthaten wird, dürstete nach mehr. Eine allgemeine Christenverfolgung begann. Der Staatsrat raffte sich auf. Seine Zeit war gekommen. Endlich war der ersehnte Umschlag in der Volksstimmung gegen die Christen erfolgt. Er war entschlossen, endlich alles, was noch nach seinem Tode an den gekreuzigten Galiläer Jesus erinnerte, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Glaubenseifrige pharisäische Männer stellten sich mit Begeisterung an die Spitze des Zerstörungswerkes. Namentlich Paulus, ein Mann von 30 bis 40 Jahren, ein energischer Charakter, voll Feuereifer für das pharisäische Gesetz, machte sich durch rücksichtslose Strenge gegen die Neuerer um Volk und Religion in hohem Maße verdient. Kaiphas*) dachte und befahl, Paulus führte aus. Die beiden Männer schienen einander zu verstehen. Sie gingen Arm in Arm, um den fluchwürdigen Namen des Gekreuzigten vom Erdboden zu vertilgen. Paulus wußte mit seinen Freunden aus der hellenischen Synagoge die Christen in ihren verborgensten Schlupfwinkeln aufzuspüren. Sie drangen in die Häuser ein und schleppten ihre Opfer heraus. Sie eilten in die benachbarten Städte und Dörfer, um auch dort die Verfolgung zu organisieren. In Bethanien, Bethlehem, Emmaus, Jericho, waren bald alle Christen in Acht und Bann erklärt.

*) oder möglicherweise schon sein Nachfolger.

Ein wahrer Exodus aus Jerusalem fand statt. Waren auch die 8000 Christen, die in Jerusalem gläubig geworden waren, keineswegs alle in Jerusalem wohnhaft, so muß doch ein großer Teil von ihnen, vielleicht einige Tausend, daselbst ansässig gewesen sein. Das waren Schreckenstage für die junge Gemeinde, als nach der Steinigung des Stephanus die Schergen durch die Gassen Jerusalems eilten, um Christen zu fangen. Flucht war das einzige, was sie vor den blutigen Maßregeln eines Kaiphas, Paulus und ihrer Helfershelfer retten konnte. Sie stoben nach allen Seiten auseinander, nach Süden in die Hebroner Berge, nach Norden ins Samariterland, nach Westen ans Meer, nach Osten in die Dekapolis und nach Peräa. Nur die Apostel blieben in tiefer Verborgenheit in der Stadt, wohl hinter verschlossenen Thüren, wie in einer ähnlichen Schreckenszeit vor drei Jahren, als man ihren Meister ans Kreuz geschlagen hatte. Sie wollten der Gemeinde wenigstens einen Mittelpunkt wahren, den zerstreuten Kindern das Elternhaus offen halten. Aber das ganze übrige Christenvolk, das bisher so glücklich und einträchtig beisammen gelebt hatte, wurde zerstreut in alle vier Winde. Der Name Jesu und seiner Gemeinde schien zum zweitenmale wie weggefegt von der Erde.

Und doch, die Hinrichtung des Stephanus und die darauf folgende Verfolgung, die den Untergang der Gemeinde herbeizuführen schien, war nichts anderes, als das Signal zu ihrer höchsten Machtentfaltung. Der gegen sie geführte Schlag wirkte wie ein mächtiger Weckruf, der die Getreuen unter die Fahnen Jesu Christi sammelte, um das Evangelium hinauszutragen in alle Länder und Völker der Erde. Es war gut, daß die junge Gemeinde so hart angefaßt wurde. Sie war in Gefahr, ihre Weltmission zu vergessen. Sie war in Gefahr, das alte Jerusalem, die vielgeliebte Gottesstadt auf dem Berge Zion, als den notwendigen Mittelpunkt des

Christentums anzusehen. Den gewaltigen begeisternden Missionsruf des Pfingstfestes, von welchem Hunderte von Boten in die Welt hinausgegangen waren, hatte man wohl vernommen. Aber das große Werk selbst hatte man nicht in Angriff genommen. Erst die Hinrichtung des geistvollen Diakonen und die daran sich anschließende grimmige Verfolgung machte der an sich so segensreichen Schonzeit ein Ende und klang wie ein heller Posaunenstoß in die Reihen der jungen christlichen Kirche, der sie rief zur Mission in der ganzen Welt.

So oft beklagen und beweinen wir als großes Unglück, was in der Hand dessen, der die Welt lenkt, nur ein Mittel zur Erreichung herrlicher Dinge ist. Was den Mitgliedern der flüchtenden Gemeinde als eine dunkle, unbegreifliche Zulassung Gottes schien, war im letzten Grunde nichts als der Druck einer mächtigen Hand am Steuer, um das Schiff der Kirche mit einem Rucke aus den trägen Gewässern der stillen Bucht hinauszuführen auf die hohe See. Die Tausende von Christen, welche weinend und wehklagend ihrer Heimat den Rücken kehrten, waren wie Tausende von edlen Saatkörnern, die der Sturmwind der Verfolgung hinausstreute in den längst vorbereiteten Acker der Welt. Nicht Bücher sandte Gott in die Welt. Keines von unseren Evangelien war damals geschrieben. Aber Personen, in denen Christus Gestalt gewonnen hatte, sandte er. Die Zerstörung der Gemeinde in Jerusalem war die Grundsteinlegung der Weltkirche. Wenn die Mohnkapsel mit ihrer schönen Form wohlgeborgen im Speicher liegt, von keinem Sturm berührt, so bleibt sie tot. Wenn aber die Kapsel zertrümmert wird und der Sturmwind ihre freigewordenen tausend Samenkörner über Berg und Thal führt, dann sprießt tausendfältig neues Leben hervor. So war es mit der Gemeinde in Jerusalem. Es war gut, daß sie in mehrjähriger Stille sich ihre Form schaffen konnte, gleich einer Samenkapsel mit vielen reifen

Saatkörnern. Jetzt aber war es Zeit, daß der Sturm der Verfolgung die schöne Form der äußeren Gemeinschaft zerbrach und die Lebenskeime hinausstreute über Berg und Thal. Jetzt zogen Hunderte von Boten des Evangeliums hinaus in die Welt. Mit Thränen mußten sie säen, mit Freuden sollten sie ernten.

So waren es denn scheinbar sehr ungünstige Auspicien, unter denen der Missionsgeist seine ersten Flügelschläge that. Was wir sehen, ist eine von allen Seiten bis zum Tode bedrängte Gemeinde. Aber da gerade wurden tausend ungeahnte, bisher gebundene Kräfte frei, die in der jungen Gemeinde geschlummert hatten. Und was sie jetzt nach Zerstörung ihrer friedlichen Gemeinschaft leistete, war unvergleichlich viel wertvoller für sie und die Welt, als der mit so viel Edelmut und Liebe unternommene Versuch einer irdischen Gütergemeinschaft. Bald werden wir sehen, wie sich die Gemeinde ausbreitet. Bald werden wir an den verschiedensten Punkten der Welt christliche Gemeinden emporblühen sehen, wie von unsichtbaren Händen gepflanzt. In der Nacht der damaligen Zeit werden wir wie Lichter aufblitzen sehen zahlreiche Christenscharen, bald in Galiläa und Samaria, bald an der nordafrikanischen Küste, bald auf Cypern und in Phönizien, ja selbst bis nach Italien hinein, ohne daß heute mehr ein Mensch weiß, wer dort das Licht des Evangeliums angezündet hat.

Philippus in Samaria.

Im Herzen der ehemaligen Landſchaft Samaria erhebt ſich ein von fünf Quellen umrauſchter ſtattlicher Hügel von wahrhaft königlicher Lage. Von ſeinem Gipfel aus hat man eine wunderſchöne Ausſicht. Rings ſtehen Berge wie Vaſallen. Im Süden ſchaut man gerade hinein in das rieſige Bergthor, das durch den Ebal und Garizim gebildet wird. Von den Höhen in der Runde grüßen pittoreske Dorfſchaften aus ihren Olivenwaldungen. Und im Weſten dehnt ſich ferne das blaue Mittelmeer. Kein Paläſtina-Reiſender wird an dieſem Hügel vorübergehen wollen. Hat doch hier einſt das alte Samaria, oder wie es ſpäter hieß, Sebaſte d. i. die Erlauchte geſtanden.

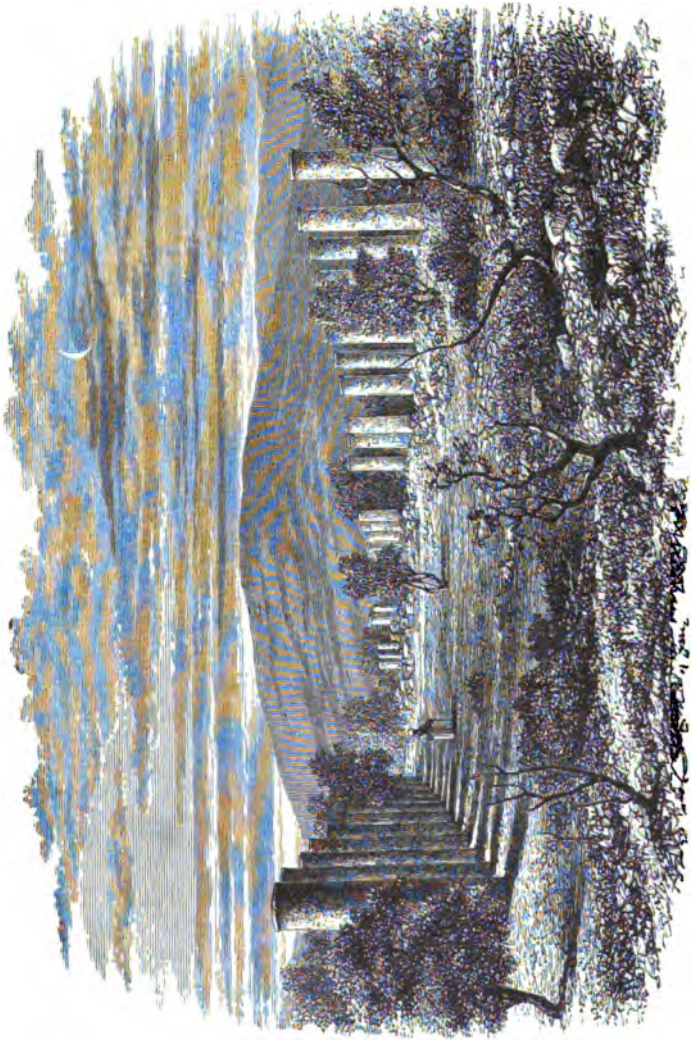
In der That, der alte König Iſraels Omri verriet keinen ſchlechten Geſchmack, als er, nachdem ſein Palaſt in Thirza verbrannt war, ſeine Reſidenz hierher auf dieſen bis dahin unbebauten Berg verlegte. Noch heute in ſeiner Vereinſamung und Verödung ſcheint der ſtolze Hügel noch etwas von jener adligen Hoheit zu haben, die er hatte, als noch die ſchönſte Stadt von ganz Paläſtina hier oben ſtand, als noch Fürſten und Könige im Abendrot auf den ſtolzen Zinnen ſtanden

und auf das von ihnen beherrschte herrliche Land Israel herabschauten. Damals muß dies Samaria dem Ankömmling einen prächtigen Anblick geboten haben. Jerusalem blieb bei all seinen Prachtbauten wie eine Rose unter Dornen, eine Königsstadt zwischen felsigen Bergen. Dagegen Samaria stand inmitten einer überaus freundlichen, fruchtbaren, lachenden Landschaft. Rings blühten die duftigen Gärten, reich bewässert durch die natürlichen Quellen. Von den Höhen grüßten aus dichtem Grün der Weinberge die freundlichen Landhäuser — auch Naboth (1 Kg. 21, 1 ff.) hatte hier seinen angestammten Weinberg —, in den Thälern voll Anmut überraschten immer neue Wendungen und Scenerien den Blick. Und die Stadt selbst stand da droben wie eine schimmernde Krone auf freier Bergeshöhe. Da lebte man in Saus und Braus, in Glanz und Pracht. Im Blick auf ihre Naturschönheiten sowohl als auch auf ihr leichtfertiges Leben charakterisiert daher Jesaja die Stadt folgendermaßen: „Die Trunkene von Ephraim, die Blume voll lieblicher Herrlichkeit, welche steht oben über einem fetten Thal.“ Da war eine Fülle von Götterkulten, die mit immer neuer Pracht hier oben gefeiert wurden. Da stand nicht nur der goldene Stier, unter dessen Symbol Jehovah verehrt wurde. Nein, man war hier in Samaria toleranter als in dem konservativen Jerusalem. Da stand der Altar des Baal, da der Altar der Astarte. Das waren die heimatlichen Lieblingsgötter der Königin Isabel, welche, eine phönicische Prinzeß, von ihrem „elfenbeinernen Palaste“ aus hinüberschauen konnte über die weiten grünen Marschen bis zum blau leuchtenden Mittelmeer, wo die Segel ihrer Landsleute, der Tyrier und Sidonier, dahinflogen.

All diese Herrlichkeit des alten Samaria war längst zu Grabe gegangen in der Zeit, in welcher wir uns in unserer Erzählung der Stadt nahen. Das Nordreich Israel war verschollen, die assyrische und babylonische Gefangenschaft längst

vorüber, Alexander der Große war vor drei Jahrhunderten durchs Land gezogen, der eiserne Römer führte jetzt das Scepter der Weltherrschaft. Es war an einem Abend etwa drei Jahre nach der Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Ein Mann in der orientalischen Landestracht ging drunten im Thale auf der Straße von Jerusalem her, welche dem Bache entlang führte, wo einst die Hunde des Königs Ahab Blut geleckt haben sollen. Der Wanderer war Philippus, einer der Diakonen der zerstreuten Gemeinde Jerusalems. Durch die Verfolgung war seine ausgezeichnete Kraft, die er bis dahin mit seinem Amtsgenossen Stephanus hauptsächlich der Verwaltung des kommunistischen Gemeindewesens hatte widmen müssen, für einen weit edleren und höheren Dienst frei geworden. Er zog durchs Land, die Zerstreuten im Glauben zu stärken und zur Treue zu ermahnen, ja auch wohl anderen das Evangelium von Jesu Christo zu bringen (Ap.-Gesch. 8, 4). Kleine Christenscharen, die Anfänge künftiger Gemeinden, fand man seit der Verfolgung in Jerusalem an vielen Orten. Besonders zahlreich hatten sich die Flüchtlinge nach Samaria gewandt. Denn dort, bei den Feinden Jerusalems, waren sie vor jeder Verfolgung der Juden sicher. Sie wollte Philippus besuchen.

Philippus hatte die Stadt wohl drei Viertelstunden lang vor Augen, während er sich ihr auf der trefflichen römischen Landstraße näherte. Das alte Samaria der Könige Israels war freilich verschwunden. Aber ein neues, noch stolzeres Samaria grüßte ihn vom Berge herab. Herodes der Große hatte die herrliche Lage der alten Stadt erkannt und eine neue Stadt an ihrer Stelle begründet. Herodes war ein bauluſtiger Herr gewesen, der das ganze Land mit großartigen Bauten im griechischen Stil geschmückt hatte. Durch seine Gunst war denn auch für Samaria eine neue Blüteperiode angebrochen. Die Stadt, welche Philippus an jenem Abend



Ruine von Samaria (am Fuße des Berges). (Aus Dr. Farrars Leben Jesu.)

vor sich sah, konnte es ruhig mit den schönsten des ganzen Landes aufnehmen. Philippus mag sich erinnert haben, wie einst ein Elia da droben gegen Götzendienst geeifert hatte. Und auch heute sah er bei aller Schönheit doch nur Götzenaltäre da droben. Da stand z. B., das ganze Thal beherrschend, der wundervolle Tempel des Augustus, den Herodes erbaut hatte. Diesem seinem mächtigen Freund und Herrn zu Ehren hatte er ja die ganze Stadt Augusta oder, da man im Orient griechisch sprach, Sebaste genannt.

In Philippus mag angesichts der herrlichen Stadt der Wunsch entstanden sein, ihr die Nachricht von der Erlösung der ganzen Menschheit durch Christus, von dem durch ihn geoffenbarten Vater im Himmel zu bringen. Hatte doch der Herr selbst für die Einwohner dieser Provinz, vor deren glänzender Hauptstadt er stand, oft eine besondere Zuneigung und Achtung kundgegeben.

Jetzt schritt er hinein in die ersten Straßen. Auf halber Höhe des Hügels befand sich eine rund umgehende Kolonnade. Noch heute, wenn man durch das elende Nest hindurchgegangen ist, das an Stelle des stolzen Samaria steht, sieht man in den üppigen Weizenfeldern zahlreiche hohe Säulen stehen oder im wogenden Getreide liegen wie Fremdlinge aus einer längst begrabenen Welt. Die Straße, über deren ehemaligen Boden jetzt jährlich der Pflug geht, hatte die stattliche Breite von 15 Metern. Zu beiden Seiten sah man wohl die schönsten Bauten und Wohnhäuser der Stadt stehen. Durch diese prächtige breite Säulenstraße, durch die man wohl 20 Minuten lang zwischen zwei Reihen 12 bis 15 Fuß hoher Säulen dahinging, und wo die vornehme Welt von Samaria des Abends am liebsten lustwandelte, ging Philippus dahin, bis er eine der Gassen, eines der Häuser erfragt hatte, wohin sich die vertriebenen Christen von Jerusalem geflüchtet hatten. Dort mögen die Jünger eine frohe Stunde des

Wiedersehens und der Erquickung erlebt haben, als sie wieder in das wohlbekannte Angesicht des Diakonen Philippus sahen.

Davon indessen berichtet uns Lukas in seiner Apostelgeschichte nichts, sondern er geht sofort zu der Predigt des Philippus unter den Samaritanern über. Hier in einem Mittelpunkte der samaritischen Feindschaft gegen Israel, dessen Volk doch zum „barmherzigen Samariter" an den flüchtigen Christen geworden war, hier in der Stadt voll hellenistischen Götterdienstes, faßte zum erstenmal ein Christ den damals noch sehr kühn scheinenden Gedanken, auch einer anderen Nation das Evangelium zu predigen. So sehen wir den Philippus dort in Samaria die erste Missionspredigt außerhalb Israels halten. Ahnte er, welch ein Werk er in Angriff nahm? Ahnte Dr. Luther, was er begann, als er seine 95 Thesen anschlug? Philippus war sich dessen kaum bewußt, welche große Stunde geschlagen hatte. Er that, was er nicht lassen konnte, als er das Volk Samarias rings um sich her sah: er predigte.

Wo er aufgetreten ist, wissen wir nicht. Ob es da droben war auf dem freien Platz auf der Höhe des Berges, wo damals der Augustustempel mit seinen prächtigen Säulen, Statuen und Altären stand, oder auf einem Marktplatze, auf welchem die Säulenstraße mündete, ist uns nicht berichtet. Soviel ist sicher, daß seine Predigt einen tiefen Eindruck auf die Samaritaner machte. In großen Scharen drängten sie sich zu und wurden nicht müde, seinen Worten mit großer Begeisterung zuzuhören. Es ging durch die Worte des Philippus ein Hauch von jenen Bergpredigten, die Jesus noch vor einigen Jahren in Galiläa gehalten hatte. Auch die Samaritaner hatten damals Wunderdinge von Jesus gehört. Auch sie hatten von seiner stürmischen Kreuzigung in Jerusalem vernommen. Auch sie hatten erfahren, daß sich in Jerusalem eine große Gemeinde gebildet habe, die Jesum

verehrte. Aber sie hatten das alles für etwas gehalten, was nur die ihnen verhaßten Juden anging. Nun stand Philippus vor ihnen, einer der Leiter der Christengemeinde, ein Mann voll Geist und Feuer und tiefem Ernst, und lud auch sie ein zum Eintritt in die geöffneten Pforten der christlichen Kirche. Er predigte ihnen Jesum den Weltheiland. Er predigte die Versöhnung durch sein Blut. Er predigte die durch ihn offenbar gewordene ewige Liebe des Vaters. Das war wahrhaft Balsam für jede Seele, die über die Sünde Leid trug. Das war ein Entgegenkommen den tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Herzens, wovon sie an den marmornen Altären des Zeus oder Augustus nie etwas vernommen hatten.

Und den Worten des Philippus gaben seine Thaten einen noch gewaltigeren Nachdruck (Ap.-Gesch. 8, 6). Denn als nun die Zeichen, die er that, den thatsächlichen Beweis für seine Versicherung gaben, daß hinter ihm ein anderer, Mächtigerer stehe, der auferstandene und zur Rechten Gottes erhöhte Jesus, der sie heute in sein Reich einlade; als er unter der Volksmenge die Kranken, Gichtbrüchigen, Lahmen heilte; als sich eine jener Szenen wiederholte, wie sie vor einigen Jahren in Galiläa so oft bei Jesus zu sehen gewesen; als die Geheilten frohlockend und leuchtenden Antlitzes den teuern Mann umdrängten, da zweifelten sie nicht mehr. Eine große freudige Bewegung ging durch die ganze Stadt (Ap.-Gesch. 8, 8). Gewiß, Christus, der Auferstandene, war auch zu ihnen gekommen und hatte auch ihnen den goldenen Tag des Heils anbrechen lassen!

Je länger Philippus in Samaria predigte, desto freudigeren Widerhall fand seine Predigt. Eine gewaltige religiöse Erweckung ergriff die Stadt, in der vor Jahrhunderten ein Elia vergeblich gegen die Isabel und den Baaldienst angekämpft hatte. Oft wanderte in jenen Tagen der frohe Philippus

mit einer Schar von neuen Gläubigen ins Thal hinunter, um sie dort an der Quelle, von deren Bach aus er die Stadt zuerst gesehen hatte, in die Gemeinde aufzunehmen. Wie einst vor sechs Jahren ganze Scharen den Täufer am Jordan umdrängt hatten, so standen hier ganze Scharen von Samaria vor Philippus, um durch die Taufe in die Zahl der durch Christum Erlösten aufgenommen zu werden.

Die Ankunft der Apostel.

Zu Jerusalem waren die Apostel in der gefährlichsten Situation zurückgeblieben. Noch immer drohte ihnen vom Fanatismus des Hohenpriesters und seines energischsten Vorkämpfers Paulus Tod und Verderben. Da kam ein Bote des Philippus aus Samaria und meldete ihnen die Bekehrung fast einer ganzen Stadt. Welch freudige Überraschung mag diese frohe Botschaft im Kreise der Apostel hervorgerufen haben! Schon begann ihnen manches licht zu werden, was ihnen bisher dunkel gewesen war. Mit Thränen hatten sie erst wenige Tage gesät, und schon begannen sie mit Freuden zu ernten. Es mag ihnen das Wort eingefallen sein, in welchem ihr Herr vor seiner Auffahrt gerade Samaria besonders erwähnt hatte: „Ihr werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem, und in ganz Judäa und Samaria, und bis ans Ende der Erde.“ (Ap.-Gesch. 1, 8.)

Voll Freude machten sich am frühen Morgen die beiden engverbundenen Freunde Petrus und Johannes auf, um unentdeckt von den Spähern des Paulus nach Samaria zu gelangen. Es war ein Marsch oder Ritt von zwei Tagen. Vieles auf dem Wege erinnerte sie an die Wanderungen, die sie hier einst mit Jesu machen durften. Sie machten

wieder Halt am Jakobsbrunnen, zu Füßen des Berges Garizim, dem Ebal gegenüber. Wie lebendig trat ihnen wieder alles vor die Seele, was sie damals mit ihm erlebt hatten, als er sich mit dem samaritischen Weibe unterredet hatte. Sie kehrten ein in den Häusern von Sichar und fanden eine Gemeinde von Gläubigen, die noch Jesus selbst, in Knechtsgestalt auf Erden wandelnd, gewonnen hatte. Sie zogen weiter und kamen am Abend des zweiten Tages in Samaria an. Wie klopfte ihnen das Herz, als sie hier zum erstenmal in eine heidnische Stadt, in das früher so verachtete Samaria eintraten, und von dem ganzen christlichen Volke als Apostel Jesu Christi wie Väter begrüßt wurden! Wie freudig wurden sie bewegt, als ihnen hier derselbe Glaube, dieselbe Liebe zu ihrem Herrn entgegentrat, wie in der zerstörten Gemeinde Jerusalems! Voll Dank gegen ihren Herrn traten die Apostel vor das getaufte Volk und zeigten ihnen nochmals den Weg zur Seligkeit. Petrus predigte, Johannes predigte. Und am Schluß, als das Volk immer dankbarer und begeisterter ihren Worten gelauscht hatte, da knieten die beiden Apostel nieder und beteten, daß die versammelte Gemeinde den heiligen Geist empfinge. Dann legten sie ihnen die Hände auf und sie empfingen den heiligen Geist. Eine heilige Begeisterung durchwehte die ganze junge Gemeinde. Ein neues Leben hatte in ihren Herzen begonnen, jenes Leben aus und in Christo, welches mit dem Tode nicht vergeht, sondern weiterblüht bis in die fernste Ewigkeit.

Wie lange die Apostel in Samaria blieben, wissen wir nicht. Aber als sie wieder heimzogen nach Jerusalem, da gingen sie durch viele Städte und Dörfer der Provinz Samaria und predigten Jesum Christum den Auferstandenen. Einst an einem Abend vor etwa vier Jahren hatte eben dieser Johannes, entrüstet über die Ungastlichkeit dieser Samaritaner, den Herrn gefragt: „Herr, willst Du, so wollen wir sagen,

daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie?" (Luk. 9, 54.) Damals hatte ihnen der Herr ihren fleischlichen Zorn ernstlich verwiesen. Jetzt aber hatte er es ihnen beschieden, das rechte Feuer vom Himmel auf diese Samaritaner herunterzurufen, wenn sie niederknieten und um die Gabe des heiligen Geistes für sie flehten.

Fröhlich kehrten die Apostel in die gefahrdrohenden Mauern von Jerusalem zurück. Die erste, vorwiegend heidnische Stadt, war zu einem großen Teile zum Christentum bekehrt worden. Die erste Verfolgung der Kirche im Jahre 36 hatte eine ungeahnt rasche Verbreitung der Gemeinde zur Folge gehabt. Zum erstenmal hatte sich gezeigt, daß das Blut der Märtyrer der Same der christlichen Kirche sei. Und dies war nicht die einzige richtige Folge. Die inneren Folgen waren fast noch wichtiger. Denn auch der Universalität des Christentums waren sich die Apostel in ganz neuer Weise bewußt geworden. Und um so mehr lernte sich die Gemeinde gegenüber dem Todeshaß des alten Israel als eine selbständige, von Israel strenge unterschiedene Gemeinschaft auf eigene Füße stellen. Sie mußten allmählich lernen, die Eierschalen des alten Judentums innerlich und äußerlich von sich abzuschütteln. Die Gefahr, daß die Christen als eine Sekte des Judentums stille und ruhig fortexistieren könnten, war ein für allemal beseitigt.

So war denn aus den stürmischen Tagen lauter Segen gekommen. Und so ist es allezeit gewesen. Nicht die behaglichsten und ruhigsten Zeiten sind die großen Zeiten der christlichen Kirche, sondern diejenigen, wo sie unterm Kreuze steht. Nicht die glänzende Blüte und Gütergemeinschaft der Gemeinde in Jerusalem, sondern die Verfolgung hat die Mission gegründet. Nicht der leuchtende Sonnenschein der Volksgunst, aber der Sturm der Volkswut hat den Adler der Weltmission getrieben, zum erstenmal mit mächtigem Flügel-

ſchlag ſich von den Felſen Jeruſalems zu erheben zu ſeinem Fluge hinaus in die Welt.

Aber wenn wir zurückſchauen in jene großen Tage, nicht bei Petrus und nicht bei Johannes haften da vor allem unſere bewundernden Gedanken, ſondern vor allem bei jenem großen Pionier der Heidenmiſſion, der zwar nicht die Krone des Apoſtelnamens trägt, um deſſen Haupt ſich aber für unſere Blicke ein leuchtendes Diadem legt, wenn wir ihn ſtehen ſehen an der Spitze jenes heiligen Zuges von Miſſionaren, die ſeitdem Jahr für Jahr hinausgezogen ſind, ihm nach, über die höchſten Gebirge, durch die tiefſten Thäler, durch die glühendſten Zonen des Äquators, durch die eiſigſten Regionen des Polarkreiſes, um der Welt Chriſtum zu verkündigen. An der Spitze all dieſer Helden Jeſu Chriſti wird er zu allen Zeiten ſtehen als ihr erſter Anführer, der große, unvergeßliche Diakon von Jeruſalem und Apoſtel von Samarien, Philippus.

Das erſte Morgenrot über dem dunkeln Weltteil.

Philippus ſchritt am Wanderſtab
Dem alten Gaza zu.
Rings ſchwieg die Wüſte wie ein Grab,
Er zog den öden Weg hinab
In ſtiller Geiſtesruh.

Da brauſt ein lauter Reitertroß
Von hinten an ſein Ohr.
Sieh da! Ein fremder Weggenoß!
Bunt ſchimmern Wagen, Mann und Roß,
Die Pferde lenkt ein Mohr.

Vor demſelben Stadtthore Jeruſalems, welches vor dreißig bis vierzig Jahren die Weiſen vom Morgenlande auf ihrem Wege nach Bethlehem durchſchritten hatten, etwa in der Gegend des heutigen Jaffathores, harrte ein ſchöner, fürſtlich ausgeſtatteter Wagen. Die Roſſe ſtampften in der Morgenfrühe. Der Kutſcher harrte der Abfahrt. Mancher von den vorübergehenden Städtern blieb wohl ſtehen, um die Abfahrt des ſeltenen Gaſtes zu ſehen. Denn Griechen und Römer, Kleinaſiaten und Perſer ſah man wohl häufig in der religiöſen Weltſtadt der Juden; aber einen Fürſten und Miniſter aus dem Nubierlande ſah man doch nicht alle Tage in Jeruſalem. Dort, wo der weiße und der blaue Nil zuſammenſtrömen, aus dem geheimnisvollen Inneren kommend, deſſen Geheimnis ſelbſt den welterobernden Cäſar lockte, die

Quellen des Nil aufzusuchen, dort wo der edle Gordon in unsern Tagen fiel und wo jetzt der Mahdi und der wilde Sudanese herrscht, dort war die Heimat des seltsamen Fremdlings. Jetzt kam er zum Stadtthor heraus, ein Mann mit dunklem Gesicht und ernstem Auge. Er mag im Stillen die umstehenden Städter glücklich gepriesen haben, weil sie lebenslang in der Stadt Gottes, unter dem Schatten des Tempels Jehovahs wohnen durften. Er hatte die Monate lange Reise unternommen, um nur einmal Jerusalem zu schauen. Jetzt mußte er wieder von dannen. Er stieg ein. Der Kutscher bestieg den Bock, die Peitsche knallte, und hinein ging's in den jungen Morgen, hinaus auf der Straße nach Gaza.

Die vorzügliche Fahrstraße senkte sich nach wenigen Minuten. Der Wagen fuhr durch das kleine Thälchen, in welchem der heutige Mamillateich lag. Rechts und links ging's an stattlichen Gebäuden vorüber, bis sie nach einer Viertelstunde auf jener westlichen Höhe ankamen, wo heute weithin sichtbar die Windmühle steht. Hier mag der vornehme Fremde, dessen dunkles Haupt wie bei den Nubiern von weißem Turban umrahmt war, noch einmal Halt gemacht haben, um noch einen letzten Blick auf die heilige Stadt zurückzuwerfen. Noch einmal grüßten sie herüber, die stolzen Zinnen des Phasael und des Hippikus, noch einmal ruhte sein Auge voll Dankbarkeit und Abschiedswehmut auf dem weißmarmornen Tempel Jehovahs, welcher das Häuser- und Kuppelmeer der im Glanz der Morgensonne daliegenden Stadt überragte „wie ein Schneeberg", wie Josephus sagt.

Dann griffen die Pferde freudig aus, und in wenigen Minuten waren Häuser, Paläste, Tempel und Höhen Jerusalems seinen Augen für immer entschwunden. Hinab ging's auf der anderen Seite ins Rosenthal, auf der Straße nach Gaza, „die da wüste ist" (Ap.-Gesch. 8, 26). Aber während der Wagen rasch dahinrollte, mit jeder Minute ihn weiter hinaus-

tragend in die Ferne, weilte der Fremde mit seinen Gedanken immer noch in der Stadt. Jene Stimmung ergriff ihn, die uns immer ergreift, wenn wir von einem geliebten Orte geschieden sind, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Da tritt noch einmal alles so lebendig vor die Seele, was man dort erlebt hat. Er mag an seine Heimat gedacht haben, welche er vor Monaten verlassen hatte, um einmal im Leben die fromme Pilgerfahrt nach dem Tempel Jehovahs in Jerusalem anzutreten. Er hatte dort in seiner tropisch heißen Heimat eine mächtige Stellung bei Hofe. Seine Gebieterin, die Königin Kandace hatte ihn aus der Zahl ihrer Gewaltigen zum Kämmerer erhoben. Alle ihre Schatzkammern, den Königsschatz und den Reichsschatz hatte sie ihm anvertraut. Da hatte er denn unter den Schätzen und Reichskleinodien, Kronen, Spangen und Perlen gewohnt. Nur eins hatte ihm dort in seinem Glücke gefehlt, die eine köstliche Perle, von der ihm eine innere Stimme sagte, daß er sie einmal finden müsse. Und darum hatte er auch keine Ruhe gefunden in seinem schönen Meroë, in den Palästen und Hoffesten seiner Königin. Es hatte ihn schon lange hinausgetrieben, hinaus in das Land der Sehnsucht und der Hoffnung, in das heilige Land, wo der Tempel des Gottes stand, dessen Gebote und Verheißungen sein Herz und Gewissen aufs tiefste ergriffen hatten. Da hatte er sich endlich Urlaub erbeten von seiner Gebieterin, hatte Haus und Familie verlassen und war gen Norden gewandert, immer dem Laufe des Nils folgend, Egypten mit seinen Palmen durchziehend, die Wüste des heutigen Suezkanals durchreisend, bis er endlich von derselben westlichen Höhe herab zum erstenmal tiefbewegt das heilige, geliebte Zion mit seinem Tempel, seinen Palästen und Türmen erblickt hatte, auf der er sie vorhin zum letztenmal gesehen hatte.

Auf der Straße nach Gaza.

Keine Straße eignete sich für unseren Kämmerer besser zum stillen Nachsinnen wie die Straße nach Gaza, „die da wüste lieget“. Sie war einsam. Zuerst zwar führte der Weg zwischen prächtig grünenden Weingärten hindurch. Überall ragten aus denselben zwischen hellgrünen Feigenbäumen die Gartenhäuschen und Weinbergtürme hervor, welche je nach der Jahreszeit schon von dem fröhlichen Landvolke bewohnt waren. Manchmal auch ließen sie ein Dorf auf halber Anhöhe eines Berges rechts oder links liegen, jedesmal von einer Gruppe dunkler Olivenbäume umgeben. Auch kamen sie wohl an jener herrlichen Quelle im lieblichen Thale vorüber, wohin die Sage die Taufe des Kämmerers durch Philippus verlegt hat. Aber dann wurde es einsamer und einsamer*). Sie kamen immer tiefer in das Thalgefüge des zur Meeresebene abfallenden Gebirges hinein. Man kam allmählich in mildere Regionen. Schon sah man in den Thälern die dem Gebirge Jerusalems fremden Citronen- und Orangenbäume, in ihrer dunklen Pracht und weißen Blüte die Dörfer schmückend, die Quellen beschattend, mit ihren köstlichen Düften das ganze Thal erfüllend.

*) Das Wort „wüste“ in unserem Texte: „die Straße die da wüste ist“ bedeutet wörtlich übersetzt einsam.

Gaza. Im Hintergrunde das Mittelmeer.

Während dieser Fahrt auf der einsamen Straße hatte der Kämmerer Muße genug, die Erlebnisse der letzten Wochen noch einmal an seinem inneren Auge vorüberziehen zu lassen. Wohl empfand er auch das Schmerzliche des Abschiedes. Aber seine vorwiegende Stimmung war doch Freude und Dankbarkeit. War ihm doch sein Herzenswunsch erfüllt worden, einmal in Jerusalem anzubeten. Mehr bedurfte er nicht. Auch der in weiten Landen zerstreute Jude aus Rom, Frankreich, Spanien, Mesopotamien hatte für gewöhnlich nur den Wunsch, einmal im Leben im Tempel zu Jerusalem anzubeten. Denn nach antiker Anschauung war der Tempel selbst nie Versammlungsplatz für die Gemeinde, sondern die Wohnung Gottes. Ihn besuchte man im Tempel. Auch der Muhammedaner von heute, ob er in Marokko wohnt oder am Nil oder am Ganges, nur einmal im Leben wünscht er an der heiligen Kaaba in Mekka gekniet zu haben. Er ist dann ein heiliger Pilgrim geworden. Der Segen seiner Wallfahrt begleitet ihn wie eine höhere Weihe bis an sein Ende. So hatte auch der Kämmerer von Mohrenland seinen Lieblingswunsch erfüllen können, in Jerusalem Gott anzubeten. Der Segen dieser Pilgerfahrt, das glaubte er gewiß, mußte auch ihn begleiten durch sein ganzes Leben. Freilich, ein eigentlicher Israelit war er ja nicht, sondern ein Heide. Aber er war als Proselyt dem Volke Gottes beigetreten und durfte nun auch hoffen, an den Gnaden und Verheißungen des Gottesvolkes teilzuhaben.

Von Jesus hatte der Kämmerer in Jerusalem nichts gehört, oder doch nur als von einem hingerichteten Aufrührer, dessen Anhänger soeben vollends ausgerottet würden. Der Kämmerer war ja gerade in jene Verfolgungszeit hineingekommen, welche sich an den Tod des Stephanus anschloß. Die Christen waren entflohen. Jerusalem war von Christen leer. Die wenigen, welche geblieben waren, hielten sich still

und verborgen. Es war, als ob das Gedächtnis an den vor einigen Jahren gekreuzigten Jesus für immer begraben war. Alles sah der fremde Afrikaner in Jerusalem, nur keinen Verkündiger des Heiles, welches vor einigen Jahren draußen auf Golgatha so heiß erstritten worden war. Er mag dem Hohenpriester Kaiphas oder seinem Nachfolger seinen Besuch gemacht haben. Er mag mit dem glaubenseifrigen Paulus gesprochen haben, der einer der begeistertsten und geachtetsten Verfechter des väterlichen Gesetzes war (Gal. 1, 14) und gerade damals die letzten Spuren des Christentums mit Feuer und Schwert vertilgte. Aber von Jesu, dem Weltheiland, hatte er kein Wort vernommen.

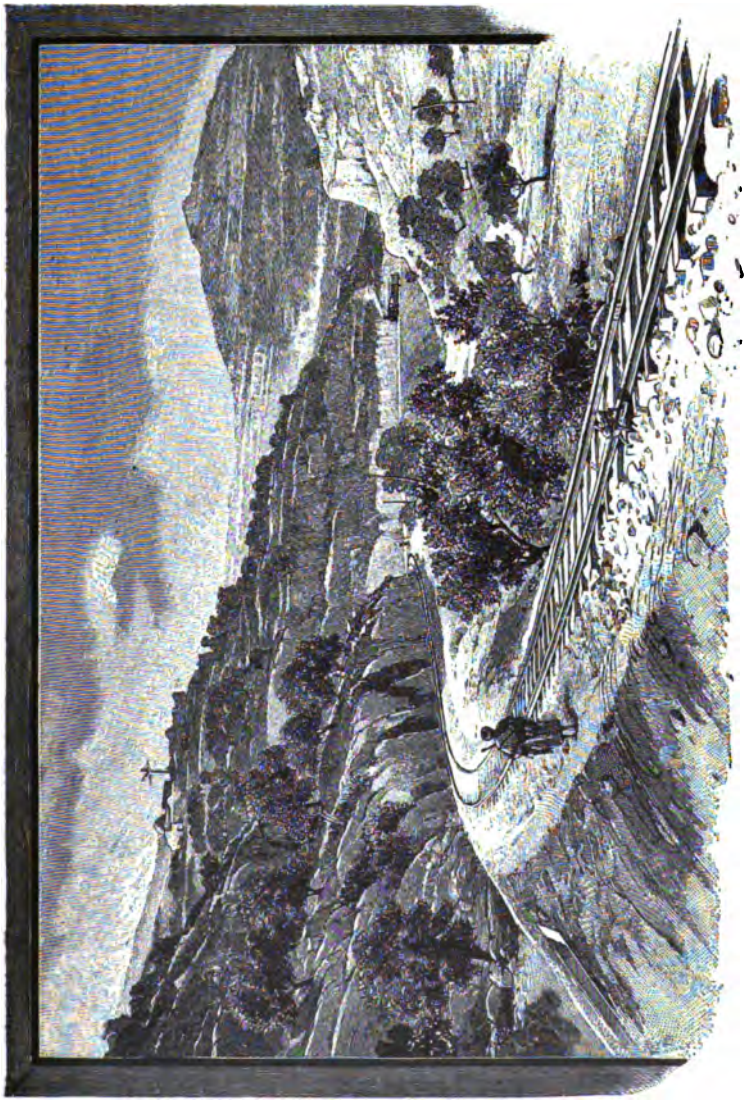
Indessen auch so hatte der Kämmerer und Gewaltige der Königin Kandaze einen tiefen Eindruck von Jerusalem mitgenommen. Er hatte auf dem Tempelplatz die schönen Gottesdienste mitgefeiert. Er hatte die Priester um die Bedeutung ihrer ehrwürdigen Sitten und Gebräuche befragt. Er hatte in mancher Synagoge der Erklärung der Psalmen und der Propheten gelauscht. Und Gottes Wort hatte seine Seele mächtig ergriffen. Eine neue Welt von Wahrheiten und Hoffnungen war ihm aufgegangen. Das war immer dieselbe sittliche Erhabenheit in den heiligen Geboten Gottes. Das war ein Umspannen und Umfassen des Nächsten und des Fernsten zu dem einen hohen Ziel eines großen Reiches Gottes, das von dem heiligen Berge Zion aus regiert werden sollte. Er selbst, der fremde Sohn Afrikas, wurde begeistert von der schönen Hoffnung auf das kommende Gottesreich mit dem Friedefürsten. Und freudig mag er eingestimmt haben in den Ruf des 84. Psalms: „Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend.“

Darum hatte er sich auch, bevor er schied, als ein weiser und wohlerfahrener Schatzmeister von allen Schätzen und Juwelen der heiligen Stadt den edelsten Schatz aus-

gesucht und mitgenommen, das Wort Gottes. Es war ein Exemplar eines Buches, welches besonderen Eindruck auf ihn gemacht hatte, das Buch Jesajas, des Evangelisten im Prophetenmantel. Da lag die kostbare Buchrolle neben ihm im Wagen, während er auf der steilen Bergstraße hinunterfuhr.

Der Wagen war inzwischen auf gewundenen Wegen weitergefahren, zuweilen an einem schmucken Dorfe vorüber, das von stattlicher Höhe aus dem Kranze seiner Baumgärten herabgrüßte. Wer heute auf der Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem fährt, kann sich in jenen felsigen Thälern, durch welche jetzt die Lokomotive heult, eine deutliche Vorstellung vom Wege des Kämmerers machen. Bald rollte der Wagen durch enge Thäler, auf deren Sohle ein trockenes, mit weißbestrahlten Kieselsteinen besätes Bachbett heraufschimmerte, überragt von waldigen Hängen oder von riesigen Bergwänden, welche aus ungeheuern Blöcken zusammengefügt waren und aus welchen oft die schwarzen Öffnungen der Höhlen herabgähnten. Bald ging's durch freundlichere Thäler oder oben an steilen Abgängen dahin, welche schroff in die Tiefe stürzten. Bald waren sie in tiefe Schluchten eingeschlossen, bald, wenn sich die Berge öffneten, schweifte der Blick weit hinaus über die Philisterebene bis zu dem im Westen leuchtenden blauen Mittelmeer. Aber die Linien der Landschaft wurden immer sanfter, die Thäler immer weiter, die Berge immer niedriger. Das Bergland verwandelte sich in Hügelland. Und jetzt waren sie drunten angekommen in der Ebene. Das rauhe Gebirge lag hinter ihnen. Und daß unsere Erzählung hier unten spielt, darauf deutet die nachherige Erwähnung der alten Philisterstadt Asdod

Neben sich im Wagen oder vor sich hatte der Kämmerer seinen Jesaja. Hatte er auf der steilen Bergstraße nur mit Mühe und Anstrengung oder gar nicht lesen können, hier auf der glatten Straße, auf der Ebene, konnte er es um so



Thal Es-sarâr am Westabfalle des Gebirges Juda.

leichter thun. Gewiß, es war immer noch unbequem genug, zu lesen. Aber er konnte nicht widerstehen. Es ging ihm wie einem, der einen ungeöffneten Brief von lieber Hand in der Tasche hat, — er muß ihn lesen. Und er las und las und las und wurde immer mehr gefesselt. Diese ergreifende Wehklage des großen Gottes über sein ungehorsames Volk! Diese Erhabenheit bei der Prophetenweihe des Jesaja vor dem Cherubim und Seraphim, die ihr „Heilig! heilig!“ durch die hehren Räume des Himmels erschallen lassen! Nur wenn wir zwar ein Herz voll brennenden Verlangens nach Wahrheit, aber nie eine Bibel in der Hand gehabt hätten, könnten wir dem vornehmen Afrikaner nachfühlen, mit welcher frohen Begierde, mit welcher Bewegung er die heiligen Worte las. So sehr war er hingenommen von seiner mühsamen Lektüre, daß er alles andere, Heimat, Jerusalem, Abschied vergessend, anfing, laut zu lesen, wie wenn er auf der Straße zu predigen hätte. Auf den ebenen Marschen der Niederung eilte der Wagen zwischen lachenden Getreidefeldern dahin. Von den Erhöhungen aus konnte man in der Ferne einen schimmernden Streif des Mittelmeeres sehen. Hinter ihren Wagenspuren türmte sich wie eine gewaltige Festung das Gebirge Judäas stolz empor, an dessen Bergwänden sich die Philister einst gar manchmal die Köpfe blutig eingerannt hatten. Aber der eifrige Leser achtete nicht auf Gebirge, Meer oder Straße. Er hatte nur noch für *eines* ein Auge, für den Propheten Jesaja, dessen Rolle auf seinen Knieen ruhte. Und der heilige Geist, welcher durch die Schrift so wunderbar zu unserem Herzen zu reden weiß, bereitete sein Herz durch das Alte Testament für die größeren Dinge des Neuen Bundes vor.

Manches Kapitel hatte er vielleicht überschlagen, manches gelesen. So war er bis gegen das Ende des Buches gekommen und las gerade im 53. Kapitel. Dieser Abschnitt fesselte ihn mächtig. Noch immer las er laut, und man

konnte es wohl dem Tone seiner Stimme anhören, wie bewegt sie klang, oft wie fragend, als grübelte und suchte er nach dem Verständnis dieses merkwürdigen Kapitels. Diese Worte, über denen eine eigentümliche Hoheit lag und doch wiederum in denselben unvereinbare Gegensätze, Schmach und Ehre, Krankheit und Elend und gerade dadurch Heilung und Genesung, Strafe und Friede, Dornenkranz und Königsdiadem, — beides in einander geflochten, er konnt's nicht ergründen.

Plötzlich redet ihn ein Mann an, der schon eine Zeit lang nebenher gegangen sein mochte. Überrascht blickt der Kämmerer auf. Er sieht in ein edles männliches Gesicht. In dem dunkel glänzenden Auge lag ebensoviel Freundlichkeit wie Offenheit. Und über der ganzen Persönlichkeit lag ein gewisser weihevoller Ernst, der ihn anzog. Der Mann fragte freundlich:

„Verstehst du denn auch, was du lieseſt?"

Der Kämmerer, sichtlich erfreut, daß er dies Land nicht verlassen mußte mit dem ungelösten Rätsel des Jesaja, ließ sofort den Wagen halten und gestand ihm ehrlich:

„Wie sollte ich, wenn mir's niemand auslegt!"

Da der Fremde offenbar desselben Weges ging, drang er in ihn, aufzusteigen und neben ihm Platz zu nehmen.

Philippus that es — denn dieser, den wir neulich in Samaria getroffen, war es. Jetzt saßen die beiden Männer neben einander. Philippus ließ sich das Buch geben und schaute hinein. Er las die Worte, bei denen der Kämmerer stehen geblieben war. Sie lauteten: „Er ist wie ein Schaf zur Schlachtung geführt, und still, wie ein Lamm vor seinem Scherer, also hat er seinen Mund nicht aufgethan. In seiner Niedrigkeit ist sein Gericht aufgehoben. Wer wird aber seines Lebens Länge ausreden? Denn sein Leben ist von der Erde weggenommen."

Philippus.

Nicht anders, denn als ob ihm der Herr selbst den Text aufgeschlagen und in die Hand gegeben hätte, war dem Philippus zu Mute. Der dahineilende Wagen wurde ihm zur Kanzel. Wie konnte er gerade bei diesem Kapitel aus dem Vollen schöpfen! Wie gehoben war dabei auch seine eigene Stimmung, wenn er selbst in den kleinen Umständen die deutliche Führung seines Herrn erkennen durfte. Nun wußte er, warum er gerade hierher hatte wandern müssen auf „die Straße, die da wüste ist". Nun wußte er, warum er beim Anblicke des Wagens so deutlich die innere Stimme des Geistes vernommen hatte: „Gehe hinzu, und mache dich bei diesen Wagen!" Nun wußte er, daß ein Höherer dem Negerfürsten die Hand geführt hatte, als er in Jerusalem gerade dies Buch ausgewählt, als er hier gerade diese Stelle aufgeschlagen hatte. Jetzt war es, als ob der heilige Geist selbst die Zügel des Wagens erfaßt hätte, um den nach Gott verlangenden Fremdling auf der „Straße, die da wüste ist" auf die rechte Straße zu führen, welche ins Himmelreich führt.

Begeistert strömte es von des Philippus Lippen. Er führte ihn im Geiste zurück auf einen Hügel Jerusalems, an dem der Kämmerer achtlos vorbeigegangen war, auf den Hügel Golgatha. Er zeigte ihm den Helden und Gottessohn,

der auf dem Wege dorthin war wie ein Schaf, zur Schlachtung geführet, und still wie ein Lamm vor seinem Scherer, das seinen Mund nicht aufthut. Er ließ ihn miterleben die bangen Karfreitagsstunden, die frohe Osterzeit, die majestätische Himmelfahrt, das gewaltige Pfingsten, das die Botschaft von der Liebe des Vaters im Himmel in Jesu Christo hinausgerufen hatte zu allen Völkern und Nationen. Er erzählte ihm wohl auch, wie er selbst vor wenigen Tagen zum erstenmale einem fremden Volke in Samaria das Evangelium gebracht und sie durch die Taufe aufgenommen hatte in das Reich der Gnade und der Liebe Gottes in Jesu Christo.

Und je länger der Kämmerer zuhörte, desto froher und dankbarer wurde ihm zu Mute. Ihm war, als hätte er etwas Ähnliches längst gesucht und geahnt; als hörte er endlich ein seliges Lied wieder, das er schon in früher Kindheit einmal gehört und seither vergeblich gesucht hatte, das große Lied von der ewigen Liebe. Wie anders, wie unendlich viel herrrlicher klang dies alles als das, was man ihm in Jerusalem gesagt hatte. Hier war es nicht mehr ein Gott mit einer ausgesprochenen Vorliebe für die Juden, sondern ein Gott, der alle verlorenen Kinder auf dem Erdenrund in Christo wieder an sein Herz zog. Er begriff, daß das Reich Gottes und sein Erbarmen sich nicht, wie ihm vielleicht Paulus von Tarsus gesagt hatte, auf dies kleine Ländchen beschränkte, über das soeben die Hufe seiner Pferde dahineilten, daß die Liebesgedanken Gottes nicht aufhörten mit den Landesgrenzen Palästinas. Nein, hier durchblitzte den Mann zum erstenmal mit seiner ganzen Schönheit der große begeisternde Gedanke von der Universalität der Liebe Gottes, von dem allumfassenden Erbarmen des Vaters, — jener Gedanke, den nachmals der bekehrte Paulus mit Einsatz seines Lebens unter den größten Verfolgungen bis in den Tod begeistert durch die Welt getragen hat.

Der Kämmerer war überzeugt. Zur rechten Stunde hatte ihm Gott das rechte Wort gesandt. Das alles, was ihm Philippus sagte, trug das erhabene Urgepräge der Wahrheit, welcher jede nach Gott suchende Seele unwillkürlich zustimmen muß. Es erfüllte sich an ihm das Wort des Heilandes, das er wenige Stunden vor seinem Tode zu Pilatus gesagt hatte: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ So hörte er aus alledem die Stimme des guten Hirten heraus, der ihn rief, der ihn heute sichtlich an der Hand führte, ohne daß er es gewußt hatte. Auch mit dem Propheten Jesaja, über dessen Meinung er sich vorhin vergeblich den Kopf zerbrochen hatte, stimmte das alles wunderbar überein. Es war die endliche Erfüllung der erhabenen Weisſagungen des Alten Testamentes. Und von alledem hatte er in Jerusalem nichts gehört! War es nicht eine handgreifliche Fügung Gottes, daß er ihm den Philippus sandte, ehe er das Land verließ, ohne das Beste gefunden zu haben? Er hatte nur noch den einen Wunsch, daß ihn Philippus gleich jenen Samaritern vor einigen Wochen durch die Taufe unter die Zahl der Jünger Jesu aufnehme.

Ein kleiner Fluß rauschte am Wege durch die Niederung. Da sprach der Kämmerer:

„Siehe, da ist Wasser! Was hindert es, daß ich mich taufen lasse?“

Philippus entgegnete:

„Glaubst du von ganzem Herzen an Jesum Christum, dann mag es wohl sein.“

Da antwortete der Kämmerer rasch und mit dem Tone freudigster Gewißheit:

„Ich glaube, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist!“

Da ließ Philippus den Wagen halten. Sie stiegen aus und traten ans Ufer. Und wie einst der Täufer im Jordan gethan hatte, so trat Philippus mit dem Kämmerer

hinab in die vorübereilenden Fluten und taufte ihn. Tief mag der Fremde sein Haupt gebeugt haben, als nun Philippus über ihm betete, betete aus einer frohbewegten Seele, weil es ihm vergönnt war, den ersten Heiden aus fernem fernem Lande in die Gemeinde Jesu Christi aufzunehmen.

Dann stiegen sie wieder herauf aus dem Bach. Sie sprachen wohl kein Wort. In solchen Feierstunden ist das Schweigen beredter als die schönsten Worte. „Da sie aber heraufstiegen aus dem Wasser, rückte der Geist des Herrn den Philippus hinweg. Der Kämmerer sah ihn nicht mehr.“ Wunderbar, wie ein Bote Gottes, hatte er plötzlich am Wege gestanden. Wunderbar war er ihm auch entschwunden.

War es nicht eine große Stunde, dort an dem unbekannten Bache in der alten Philisterebene vor Gaza? War es nicht eine Gnadenstunde für die große Völkerwelt, die dort hinter den Wasserhöhen des nahen schimmernden Mittelmeeres wohnte? War es nicht, als schwebte in dieser Stunde wie einst am Jordan der heilige Geist hernieder auf die arme Heidenwelt, und eine Stimme riefe ihr zum erstenmale zu: „Auch du bist mein geliebter Sohn?“ Dort wurde der Uhrzeiger des Reiches Gottes auf die Stunde gestellt, wo er heute noch steht, auf die Stunde der Völkermission. Und Philippus, nicht einer der Apostel*), war berufen, den fremden Mann aus Afrika zu taufen, als den ersten Repräsentanten der großen harrenden Heidenwelt. Es standen ja für die nächste Zeit noch größere Überraschungen bevor, droben in der Stadt Jerusalem, wo Paulus noch „schnaubete“ und Verfolgungspläne schmiedete, um das Christentum auszurotten. Aber Philippus war der erste, der in Samaria und hier auf der Straße nach Gaza den Heiden die Pforten der Kirche aufschloß. Darum steht auch sein Name mit leuchtenden Buch-

*) Unser Philippus (Ap.-Gesch. 6, 5) darf nicht mit dem Apostel gleichen Namens (Matth. 10, 3) verwechselt werden.

staben in der Geschichte der ersten christlichen Kirche. Und je länger wir diesen apostolischen Mann anschauen, desto größer wird er uns. Da steht seine prophetische Gestalt, in Samaria ein ganzes Volk erweckend, ins ferne Afrika die ersten Lichtstrahlen hinaussendend, an den Pforten der weiten Heidenkirche, wo jetzt von Hunderttausenden von Kirchtürmen in Europa und Amerika und Asien und Australien und Afrika die Kreuze gen Himmel weisen, als wollten sie auf allen Höhen und in allen Thälern und Ebenen der Erde immer wieder die große Frage des Philippus an die Völker richten: „Glaubest du von ganzem Herzen an Jesus Christus?“ Da steht der unvergeßliche Philippus und schreitet allen andern Aposteln voran auf der Straße, die da wüste lag, auf dem noch niemals betretenen Wege des Evangeliums in die Heidenwelt. Dieser erste Heidenmissionar, wandernd auf einsamen unbekannten Pfaden, er muß doch damals am tiefsten hineingeblickt haben in den allumfassenden Rat Gottes, der in Christo alle Völker zum Frieden führen will. Er muß doch am tiefsten verstanden haben jenes Wort von dem einen Hirten und der einen Herde und darum am meisten Ernst gemacht haben im Brechen mit alten jüdischen Vorurteilen. Sonst wäre nicht gerade er dazu auserkoren worden, allen anderen vorauszueilen auf diesen freudigen Bahnen des zu allen Völkern dringenden Evangeliums.

Der Kämmerer vom Mohrenlande war der erste Christ aus der fernen Heidenwelt — aber wie viele sind ihm seither nachgefolgt! Wie am Abend, wenn einmal der erste Stern am Firmamente erscheint, die anderen Sterne rasch hinter einander gezogen kommen, bis das ganze funkelnde, blitzende, zahllose Sternenheer herniederschaut auf die dunkle Erde, so sind dem Kämmerer unzählbare Scharen nachgefolgt durch die weit geöffneten Pforten der christlichen Kirche. An jenem denkwürdigen Tage war's ein einziger, — heute sind's 450 Millionen!

Die fröhliche Heimreise.

Staunend stand der Kämmerer da und erkannte immer deutlicher, welch eine hohe Hand heute die Zügel seines Wagens geführt hatte. Der Herr hatte ihm den Philippus hergerufen, ihm den Text aufgeschlagen, ihn ans Taufwasser geführt, und nach vollbrachter Taufe ihn plötzlich wieder hinweggenommen. Selbst diese wunderbare Art des Scheidens mußte ihm zu einer neuen Glaubensstärkung werden, mußte ihm zum Schluß noch einmal aufs deutlichste sagen, daß eine höhere Hand dies alles geordnet hatte. Und er hatte eine solche Stunde unverkennbarer Gnadenführungen Gottes besonders nötig. Denn an diese einzige Stunde mußte sich der Mann nun sein Leben lang halten. Nicht hatte er wie wir, die wir täglich an dem rauschenden Strome der Wasser des Lebens stehen und sie doch nicht achten, ein Neues Testament, eine christliche Gemeinschaft, eine sonntägliche Predigt. Er mußte mit dem, was er in der einen Stunde erfahren hatte, haushalten bis an sein Ende.

Noch sehen wir ihn dort am Wasser stehen und um sich blicken, — aber er findet keinen Philippus mehr. Und doch,

sollte er etwa trauern? Dafür war sein Herz zu voll von Freude darüber, daß er endlich gefunden, wonach er lebenslang gesucht hatte. Hatte er doch nicht Philippus gesucht, sondern Gott. Und den hatte er nun in Christo gefunden. Nun hatte er einen Vater im Himmel. Nun konnte er zu ihm beten, auch wenn er ferne von Jerusalem war. Seine Glaubenslehre war gering, sehr gering. Er kannte nicht einmal das Vaterunser. Aber den zweiten Artikel hatte ihm Philippus in meisterhafter Kürze ausgelegt. Seinen Jesaja nahm er in seinem Wagen mit, und seinen Herrn Christus trug er im Herzen.

Und so fahre denn wohl auf deiner Straße, du wahrhaft erster und reichster Schatzmeister und Kämmerer in ganz Afrika! Deinen Heiland im Herzen, deinen Vater über dir, den Himmel vor dir, — wir wundern uns nicht, daß die heilige Schrift an die Spitze aller deiner zukünftigen Lebenswege das schöne Wort setzt: „Er aber zog seine Straße fröhlich."

Und nun, Phantasie, fliege weiter, dahin, wohin der glückliche Kämmerer gezogen ist. Wohin? Durch Egyptens Palmenwälder, vorbei an Jahrtausende alten Pyramiden und den Tempeln von Memphis, hinauf zu den Stromschnellen des Nil, vorbei an den Katarakten und den Wunderbauten von Karnak und Luksor bis an die heißen Ufer des Bachr el Abiad und el Asrak im Lande der Mohren. Dort kommt er nun an, unser erster Bruder aus der Heidenwelt, und zieht ein in seinen Palast. Ob es ihm wohl möglich gewesen ist, die eine kostbare Perle ebenso strenge zu hüten, wie die anderen Schätze seiner Königin, die er hinter Schloß und Riegel zu verwahren hatte? Oder ob es ihm keine Ruhe mehr ließ, bis er, gleich seinem Freunde Philippus drüben in Vorderasien, hinauszog in die Städte und Dörfer seines Heimatlandes, seine Königin Kandaze und ihr Volk zu Christo

führte und sie dort in Centralafrika, ein Johannes-Täufer und Evangelist zugleich, als eine neue Kirche an den fernen sagenhaften Ufern des oberen Nil seinem Herrn gewann? Hat der Kämmerer und Gewaltige nun als ein Gewaltiger im Geiste eine Schar von Evangelisten ausgebildet mit seinem Propheten Jesaja und mit dem lebendigen Evangelium im Herzen? Hat so die Sonne des Evangeliums schon einmal getagt über dem Innersten des dunkeln Weltteils und ist dann für viele Jahrhunderte wieder untergegangen? Enthält vielleicht der ungeheure Kirchhof des Sudan Gräber von vielen Hunderten von Christen, deren Namen die Welt vergessen hat, die aber angeschrieben stehen im Buche des Lebens, und die dort unter der glühenden Sonne des Äquators schlafen, dem Auferstehungsmorgen entgegen?

Das alles wissen wir nicht, vielteurer Leser. Aber hast du noch nie gehört, wie es *heute* in jenem Weltteil aussieht? Siehst du nicht auf der *Straße, die da wüste ist*, im Sudan, in Ostafrika, jene schwarzen Völker? Siehst du nicht, wie sie dahinwandern ohne Licht, ohne Trost von oben, das ganze Leben für sie nichts als eine öde, trostlose Wüste Sahara, umnachtet von den Lehren des Islam oder des Götzendienstes? Siehst du nicht die Sklaventransporte im glühenden Sonnenbrand, wo der Sklavenhändler am Ende des Karawanenzuges die übermüdeten Frauen und Kinder langsam mit blutigem Messer abthut? Ist's nicht ein großes, großes Leichenfeld, über dem kein Kreuz steht, das von den Gräbern in der Tiefe hinaufweist in den offenen Himmel?

Und siehst du nun die kleine tapfere Schar von Nachfolgern jenes Kämmerers? Livingstone schreitet allen voran, der neue Philippus Afrikas. Er hat sein Leben gegeben für jenen Weltteil. Seine Lebensarbeit ist den fernsten Stämmen ein Frührot jener Liebe gewesen, die alles glaubt, alles hofft, alles duldet. Seine Liebe hat in den Herzen der Schwarzen

den erloschenen Funken der Liebe entzündet und zu neuer Glut angefacht. Und als er starb, da trugen sie den teuern Toten unter unzähligen Lebensgefahren viele Monate lang quer durch den dunkeln Weltteil, um ihn in heimatlicher Erde betten zu lassen. Und ihm nach ist eine große Schar von Streitern des Evangeliums ausgezogen. Von Nord und Süd, von West und Ost dringen sie ein in die dunkelsten Gebiete, um sie mit den Waffen der Liebe zu erobern für Christi Reich.

Ja, die evangelische Mission hat wieder eingesetzt in jenem allzu lange vernachlässigten Weltteil. Lebensbäume sprießen auf dem Grabe Livingstones und seiner Mitstreiter. Hast du dich auch, lieber Leser, hineingestellt in die Reihen derer, die da mithelfen? Oder gleichst du jenen beschränkten Juden, die damals meinten, die Liebesgedanken Gottes hörten mit den Landesgrenzen Palästinas, oder die heute meinen, das Reich Gottes höre mit den Grenzen Europas oder gar an den Grenzpfählen ihrer kleinen Landeskirche auf? Oder billigst du gar jene Europäer, die neuerdings die Peitsche als das einzige Evangelium für die Neger preisen und daneben durch ihre Laster den Heiden den Christennamen zum Abscheu machen, so daß sie mit einem Fluch gegen ihre kultivierten Verderber und gegen den Herrn ins Grab sinken? Hörst du nicht die Stimme des Geistes, die aus all diesem Elend jener schwarzen Menschen, denen auch die Sehnsucht nach Gottes Licht und Liebe eingepflanzt ist, zu dir spricht wie damals zu Philippus: „Gehe hinzu und mache dich bei diesen Mann?“

Der Kämmerer war auf die eine Gnadenstunde seines Lebens angewiesen, und er ging hin und verkündigte jenem Lande die großen Thaten Gottes. Du hast schon tausend Stunden der Gnade gehabt, und hast noch nicht einmal die Hand dazu geboten, einem einzigen Menschen der Heidenwelt

die lichten Pforten des Reiches der Gnade zu öffnen? O, wenn ein ſolcher Leſer dies Buch zur Hand nimmt, der vernehme die Stimme des Geiſtes, der ihn ruft zu der Arbeit! Er gehe hin und lege auch die Hand an mit unſeren Miſſionsgeſellſchaften, daß endlich wieder der Himmel purpurn erglühe im Oſten und wiederkomme, was wir erſehnen und erflehen:

Das zweite Morgenrot über dem unglücklichen
dunkeln Weltteil!

Die Berufung des Reichsbannerträgers Jesu Christi.

Damaskus.

Nach Damaskus! Nach Damaskus!
Kuppeln grüßen dich von ferne,
Minarete ſchaun hernieder,
Tiefer leuchten dort die Sterne,
Goldner ſtrahlt dir dort die Sonne,
Und mit ehrfurchtsvoller Wonne
Grüßt Arabias brauner Sohn
Hier des Ewgen irdſchen Thron.

Und nun, freundlicher Leſer, ergreif deinen Wanderſtab, verlaß das rauhe Gebirge von Judäa und die vielbetretenen heiligen Pfade Jeruſalems! Denn von nun an führt uns der Siegeszug der jungen Kirche immer weiter hinaus auf entlegene Gebiete, welche die heilige Geſchichte bis dahin noch nie berührt hat. Komm mit nach Damaskus auf jenes altberühmte, quellendurchrauſchte Hochplateau, die ſogenannte Ghûta, die im Norden des Landes, etwa ebenſo hoch gelegen wie Jeruſalem (700 Meter über Meer), ſeit alters die Perle des Oſtens eingefaßt hat.

Damaskus! Schon der bloße Klang dieſes Namens wirkt wie ein Zauber auf jeden Araber. Das Bild des Schönſten und Anmutigſten auf Erden ſchwebt dem Muslim vor, wenn er von ſeinem „Schâm“ redet, wie die Stadt heute heißt. Ein Gefühl der Erfurcht und Andacht ergreift

den muhammedaniſchen Pilger, wenn er die alte Chalifenſtadt in der ſchimmernden Faſſung ihrer grünen Gärten vor ſich ſieht. Schon Kaiſer Julianus Apoſtata nannte ſie trotz Rom und Konſtantinopel voll Begeiſterung „das Auge der Welt“. Die arabiſchen Sänger haben es geprieſen als das „Auge des Oſtens“, „die Perle des Orients“, die „Königin der ſyriſchen Städte“. Und als einſt Muhammed, damals noch ein einfacher Kamelstreiber, zum erſtenmal vor Damaskus ſtand und von einem benachbarten Hügel auf die von der Wüſte umklammerte Stadt und Oaſe mit ihrer ergreifenden Schönheit hinabſchaute, da ſoll er betroffen ausgerufen haben: „Es iſt dem Sterblichen nur ein Paradies beſchieden, — ich ſuche das himmliſche!“ Sprach's und wandte der Stadt den Rücken, ohne ihre Thore betreten zu haben.

Thatſächlich glaubt der Muhammedaner, daß die Lage von Damaskus die des verlorenen Paradieſes ſei. Die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit, die ſieben Arme des blauen Stromes, die ſchimmernden Seen, die majeſtätiſchen Gebirge, das ſcheint ihm noch ein Reſt der verſchwundenen Herrlichkeit Edens zu ſein. Und auch heute noch erſcheint dem Araber, der ſich ja das Paradies als einen Garten voll köſtlicher Früchte und ſprudelnder Quellen vorſtellt, Damaskus als ein Abglanz des himmliſchen Paradieſes, als die Zuſammenfaſſung aller Glückſeligkeit und Lieblichkeit, welche die Erde bieten kann.

Damaskus iſt unſeres Wiſſens die älteſte Stadt der ganzen Welt. Ihr Gründer war Uz, der Enkel Noahs. Seitdem „im eisgrauen Altertum“ die erſte Menſchenſchar von jener Wiege des menſchlichen Geſchlechtes im Oſten über Meſopotamien her gezogen kam, um neue Wohnplätze aufzuſuchen, werden hier an den paradieſiſchen Ufern des Barada im Schatten der rauſchenden Palmen, Cypreſſen und Pappeln Menſchenwohnungen geſtanden haben, in welchen die Bewohner entzückt wurden durch die Schönheiten dieſes einzigartigen Fleckchens

Erde. „Man lasse," so sagt Mark Twain, „das in den ersten 11 Kapiteln des alten Testamentes Geschriebene aus und kein erzähltes Ereignis in der Welt hat stattgefunden, ohne daß Damaskus vorhanden war, um den Bericht entgegen zu nehmen. Man gehe so weit man wolle in die unbestimmte Vergangenheit zurück: immer war Damaskus da. In den Schriften jedes Jahrhunderts, seit mehr denn 4000 Jahren, ist sein Name erwähnt, sein Lob gesungen worden. Für Damaskus sind Jahre nur Augenblicke, Jahrzehnte nur flüchtige Zeitabschnitte. Es mißt die Zeit nicht nach Tagen, Monaten und Jahren, sondern nach den Weltreichen, die es entstehen, gedeihen und verfallen sah. Es ist ein Sinnbild der Unsterblichkeit. Es sah die Grundlegung von Baalbeck, Theben und Ephesus; es sah diese Dörfer zu mächtigen Städten heranwachsen und die Welt mit ihrer Größe in Erstaunen setzen — und es lebte weiter und sah sie verödet, verlassen, den Eulen und Fledermäusen preisgegeben. Es sah das israelitische Reich erhaben und vernichtet. Es sah Griechenland entstehen, zwei Jahrtausende blühen und welken. In seinem hohen Alter sah es Rom erbauen; es sah es die Welt mit seiner Macht überschatten und sah es zu Grunde gehen. Die wenigen Jahrhunderte Genueser und Venetianer Kraft und Herrlichkeit waren für das ernste, alte Damaskus nur ein unbedeutendes, kaum der Erinnerung wertes Auffunkeln. Damaskus hat alles gesehen, was je auf Erden geschehen und lebt noch immer. Es hat auf die dürren Gebeine von tausend Reichen geblickt und ehe es stirbt, wird es noch tausend mehr schauen. Obgleich eine andere den Namen beansprucht, ist das alte Damaskus von Rechts wegen die ewige Stadt."

Auch heute noch gewährt die Stadt mit ihren Umgebungen selbst für den weitgereisten Abendländer, dessen Auge an üppigen Pflanzenwuchs gewöhnt ist, einen prächtigen Anblick.

Tritt nur einmal hinauf auf eine der vorspringenden Felsklippen des Antilibanon, dessen Höhen über die Stadt hineinragen und mit ihren ewig frischen Wassern der blühenden Oase täglich neues Leben schenken! Da schaut dein Auge überrascht hernieder auf die weite Welt von Damaskus. Zwei gewaltige Gebirge bilden die Riesenwache vor der vielbesungenen Stadt, der Antilibanon mit seinen nahen Vorbergen, der dreigipflige Hermon, dessen stolze schneebedeckte Pyramide aus größerer Entfernung königlich herabschaut.

Hinter der Stadt öffnet sich ein weiter Horizont, unermeßlich, in blauer Ferne mit dem Himmel zusammenfließend. Seen schimmern in der Ebene und die zahlreichen Flüsse und Bäche blitzen in den Gärten auf und verschwinden wieder. Jenseits der Oase dehnt sich der gelbe Sand der Wüste. Gerade Pfade ziehen sich durch dieselbe hin, auf denen du verschwindend klein die langen Kamelszüge und Karawanen dahinkriechen siehst. Das breite silberne Band in der Tiefe, das sich in die Stadt hineinzieht und draußen im fernen Südosten leuchtend verschwindet, das ist der prächtige Barada-Fluß. Es sind von hier bis zu seinem Ursprung nur zwei Tagereisen. Aber gespeist von mächtigen Quellen, die schon als Flüsse aus dem Berginnern hervortreten, ist er hier schon zum Strome geworden. Durch romantisch wilde Gebirgswände und himmelragende Felsenkolosse drängt sich der Barada vor Damaskus oft in prächtigen Kaskaden wie in brausendem Jugendübermut hindurch, als wüßte er es, daß ihn die Königin der arabischen Städte erwarte, damit er dort mitten in der Wüste ein ewig grünes Paradies schaffe.

Vor allem aber fesselt deinen Blick von hier oben aus die Stadt selbst. Da liegt zu deinen Füßen das herrliche Damaskus in seiner ganzen Ausdehnung. Je öder sich ringsum die Wüste dehnt, desto überraschter weilt dein Blick über diesem sonnenglänzenden weißen Häusermeer, über welchem

eine Wolke von großen geſchichtlichen Erinnerungen ſchwebt. „Mitten im Gewoge des grünen Laubes“, ſo ſchildert ein

Damaskus. Blick vom Kranze eines Minarets aus.

Reiſender begeiſtert den Anblick, „liegt die große, weite Stadt, wie ein Eiland von Perlen und Opalen, das aus einer See

von Smaragden aufblitzt.“ Wohl über siebzig hohe Minarete und Moscheetürme ragen aus dem Gewirre der Straßen und Häuser hervor. Bis vor kurzem übertraf sie alle an imposanter Größe und Schönheit die gewaltige Ommayadenmoschee, deren schlanke marmorweiße Minarete und deren riesige Kuppel das Wahrzeichen der Stadt bildeten. Zahlreiche Cypressen und Palmen, die zwischen den Häusern aufsteigen, beleben das Stadtbild in anmutiger Weise.

Aber damit haben wir erst den einen Teil der Herrlichkeiten von Damaskus erwähnt. Einen Hauptruhm der alten Stadt am Barada bildet das Labyrinth von Gärten, welches sie umgiebt. Von Damaskus mag wohl mit Recht das Dichterwort gelten:

Und rings von duftgen Gärten
Ein blütenreicher Kranz!
Drin sprangen frische Brunnen
Im Regenbogenglanz.

Die ganze Ghûta-Ebene ist wie ein großer Garten. Bis zur Entfernung von einer Stunde und drüber stößt rings um die Chalifenstadt Garten an Garten, wie in Neapel und Sorrent und Bajä. Und überall schimmern aus dem saftigen Grün die weißen Häuschen hervor. Es sind die Gartenhäuser und Villen der glücklichen Besitzer. Hier blühen die schönsten Rosen in verschwenderischer Fülle. Ströme von Wohlgerüchen erfüllen die Luft. In dem wunderschönen Klima scheint alles zu gedeihen. Die köstlichsten Früchte wirft eine wuchernd fruchtbare Erde ihren Bewohnern in den Schoß. Ein und derselbe Boden nährt, was sonst fast nirgends vorkommt, die reichsten Getreideernten und zugleich die mächtigen Obstbäume, welche ihre Zweige über den wogenden Halmen ausbreiten. Das sind die immergrünen Bäume, welche der erste Psalm im Auge hat, wenn er sagt: „Der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine

Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht." Orangen- und Citronenbäume, Aprikosen-, Pfirsich-, Wallnuß-, Granatapfel- und viele andere Bäume wetteifern hier mit einander an Fruchtbarkeit. Und neben diesen Obstbäumen steht eine Menge stattlicher Zierbäume, die breite Platane, die aristokratische dunkle Cypresse, die stolze Palme und die den ganzen Lauf des Barada begleitende hohe Silberpappel. Und vielfach sieht man den Stamm der Bäume am Barada und in den Gärten umschlungen von gewaltigen Weinreben, die mit dem hohen Wuchse der Pappel wetteifernd bis zur Krone emporklimmen und sich von Wipfel zu Wipfel schwingen, während sie drunten den Menschen ihre süßen Trauben in verschwenderischer Fülle bieten.

Die Ursache dieser großen Fruchtbarkeit ist der unerschöpfliche Wasserreichtum. Hier sprudelt und plätschert, strömt und quillt es an allen Orten. Über und unter der Erdoberfläche werden die segenspendenden Fluten des Barada in zahlreichen Kanälen durch die Gärten geleitet. Dieser Barada ist in Wahrheit eine nimmer versiegende Goldquelle für die Stadt. Kein Wunder, daß ihn die Alten den „Goldstrom", Chrysorrhoas, genannt haben. Nicht nur in den Gärten, allüberall an seinem Laufe zaubert er ewig grünes Leben hervor. Man sehe nur einmal die prächtigen Myrtenhaine bei Salhije an, von dem aus unser umstehendes Bild von Damaskus aufgenommen ist. Da ragt die Myrte über das Dorf empor, noch einmal so hoch als dessen Häuser. Und zur Zeit der Blüte steht sie da, über und über mit Blüten bedeckt, wie ein einziger großer schneeweißer Blumenstrauß, in bräutlichem Schimmer erglänzend.

Aber nicht nur die Gärten und Bäume erfüllt der Barada mit ewig jungem Leben, sondern vor allem eilen seine Fluten hinein zu den Menschen in das alte herrliche Damaskus. Sein Wasser, sein herrliches kaltes Wasser, das dem Strome

seinen Namen Barada, d. i. der Kalte gegeben hat, war seit alters der Ruhm und der Stolz von Damaskus. Wer in Damaskus gewesen ist, begreift den alten syrischen Feldhauptmann Naëman, der angesichts der Aufforderung des Propheten Elisa, siebenmal das heilsame Bad des Jordans aufzusuchen, voll Zorn und Verachtung über die oft trüben Fluten dieses Stromes Palästinas ausruft: „Sind nicht die Wasser Amana und Parphar zu Damaskus besser, denn alle Wasser in Israel, daß ich mich drinnen wüsche und rein würde?“ Der Barada, der alte Fluß Amana, ist noch heute der ganze Stolz des Damaszeners. Nicht die im Inwendigen oft mit Künsten von „Tausend und eine Nacht“ gezierten Häuser der edlen Geschlechter, nicht deren säulengetragenen haushohen kuppelgewölbten Säle mit ihren Marmor- und Alabastersteinen, von deren Wänden alle Kunst Arabiens herunterschaut, weisen der Stadt nach seiner Ansicht die erste Stelle unter den Städten des Morgenlandes zu, sondern die täglich hindurchströmenden quellfrischen Wasser des nahen Antilibanon. In sieben Armen durcheilt der Barada die Stadt. Ja, noch mehr! Kein Haus giebt es in Damaskus, dem er nicht einen lebendigen Springbrunnen gäbe. Der treue Freund der Damaszener will an ihnen nicht nur flüchtig vorübereilen, nein, er verweilt, er tritt in jedes Haus, er besucht die Menschen mit ihren Kindern. Er bringt ihnen täglich frische Grüße vom Gebirge. Er tränkt sie und erquickt sie, er erfüllt ihre Gärten mit Fruchtbarkeit, und dann erst eilt er wieder hinaus in die Wüste, um unterzugehen im heißen Sande, als wäre ihm nach dem Abschied von Damaskus das Leben nicht mehr lebenswert. So ist der Fluß allerorten ein unentbehrlicher Hausfreund, der selbst am heißesten Sommertage Frische und Kühlung mitbringt, nicht nur im reichen Patrizierhause, wo er als Springbrunnen die alabasterne Schale füllt und in marmornen Rinnen wieder hinauseilt,

Damaskus von dem Dorfe Salhije aus gesehen.

sondern auch in der schmutzigsten Gasse, im Hause des Armen, wo er das niedrige Stübchen im kleinen Kanal durchrauscht und mit geschwätzigem Murmeln belebt.

Hier in Damaskus, abendländischer Wandersmann, befindest du dich noch im Herzen des Morgenlandes. Nichts von dem Wagengerassel eleganter Equipagen, wie in den Straßen von Alexandrien und Kairo, nichts von europäischen Quartieren mit breiten sauberen Straßen wie in der Pyramidenstadt, hier befindest du dich im echten unberührten Orient. Zwar der schrille Pfiff der Lokomotive tönt seit 1894 auch vor Damaskus so gut wie vor Jerusalem. Aber abendländische Sitten sind damit noch keineswegs in die strenge am Alten festhaltende Chalifenstadt eingezogen. Die Lokomotive kommt einem hier vor wie ein ungeheurer Anachronismus, wie ein unverschämter Eindringling aus einer fremden Welt. Kein Fabrikschlot entweiht noch den blauen orientalischen Himmel. Hier herrscht noch der rote Tarbusch auf dem Haupte des Mannes, und das Erscheinen eines europäischen Hutes erregt Aufsehen.

Welch eine Fülle von orientalischen Bildern, wenn du einen Gang machst durch die prächtigen weltberühmten Bazare von Damaskus! Überrascht bleibst du bald hier bald dort stehen, während du durch die hoch überwölbten Straßen dahinschlenderst, und bewunderst die mannigfaltigen Erzeugnisse des orientalischen Gewerbefleißes. Hier sind die verschiedenartigsten Stoffe der ausgezeichneten Seiden- und Baumwollenmanufaktur, die über 4000 Webstühle in der Stadt beschäftigen, dort die kolossalen Chane der Teppichhändler, deren Vorräte zum Teil weit von Persien her geführt worden sind. Hier sind die weithin berühmten Lederarbeiten der Sattler von Damaskus, mit ihren perlenbesetzten, silber- und goldbeschlagenen Zäumen und Sattelzeugen, dort die mannigfaltigsten Ausstellungen von kunstvoll gearbeiteten Waffen aus alter

und neuer Zeit, wiewohl die Kunst der alten Waffenschmiede der berühmten Damaszener Klinge längst in die Gegenden von Samarkand ausgewandert ist und der heutige Damaszener Waffenhändler sich mit guten Solinger Klingen zufrieden giebt. Hier stehst du vor dem Bazar der Früchtehändler mit allen nur denkbaren Arten eingemachter Früchte, und dort vor den Kaufbuden der im ganzen Orient berühmten Zuckerbäcker von Damaskus. Hier fesseln dich die prächtigen Farbenzusammenstellungen der Webereien und der Tuche für Männeranzüge, dort sind die Schätze Indiens aufgestapelt: kostbare Sammete und Damaste, Gold- und Silberbrokate, welche in großen Karawanen hierhergeführt werden. Denn noch immer hat der Karawanenhandel hier eine mächtige Ausdehnung. Wenn eine Karawane von 5000 Kamelen ankommt, die in den riesigen Chanen von Damaskus Unterkunft finden, dann scheint die halbe, etwa 120 000 Einwohner zählende Stadt auf den Beinen zu sein. Jeder will an der Quelle kaufen, um mit dem Erstandenen weiterhin Handel zu treiben bis nach Bagdad und bis zum heiligen Mekka.

Natürlich bietet auch das Straßenleben ein durch und durch orientalisches Bild. Alle Farben, die Gott geschaffen, weiß der Damaszener für seine Kleidung in geschmackvoller Zusammenstellung zu verwenden. Die Haremsfrau dort zwar, die dem begegnenden abendländischen Christen fast regelmäßig einen sehr unzarten Fluch aus zarten Lippen nachsendet, zeigt nichts von Farbe. Sie ist von Kopf bis zu Fuß in ein weites weißes Tuch eingehüllt, um nichts von ihrer Person den unwürdigen Blicken der Mitwelt preiszugeben, während sie zu Fuß oder zu Esel durch den Bazar wandert, um ihre Einkäufe zu machen. Oft sieht man auch mit geheimem Wohlgefallen einen martialischen Beduinen aus der Wüste auf feurigem Schecken dahintänzeln, seine baumlange Lanze spielend über dem Kopfe drehend. Oder man sieht das bunte

Gemisch der Gäste eines arabischen Kaffeehauses, wo sie auf niedrigen Schemeln hockend ihren Mokka schlürfen, Wasserpfeife rauchen und einem Wunderdinge erzählenden Barden lauschen. Am meisten aber merkt man, daß man tief im Herzen der muhammedanischen Welt ist, wenn man in eine der 300 Moscheen der Stadt tritt. Denn Damaskus ist zugleich eine berühmte Gelehrtenstadt in der Welt des Islam, und wenigstens ein Schimmer ist geblieben von jener längst vergangenen Blütezeit unter den Ommayaden, wo einst im achten Jahrhundert unter dem kunstliebenden Zepter dieser größten Dynastie, welche das arabische Volk hervorgebracht hat, Kunst und Wissenschaft, Poesie und Geschichtsschreibung, muhammedanische Theologie und Schriftgelehrsamkeit eine sonst nie erreichte Glanzperiode erlebten. Auch prächtige Bauten erstanden unter der freigebigen Hand des edlen arabischen Fürstengeschlechtes. Ein Schrei tiefen Schmerzes ging durch die ganze muhammedanische Welt und gewiß auch durch die Herzen aller europäischen Kenner von Damaskus, als im Jahre 1893 die Kunde durch die Welt ging, daß sein glänzendster Bau, die gewaltige Ommayadenmoschee plötzlich in Rauch und Flammen aufgegangen sei. Ursprünglich ein heidnischer Tempel, dann vom Kaiser Arkadius ums Jahr 400 zu einer christlichen Kirche ausgebaut, war die Moschee von den Ommayaden mit allem Glanz und aller Pracht der hochentwickelten Kunst ihrer Zeit geschmückt worden. Noch sehe ich sie lebhaft vor mir, die hohen Porphyr-, Marmor- und Syenitsäulen, die das Gewölbe trugen, die Hunderte von köstlichen Lampen, die an kunstvollen Ketten vom Gebälk herabhingen, die erhabenen korinthischen Säulenhallen, welche den äußeren Hof umschlossen. Aber all diese Pracht vergangener Jahrhunderte ist nun für immer in ein Grab von Feuerflammen hinabgesunken.

Und wie viel andere Trümmer alter und ältester Zeiten

mögen auch sonst noch unter dem Boden dieser Stadt begraben sein! Manche biblische Nachricht würde dadurch eine interessante Beleuchtung finden. Schon in uralten Tagen war ja Damaskus der bedeutendste Handelsplatz des Ostens. Schon David legte eine Besatzung in die Mauern der Stadt. Vor zwei und einem halben Jahrtausend schon stellte der israelitische König Ahab bei einem Friedensschlusse die Bedingung, daß den israelitischen Kaufleuten gestattet sein sollte „Gassen zu machen", d. h. einen eigenen Bazar für ihren Handel in Damaskus zu errichten. Auch Elia und Elisa haben die große Handelsstadt im Norden besucht. Und zur Zeit Christi, als längst der größere Teil des Judenvolkes Palästina verlassen und sich über die ganze Welt zerstreut hatte, gab es in dem mit Juden am reichsten gesegneten Syrien kaum eine Stadt, die eine größere Judencolonie hatte als Damaskus. Berichtet uns doch Josephus, daß bei den Tumulten des jüdischen Krieges 10000 bis 18000 Juden daselbst an einem Tage niedergemetzelt worden seien.

Diesem Umstand war es auch zunächst zu verdanken, daß sich das junge Christentum, das sich anfangs immer nur an das Judentum anlehnte, rasch auch hierher verbreitete. Insbesondere hatten sich seit der Verfolgungszeit, die sich an die Steinigung des Stephanus anschloß, viele Christen nach Damaskus geflüchtet. Denn hier, ferne von Jerusalem, glaubten sie sich vor den Verfolgungen des Hohenrates und des Paulus sicher. Ja, hier muß sich sogar die größte Schar der Flüchtlinge niedergelassen und rasch einen steigenden Einfluß auf die zahlreiche, geistig freiere Judenschaft gewonnen haben. Denn sobald Paulus die Spuren des Nazareners in Jerusalem vertilgt zu haben glaubte, war es sein erster Gedanke, sein Werk in Damaskus, als dem gefährdetsten Punkte, fortzusetzen und auch hier den neuen Glauben mit eiserner Gewalt zu unterdrücken.

Der Aufbruch nach Damaskus.

Im Jahre 37 unserer Zeitrechnung reiste auf der Straße von Jerusalem nach Damaskus Paulus, der Bevollmächtigte des Hohenrates, an der Spitze einer kleinen Schar von Genossen gegen Norden. Sie kamen durch Galiläa, wo der Nazarener, dessen letzte Spuren sie jetzt von der Erde austilgten, noch vor wenigen Jahren am See Tiberias Tausende und aber Tausende um sich versammelt hatte. Jetzt war es wieder totenstill an den freundlichen Seeufern. Kein Jesus machte dem weisen und fürsichtigen Rat in Jerusalem mehr zu schaffen. Und Paulus glaubte sich berufen, sein Werk vollends für alle Zeiten zu vernichten.

Paulus war damals ein Mann in den besten Jahren. Denn wenn er sich im Anfang der sechziger Jahre im Philemonbriefe einen alten Mann nennt, so muß er zur Zeit der von ihm geschürten und geleiteten Verfolgung ein Mann von dreißig bis vierzig Jahren gewesen sein*). Von seiner Heimat

*) Das Wort „Jüngling", das Ap.-Gesch. 7, 57 von Paulus gebraucht wird, hat im Orient noch heute einen sehr weiten Begriff und kann recht gut einen Mann im kräftigsten Mannesalter bezeichnen.

Tarsus in Cilicien war er vor kurzem nach Jerusalem gekommen, wo er in seiner Jugend schon einmal gewesen zu sein scheint. Er war voll Begeisterung für seine väterliche Religion und fand an hingebendem Glaubenseifer in ganz Jerusalem nicht seinesgleichen. Er zog daher bald die Augen der ersten Männer seines Volkes auf sich. Eine glänzend begabte Natur, ein kühner, scharfer Denker und Dialektiker, vor allem ein unbeugsamer Charakter, schien er zu den größten Hoffnungen zu berechtigen (Gal. 1, 14). Mit diesen Eigenschaften verband er ein zartes, empfindliches Gewissen. Und seine späteren Schriften (z. B. Röm. 7) lassen uns deutlich erkennen, daß dieser groß angelegten Natur von frühe an die schmerzlichsten inneren Kämpfe nicht erspart geblieben sind. Je ruheloser und erschrockener oft sein Gewissen war, desto peinlicher suchte er alle Synagogenvorschriften aufs gewissenhafteste zu erfüllen und durch fromme Glaubenswerke den fehlenden inneren Frieden zu erringen.

In Jerusalem hatte er sich als Kleinasiat der Synagoge der Libertiner angeschlossen. Hier nahm er bald eine bevorzugte Stellung ein, nicht nur wegen seines höheren gesellschaftlichen Ranges als römischer Bürger, welcher damals sehr begehrt war (Ap.-Gesch. 22, 28), sondern auch wegen seiner hervorragenden Begabung und seines mit einer eisernen Willenskraft ausgerüsteten Charakters. Er schien berufen zu sein, in künftigen Zeiten eine bedeutende Rolle im jüdischen Volke zu spielen.

Da brach der erste scharfe Konflikt mit der bisher geduldeten Christengemeinde aus. Paulus selbst war während der öffentlichen Wirksamkeit Jesu nicht im Lande gewesen, sondern in seiner Heimat Tarsus. Er scheint Jesus nie persönlich gesehen und gehört zu haben, wiewohl er früher nach Ap.-Gesch. 26, 4 seine Jugenderziehung in Jerusalem genossen hatte. Er hatte seine Reden im Tempel nicht gehört, er

hatte auch das „Kreuzige!“ nicht mitgerufen. Pfingsten war jedenfalls vorüber, als Paulus wieder ins Land kam. Mit Staunen sah er das Überhandnehmen der Christengemeinde mit ihrer ihm ganz fremdartigen Bewegung. Mit Entrüstung hörte er es, daß sie — selbst Juden — dem jüdischen Glauben in immer schärferer Opposition entgegentraten. In seiner Libertinersynagoge, deren Angehörige aus den verschiedensten Weltgegenden stammten, aus Cyrene in Nord-Afrika, aus Egypten, von den Abhängen des Taurus, aus dem prokonsularischen Kleinasien (Ap.-Gesch. 6, 9), wurde oft über die verderbliche neue Sekte gesprochen. Heftiger wurde die Stimmung, als selbst aus ihrem Kreise der Libertiner Männer wie Stephanus zu den Christen übergingen. Es kam auf demselben Tempelplatz, wo vor etlichen Jahren noch Jesus mit den Schriftgelehrten gekämpft hatte, zu scharfen Debatten. Die Libertiner griffen die Christen wahrscheinlich an. Aber diese wußten sich gut zu verteidigen. Namentlich der Diakon Stephanus, der gleich den Libertinern über griechische Bildung verfügte, ein begeisterter Prediger, der für das Volk etwas Hinreißendes hatte, trat ihnen als ebenbürtiger Kämpfer gegenüber. Sie verteidigten die Position des alten Judentums, er die des jungen Christentums. Man weiß, wie es bei solchen Disputationen geht. In der Hitze des Gefechtes wird oft ein Mann durch die Herausforderung aller Gegengründe gegen den anderen und aller Konsequenzen des eigenen Standpunktes selbst erst ganz klar über sich selbst, so daß er sich gedrängt sieht, mit voller Offenheit und Kühnheit auszusprechen, was er bisher nur zu denken gewagt hatte. Man denke nur an das Religionsgespräch zwischen Luther und Eck in Leipzig, wo Luther zum Entsetzen der Zuhörer nicht nur zum erstenmal ganz unumwunden aussprach, sondern wohl auch zum erstenmal mit voller Deutlichkeit erkannte, daß ihm der römische Papst keine entscheidende Autorität mehr sei. So

ging es auch dort in Jerusalem. Die Libertiner setzten dem Stephanus hart zu. Einer seiner schärfsten Gegner mag wohl der schlagfertige feurige Paulus gewesen sein. Stephanus wurde durch die Einwürfe der Gegner dazu gedrängt, in klaren unumwundenen Worten zu erklären, daß im Neuen Bunde das Alte Testament erfüllt sei und damit die Judenreligion jede Berechtigung vor Gott verloren habe. Das war jüdischen Ohren unerträglich. In ihrer Wut griffen sie zu einer plötzlichen Volksjustiz und widerlegten den Stephanus, da es mit Gründen nicht möglich war, durch Totschlagen. Paulus scheint dabei als eine Art von Kommissar des Hohenrates fungiert zu haben. Aber geistige Mächte lassen sich eben nicht mit Steinen totschlagen. Das sollte auch Paulus bald genug erfahren.

Zunächst stand er in der vordersten Reihe der Verfolger. Dieser neue Glaube schien ihm der Gipfel der Thorheit zu sein. Von einem Toten und nun gar einem schimpflich Gerichteten das Heil der Welt zu erwarten! Für einen gebildeten Israeliten war das Urteil über die Sache entschieden, wenn er nur ins Gesetz hineinschaute. Da stand klar und deutlich geschrieben: „Verflucht ist jedermann, der am Holze hänget“ (5. Mos. 21, 23; Gal. 3, 13). Ein Verfluchter also war das Haupt des abtrünnigen Volkes.

Bald wurde Paulus die Seele der ganzen Verfolgung (Ap.-Gesch. 8, 3). Seiner Energie, seiner rücksichtslosen, unbeugsamen Entschlossenheit hatte es der Hoherat zu verdanken, daß Jerusalem in kurzer Zeit von Christen gründlich gesäubert war. „Er zerstörete die Gemeinde,“ sagt die Apostelgeschichte (8, 3). Paulus ging gründlich zu Werke. Wer nicht eiligst in die Wüste oder in andere Landschaften flüchtete, den wußte der Fanatiker mit seinen Spionen zu finden. Oft saß eine christliche Familie im vermeintlich sicheren Versteck beisammen. Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen und herein trat

Paulus, bewaffnet, von Söldnern begleitet, und riß sie ins Gefängnis. Kein Alter, kein Geschlecht wurde geschont. Der Mann schien ein Herz von Eisen und eine Stirn von Diamant zu besitzen. Keine Bitte vermochte ihn zu rühren. Und was nachfolgte, das steht nur zwischen den Zeilen der Schrift geschrieben. Es waren grausame Strafen, welche man über die Christen verhängte. Mit Kerkerhaft allein begnügte man sich nicht. Auch die schreckliche, blutige Geißelstrafe war noch nicht genug, gemordet mußten sie werden. Damals war es, daß der unerbittliche Paulus seine Hände mit dem ersten Märtyrerblut der christlichen Kirche befleckte (Ap.-Gesch. 9, 1; Ap.-Gesch. 26, 9; Gal. 1, 13). Wie viele Christen damals die Bluttaufe (Matth. 20, 22) empfingen, und sich, wie sich Paulus 1. Kor. 15, 29 in bewegter Erinnerung an die tiefen Eindrücke jener Tage ausdrückt: „taufen ließen über den Toten", wissen wir nicht. Sie sind es jedenfalls, die nachmals mit blutiger Gestalt vor seine Seele traten, wenn er in unaussprechlichem Weh klagte: „Der ich nicht wert bin, ein Apostel zu heißen, weil ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe."

In Jerusalem schien endlich die Arbeit beendigt. Aber Paulus war ein gründlicher Mann. So wenig er später ruhen konnte, bevor er das Evangelium bis ans Ende der Welt getragen haben würde, so wenig konnte er sich jetzt damit begnügen, das Werk Jesu nur in Jerusalem zerstört zu haben. Darum ließ er sich vom Hohenpriester, in dessen Gunst er hoch gestiegen war, amtliche Vollmachten an die Synagogenvorsteher in Damaskus geben, um dort, wo sich anscheinend die meisten Christen befanden, sein Werk zu vollenden.

Auf dem Wege nach Damaskus.

Christen in Damaskus Thor,
Die gezittert und gezaget,
Die ihr vor dem finstern Feind
Bebend auf den Knieen laget:
Der in Ketten und in Banden
Wegzuführen euch gedacht,
Ein Gefangner eures Königs
Wird er selbst hereingebracht.

Zum erstenmal begleiten wir nun den Mann, dessen Reisegefährten wir später so manchmal sein werden. Er durchzieht Samaria und Galiläa. Er berührt Cäsarea Philippi, wo einst der Herr zum erstenmal seinen Jüngern sein Leiden verkündigt hatte.

Die ganze Reise bis Damaskus dauerte ungefähr acht Tage. Eine solche Landreise zu Pferde oder zu Fuß, durch stille Landschaften, an tiefen Schluchten vorüber, an lieblichen Seegestaden entlang, über einsame Berge, stimmt die Seele besonders nach sturmbewegten Tagen zur Stille und zum Nachdenken. Der wilde Kampf der Vergangenheit schweigt. Man hält wieder Einkehr in der inneren Welt, die über der äußeren Aufregung so lange nicht zu Wort gekommen ist. Man hält wieder Zwiesprach mit jenem treuesten Freunde, der Gottesstimme im Gewissen, die nach Friede sucht.

Auch dem Paulus muß die Stille der Reise nach den stürmischen Ereignissen der letzten Wochen wohlthuend gewesen sein. Und doch, den inneren Frieden vermochte ihm die äußere Stille nicht zu geben. Er trug ja einen Stachel im Herzen, den er vergeblich los zu werden suchte, den er sich gerade durch seinen Widerstand nur noch tiefer ins Herz drückte. Sein ganzes vergangenes Leben mag wohl an ihm vorübergezogen sein, von seinen Jugendtagen in Tarsus an. Vor einigen Jahren war er wieder nach Jerusalem gekommen. Was ihn dazu trieb, das verraten uns seine Briefe deutlich. Sein banges Gewissen konnte keinen Frieden finden. Seine Sündennot drückte mit Zentnerslast auf seiner Seele. Paulus muß damals viele innere Kämpfe durchgemacht haben. Wie Luther im Kloster zu Erfurt muß er manchmal der Verzweiflung nahe gewesen sein. Der heiße Kampf mit seiner Sünde und dem Sündengesetze in seinen Gliedern muß die sittliche Kraft des Mannes zuweilen fast aufgerieben haben. Wir hören noch etwas davon heraus, wenn wir jenen Schrei des gequälten Gewissens in seinem Römerbriefe (Röm. 7) vernehmen: „Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Um so ernster suchte er es mit allem zu nehmen, um so strenger war er gegen sich selbst. Wie nachmals Luther von sich sagen konnte: „Ist je ein Mönch in den Himmel gekommen durch Möncherei, so wollt ich auch hineingekommen sein. Denn ich hätte mich, wo es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Beten, Fasten, Wachen, Frieren, Lesen und anderer Arbeit,“ so konnte er von sich sagen: „Ich nahm zu im Judentum über viele meines Gleichen in meinem Geschlecht und eiferte über die Maßen um das väterliche Gesetz.“ (Gal. 1, 14.) Aber was hatte ihm all die Selbstquälerei mit den pharisäischen Opfer-, Speise- und Waschgeboten geholfen, das sich Abmühen mit diesen „Gesetzeswerken“ oder mit diesen „kraftlosen und

dürftigen Kindergeboten", wie er sie später nennt? Den Frieden hatte er nicht gefunden, aber ein Sklave von Satzungen war er geworden, wie er denn später diesen ganzen Zustand unterm Gesetz eine Sklaverei nennt, gegenüber der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes."

In diesem Streben, alles zu thun, was Gott verlangte, hatte er sich auch in die Verfolgung der Christen gestürzt. Die zarten Regungen seiner empfindsamen Natur angesichts der weinenden Christen trat er mit eiserner Energie nieder. That er's denn nicht um Gottes Willen? Und so hatte er es mit blutendem Herzen über sich vermocht, Frauen und Kinder zu mißhandeln, zu strafen, einzukerkern, dem Tode zu überliefern.

Und nun? Und nun? War er glücklicher geworden durch seine Heldenthaten? Hatte er mehr Frieden, seitdem er mit blutbefleckter Hand schnaubend und drohend durchs Land stürmte? Die Friedlosigkeit war in ihm nur noch vermehrt worden bis zum Verzagen an sich selbst. Wohin war er gekommen! Während er auf seiner stillen Landstraße dahinritt oder ging, traten die Bilder der letzten Vergangenheit deutlicher vor seine Seele. Was für Auftritte hatte er nicht in dieser Zeit gesehen! Die Gestalt des edlen Stephanus mag zuerst vor seine Seele getreten sein. Seine Gründe und Worte hatten ihn, den gelehrten Pharisäer, nicht überzeugt. Aber die gewaltigste Predigt, die Stephanus jemals hielt, sein Tod, hatte einen tiefen Eindruck in seinem Gemüte hinterlassen, gegen den er sich vergeblich wehrte. Er hatte gesehen, was er bis dahin nie gesehen hatte, den seligen Heimgang eines durch Christum erlösten Gotteskindes. Unter den Steinwürfen seiner Feinde, verzeihend und betend, froh und selig gen Himmel blickend, so war er gestorben. Wer jemals, auch ohne an den Herrn zu glauben, ein solches Scheiden eines gläubigen Christen miterlebt hat, wo der

Heimziehende von ferne die Zinnen der Heimat zu erblicken scheint, den Leib sozusagen zurückwirft wie Elia seinen Mantel, um auf feurigem Wagen hinaufzueilen ins Vaterhaus, der kann ermessen, was für einen Eindruck das Sterben des Stephanus auf Paulus gemacht haben muß. Der wird verstehen, daß von diesem Augenblicke an ein Stachel in seine Seele drang, den er nicht mehr los werden konnte.

Aber auch andere Bilder traten vor seine Seele. Es waren die Christen, die er verfolgt, ja in den Tod getrieben hatte. Überall dieselbe Erfahrung! Sie schalten nicht, wenn er sie aus den Häusern schleppte. Die heißen Thränen der Mütter, wenn man sie gewaltsam von ihren Kindern riß, hinderten nicht, daß eine heilige Freude durch den Schmerz hindurchleuchtete, weil sie „zum Herrn" zu kommen hofften. Ihr freudiger Glaube, ihre unerschütterliche Hoffnung auf ihren Herrn schien niemals so groß und triumphierend zu sein wie da, wo sonst alle Menschenhoffnung aufhört, im Tode. Warum konnten diese armen Menschen so selig sterben? „Kannst du das auch?" so mußte er sich wohl fragen: „Bist du denn besser als sie? Hast du es denn zu einem solchen Frieden gebracht, der im Tode einmal die Probe bestehen wird?"

Dazu kam, daß sie niemals die Schrift lästerten, sondern gerade aus der Schrift mit den frömmsten Ausdrücken bewiesen, daß Jesus der erwartete Erlöser sei. Seine ärgsten Anstöße, daß ein am Holze Gehängter noch nach seinem schmachvollen Tode als Erlöser verehrt werden sollte, hatten sie ruhig mit den Worten des Jesaja (Kap. 53) entkräftet und im Anschluß daran ähnlich wie einst der Auferstandene gefragt: „Mußte nicht Christus also leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen?" Warum konnte er diese Dinge nicht vergessen?

In anderen Stunden bäumte sich wieder sein ganzer Trotz auf gegen eine so thörichte Lehre, als ob Gott seine

alten Verheißungen in dem schmachvollen Ende eines Gekreuzigten sollte gipfeln lassen. Thorheit! Diese ganze Abgeschmacktheit mit dem Jesus von Nazareth mußte endlich mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Diese bethörten Thoren sollten noch mit eisernen Gründen belehrt werden, daß ihr am Kreuze schmählich von Gott verlassener Jesus, dessen Leichnam man aus dem Grabe gestohlen hatte, nicht auferstanden, sondern tot und für alle Ewigkeit tot sei. Und dann beschloß er, sein blutiges Werk zu Gottes Ehre fortzusetzen.

Und doch kam er immer wieder ins Schwanken. Er mußte an den Urheber der ganzen Bewegung denken, den verhaßten Betrüger Jesus selbst. Es war doch eine beispiellose Liebe, die er sich in den Herzen seiner Anhänger gewonnen hatte. Und abgesehen von seiner falschen Lehre hatte ihm nie jemand etwas Böses nachgesagt. Wie ein großer Volkswohlthäter sollte er durchs Land gegangen sein. Und auch bei seinem Tode blieb manches rätselhaft. Wo war sein Leichnam geblieben? War er wirklich heimlich gestohlen? Ein so scharfer Beobachter wie Paulus wußte gut genug, daß der Tod sonst jedem Wahn und Betrug unbarmherzig ein Ende macht. Die Christen aber gingen für diesen Glauben freudig in den Tod. Für eine Lüge pflegt man doch sonst nicht in den Tod zu gehen, zumal wenn man durch einen einfachen Widerruf sein Leben retten kann. Was hatten diese Menschen von ihrem Glauben, als Verfolgung, Schmach und Tod? Und doch hielten sie daran fest. Sprach das nicht dafür, daß sie keine Lügner waren, daß sie wenigstens ehrlich glaubten, den Jesus als Auferstandenen gesehen zu haben und ihn nach ihrem Tode in einer besseren Welt wiederzusehen? Und wo hatte er in seinem eigenen Volke einen so freudigen, begeisterten, heroischen Glauben gefunden? Waren

sie alle Lügner? Wenn's nun doch wahr wäre? Wenn dieser Jesus wirklich lebte?

Paulus suchte diese Gedanken zu vertreiben. Aber manche Gedanken kommen wie die verjagten Fliegen immer wieder, so oft man sie auch verscheucht hat. Er mochte versuchen, an anderes zu denken. Aber nach wenigen Minuten fand er sich plötzlich wieder auf derselben Fährte. Vergeblich suchte er wider den Stachel zu löcken.

Wir haben damit den Gedankengang zu verfolgen gesucht, der in jenen Tagen in der Seele des Paulus immer wiedergekehrt sein muß. So setzte er seine Reise fort, und immer mehr wurde ihm selbst der innere Zwiespalt offenbar, in welchem er sich seit einiger Zeit befand, der Stachel, gegen den er sich immer weniger mehr mit der alten Kraft zu wehren vermochte.

Der letzte Reisetag war herbeigekommen. Der Hermon mit seiner schneebedeckten Kuppel lag bereits hinter den Wanderern. Auf der prächtigen Landstraße nahten sie sich der Stadt Damaskus. Schon sah Paulus in der Ferne die stolze Stadt mit ihren Türmen, von der heißen Mittagssonne bestrahlt, im Kranze der Gärten daliegen. Da plötzlich, am hellen Mittag, ein seltsames Glänzen und Leuchten! Vom Himmel herab scheint ein helles Licht, flammender als der sonnige Tag. Es umleuchtet ihn, so wie es vor etlichen Jahren nicht weit von hier die Jünger bei der Verklärung Jesu gesehen hatten.

Wie geblendet starrte Paulus einen Augenblick in das blitzende Licht. Aber nur einen Augenblick. Im nächsten Momente lag der trotzige Wandersmann mit dem zerrissenen Herzen und dem zweifelnden Gemüte auf der Erde. Blitzschnell mag ihm der Gedanke durch die Seele gegangen sein: „Nun endlich muß sich's lösen!“ Schweigend lag die Gestalt des Paulus am Boden.

Jetzt redet der Unbekannte. Er nennt ihn mit Namen: „Saul! Saul! Was verfolgest du mich?“

„Herr, wer bist du?“ so tönt's aus beklommener Brust von der Erde herauf.

„Ich bin Jesus, den du verfolgst. Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken!“

Paulus lag wie vom Donner gerührt. Also doch! Er lebte! Er lebte! Es war kein Betrug. Blitzschnell durchfliegt sein Geist die Konsequenzen der nie geglaubten Wahrheit. Ein Sturm erschüttert seine Seele. Was hatte er gethan! Wohin war er geraten! Gottes Sohn, den Messias, hatte er verfolgt! Ihn, auf den er lebenslang mit dem ganzen brennenden Verlangen eines rechten Israeliten gewartet hatte, ihn hatte er verfolgt! Wie betäubt, kaum noch eines Wortes fähig, zitternd und zagend wagt er noch ein Wort: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?“

Da sprach der Herr zu ihm: „Stehe auf! Gehe in die Stadt! Da wird man dir sagen, was du thun sollst.“

Die Männer, die den Paulus begleiteten, hatten wie erstarrt dabei gestanden. Denn sie hörten eine Stimme und sahen doch niemand.

Jetzt richtete sich Paulus wieder auf. Er hatte seine Augen vor Schreck geschlossen gehabt. Als er sie wieder öffnete, war er geblendet. Seine Augen hatten den flammenden Lichtglanz nicht ertragen können, wie man am hellen Mittag nicht in die Sonne sehen kann, ohne geblendet zu werden. Seine Begleiter mußten ihn führen. Denn er selbst konnte vom Wege nichts mehr sehen. Er dachte kaum daran. Was kümmerte er sich um seiner Augen Licht! Seine Seele hatte, während er tappend an ihrer Hand der Stadt näher kam, nur noch für zwei Gedanken Raum. Der eine hieß: „Er lebt! Es ist alles wahr, was die Christen gesagt haben!“ Und der zweite lautete: „Und ich habe ihn verfolgt!“

An Damaskus.

Nun, Herr, den du erkoren haſt,
Den ſalbe ſelber du!
Du legſt auf ihn des Amtes Laſt,
Gieb auch die Kraft dazu!
Du, König, wollſt den Hirten,
Den deine Hand uns gab,
Belehnen, ſchmücken, gürten
Mit Mantel, Ring und Stab.

An den üppigen Gärten von Damaskus vorüber, dort, wo heute das anmutige Myrtenwäldchen ſteht, wurde Paulus in die Stadt hineingeführt. Er hörte das Rauſchen und Brauſen des Barada-Fluſſes neben der Straße. Er hörte, wie die Tritte dumpfer wurden zwiſchen den Häuſern und auf dem Straßenpflaſter. Er hörte das Lärmen und Rufen in den Gaſſen der geſchäftigen Handelsſtadt. Bald bogen ſeine Begleiter rechts, bald links ab, bis ſie zu der Straße kamen, welche man damals „die gerade Straße“ („die richtige“ überſetzt Luther) nannte, und deren heutiger Namen darb el mustakim noch dieſelbe Bedeutung hat. Dieſe Straße führt zum Oſtthor hinaus. Bude ſteht an Bude, und der ganze hundertgeſtaltige Verkehr des Groß- und Kleinhandels drängt ſich durch dieſe Gaſſe. Einſt hat dieſe Straße anders ausgeſehen. Ausgrabungen der letzten

Jahrzehnte haben eine große Zahl von Säulen zu Tage gefördert, die einst die hundert Fuß breite „gerade Straße“ zu beiden Seiten eine Stunde weit begleiteten und dieselbe daher zu einer besonderen Zierde der Stadt machten.

Zwischen diesen Kolonnaden hindurch ging Paulus vorsichtig an der Hand seiner Begleiter. Die Leute machten gerne Platz. Es war ja ein Blinder und augenscheinlich ein angesehener Blinder.

An einem der Häuser machten sie nach mehrfachem Fragen Halt. Es war das Haus des Juda, vermutlich eine jüdische Herberge, in welcher Paulus einkehren wollte. „Hier ist das Haus!“ riefen die Begleiter dem Geblendeten zu. Willenlos folgte er ihnen. Unsicheren Schrittes setzte er den Fuß über die Schwelle. Er ließ sich in seine Kammer bringen. Hier blieb er allein.

Wohl plätscherte draußen in dem weiten inneren Hofe der vom Barada gespeiste Springbrunnen. Wohl rauschte der Abendwind einladend durch die Zweige der Cypressen und Citronenbäume, wie sie vielfach in den Höfen der Häuser von Damaskus stehen. Aber Paulus dachte nicht daran, seine trockene Zunge zu erquicken, sein brennendes Auge zu kühlen. Wohl kam der Gastfreund, um den müden Wandersmann mit Speise und Trank zu laben. Aber er wies jedes Labsal, jede Nahrung zurück.

Drei Tage lang blieb er so in der Stille. Was in diesen drei Tagen durch seine Seele gegangen ist, das können wir nur aus einigen Stellen seiner späteren Briefe vermuten. Es war ein tiefes Leid, Reue, Buße wegen seines unseligen Irrtums, tiefe Beschämung über die unverdiente Erbarmung Gottes. In der blendenden Glorie hatte er Christum selbst gesehen (1 Kor. 15, 8). Ihm, dem Verfolger, hatte er die letzte Ostererscheinung zugedacht. Und seine Worte voll freundlichen lockenden Ernstes klangen ihm fortwährend in

den Ohren. Er verachtete ihn nicht, den thörichten Verfolger, er zerschmetterte ihn nicht, nein, er rief ihn zu sich, er wollte ihm sagen lassen, was er thun solle. „Aber mir ist Erbarmung widerfahren!“ so jubelt er noch in späterem Alter, „der ich nicht wert bin, ein Apostel zu heißen“, „mir dem allergeringsten unter allen Heiligen“, „einer unzeitigen Geburt“ — wie bin ich's wert, ich der ich mit blutbefleckter Hand hierher gekommen bin, um die Gemeinde Gottes zu zerstören! Nicht wert! Nicht wert! so rief es immer wieder durch seine Seele. Und ein großer, heiliger, über sein ganzes Leben entscheidender Entschluß arbeitete sich allmählich aus seiner erschütterten Seele heraus, und der hieß: „Wieder gut machen!“ Sein Leben schuldete er fortan, wie er sich ausdrückt, diesem Herrn. Er mußte seine Verfolgung, an die er lebenslang nur mit tiefstem Weh denken konnte, wieder gut machen durch Predigt des Evangeliums. „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte!“ so ruft er später noch aus (1. Kor. 9, 16).

Draußen in der „Geraden Straße“ wogte drei Tage lang der rauschende Verkehr der mächtigen Handelsstadt. Araber und Römer, Griechen und Mesopotamier, Juden und Perser trieben ihr Wesen und schlossen ihre Geschäfte ab. Nachts ertönte Musik und Gesang vom Ufer des Barada her, auf dessen Brücken vielleicht wie heute zuweilen Lampions hingen, deren roter Schein freundlich in den dunkeln Wellen glitzerte, und über dessen eilenden Wassern vielleicht damals wie heute auf Pfählen gebaut die Vergnügungslokale eine fröhliche Menge versammelten. Die Sterne kamen gezogen, der Mond ging auf, der Lärm der Straße verstummte, tiefe Stille lagerte über dem schlafenden Damaskus, die lange Nacht ging hin und kam zweimal wieder, — aber dem Mann in der einsamen Kammer im Hause des Juda war es, als gehe ihn der Wechsel der Zeit nichts mehr an. Er flehte

zu seinem Gott und wartete, bis er ihm Licht sandte, bis ihm gesagt würde, was er thun sollte.

Am dritten Tage kam ein dem Paulus unbekannter Mann ins Haus. Paulus hörte, wie er nach seinem Namen fragte, wie ihn der Gastwirt hereinführte ins Zimmer.

Als beide allein waren, trat der Fremde dicht vor ihn, redete ihn freundlich an wie ein längstbekannter Bruder, als wüßte er alles, was geschehen war. „Lieber Bruder Saul!“ sprach er, „der Herr hat mich gesandt, der dir erschienen ist auf dem Wege, auf dem du herkamst, daß du wieder sehend und mit dem heiligen Geiste erfüllt werdest.“ Da fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Er war wieder sehend und sah dem Anania ernst, tiefbewegt ins Gesicht wie einer der vom Grabe erstanden ist und nun zum erstenmale wieder Gottes goldene Sonne begrüßt. Bruder! Bruder! so klang es ihm zum erstenmal aus dem heiligen Kreise der christlichen Kirche entgegen, so redete auch er den Mann an, der ihm wie ein Bote Gottes gekommen war. Auch dem Anania mag es wie ein Traum vorgekommen sein, den gefürchteten Verfolger so vor sich zu sehen.

Was die beiden Männer mit einander geredet haben, wird uns nicht berichtet. Wer von beiden mehr zu fragen hatte, Anania, der bisher vor Paulus gezittert hatte, oder Paulus, welcher mit brennendem Verlangen mehr von dem Herrn zu hören wünschte, mag unentschieden bleiben. Jedenfalls eröffnete ihm Anania jetzt, was ihm der Herr aufgetragen hatte. Es war die Antwort auf die erschrockene Frage des Paulus auf der Straße vor Damaskus: „Was soll ich thun?“ die ihm Anania brachte. Wie zu einem der großen Propheten mag Paulus zu ihm aufgeschaut haben, als er ihm verkündigte, was sein neuer Gebieter über ihn beschlossen hatte. „Du bist dem Herrn,“ so sprach Anania, „ein auserwähltes Rüstzeug, daß du seinen Namen trageſt vor den Heiden und vor

den Königen und vor den Kindern von Israel. Er wird dir zeigen, wie viel du leiden mußt um seines Namens willen."

Tiefbewegt hörte Paulus diese Botschaft von seiner Sendung hinaus unter die Völker. Wer will ihm nachfühlen, was in jener Stunde durch seine Seele ging? Soeben als der heftigste Verfolger der verhaßten Christen angekommen, — und jetzt schon zum Apostel geweiht, zum Reichsbannerträger Jesu Christi, mit dem Auftrag, den Namen vor Fürsten und Völker zu tragen! Wenn ein König nach der Schlacht seinen besiegten Feind vertrauensvoll zu seinem ersten Feldherrn machte, dieser könnte nicht mehr erstaunt, nicht höher geehrt sein als Paulus in jener Stunde. Tief mag der bisherige Feind sein Haupt gebeugt haben, als wär's seine ernste Ordinationsstunde, als würde jetzt schon die ganze Last eines Völker- und Weltbischofs auf ihn gelegt mit der ernsten Versicherung: „Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen." Er mag sich damals gelobt haben, diese erhebende Instruktion und diese ernste Vokation mit Treue und Leidensgehorsam zu erfüllen bis in den Tod. In jener Stunde hat Paulus seinem himmlischen König den Fahneneid geleistet. Und der große Reichsbannerträger Jesu Christi hat seinen Eid treu gehalten, bis zu jenem Tage, wo sich einst dasselbe Haupt, das sich jetzt senkte unter der segnenden Hand des Anania, dem Schwerte des Henkers beugte in der fernen Welthauptstadt Rom.

Und nun führte Anania den neuen Jünger wahrscheinlich ein in die christliche Gemeinde von Damaskus, derentwegen er mit so ganz anderen Absichten hierher gekommen war. Es muß eine Stunde voll Jubel und Dank gegen den Herrn für die Gemeinde gewesen sein, als nun der grimmige Verfolger vor ihnen stand als einer der Ihren, als er sich zum erstenmale umschlossen fühlte von dem warmen Hauch der christlichen Liebe und mit gleicher Liebe, voll dankbarer Freude, den

Geschwistern entgegenkam. Und er ließ sich von ihnen, dem Anania zumal, immer wieder erzählen von Jesu, den er so finster gehaßt, der ihm erschienen war, vor dem sich jetzt sein ganzes Wesen beugte. Sein Verlangen, von Jesu zu hören, war überaus groß. Es war dies der kurzgedrängte Taufunterricht des Katechumenen aus dem Munde der frohbewegten Gemeindeglieder, so kurz wie nach einiger Zeit beim Kämmerer vom Mohrenland.

Dann kam die Taufe. Noch ehe er irgendwelche Speise zu sich genommen hatte, mußte er den entscheidenden Schritt thun, mußte er ganz seinem Herrn angehören. Die Gemeinde ging wohl mit hinaus zum Baraba. Da standen sie unter den hohen Silberpappeln des Flusses in froher Schar, wie einst die Taufscharen, die sich an den grünen Ufern des Jordanstromes in Jesu Gegenwart hatten taufen lassen. Silberklar eilten die Wellen vorüber, droben in den hohen Wipfeln flüsterte der Wind heimlich, und die Gemeinde fühlte es, daß noch ein anderer unsichtbar unter ihnen weilte, er, der vor drei Tagen dem Täufling sichtbar erschienen war. Noch einmal mag hier Anania dem Paulus den Auftrag seines Herrn mit ernsten Worten verkündigt haben. Er gab ihm die Fahne Jesu Christi in die Hand, um sie hocherhoben durch die Welt zu tragen. Er überreichte ihm den Hirtenstab, um zu weiden die Schafe Jesu Christi unter vielen Völkern. Er drückte ihm die Märtyrerkrone aufs Haupt mit den Worten: „Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen.“

Dann stiegen sie hinein in den Fluß. Anania taufte diesen Großen und Gewaltigen im Reiche Gottes und in der Geschichte der Menschheit im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Welch ein auserwähltes Rüstzeug er taufte, das sich der Herr auf den seltsamsten Wegen

gesucht hatte, das hat auch Ananias in jener Stunde kaum von ferne geahnt.

Paulus blieb einige Zeit in Damaskus. Alsobald, wohl schon am nächsten Tage, ging er in die Synagoge, wo er nach der Ankündigung seiner vom Hohenrat mitgegebenen Begleiter erwartet wurde. Er fragte nicht nach den Gefahren, vor denen ihn seine neuen Brüder vielleicht warnten. „Alsbald fuhr ich zu und besprach mich nicht mit Fleisch und Blut," sagt er im Galaterbriefe (Kap. 1, 16). Er wollte so bald wie möglich vor den Juden Farbe bekennen. Eines langen Studiums über das Wesen des Christentums brauchte er zu diesem Bekenntnis nicht. Was man selbst erlebt hat, dafür braucht man nicht erst Beweise zu suchen.

Das war eine Überraschung für die Juden in Damaskus, als Paulus als Christ in ihrer Synagoge auftrat! Seine Reisebegleiter, die Synagogenvorsteher und Rabbiner, die Gemeindegenossen hörten den energischsten, rücksichtslosesten Feind der Christen, der mit Vollmachten zu deren Ausrottung auch hierher gekommen war, mit Begeisterung und hinreißender Überzeugungskraft reden von Jesu dem Auferstandenen. „Ich habe ihn selbst gesehen und gehört!" das mag immer wieder durch seine Worte hindurchgeklungen haben.

Diese erste Predigt des Paulus, die bald durch die ganze Welt klingen sollte, mag wie das erste Aufwachen des Windes gewesen sein, der, zum Sturme angewachsen, das ganze römische Imperium durchbrausen sollte. Es tönte durch sie hindurch der Posaunenhall des neuen Lebens, dessen Herold er für viele Völker werden sollte.

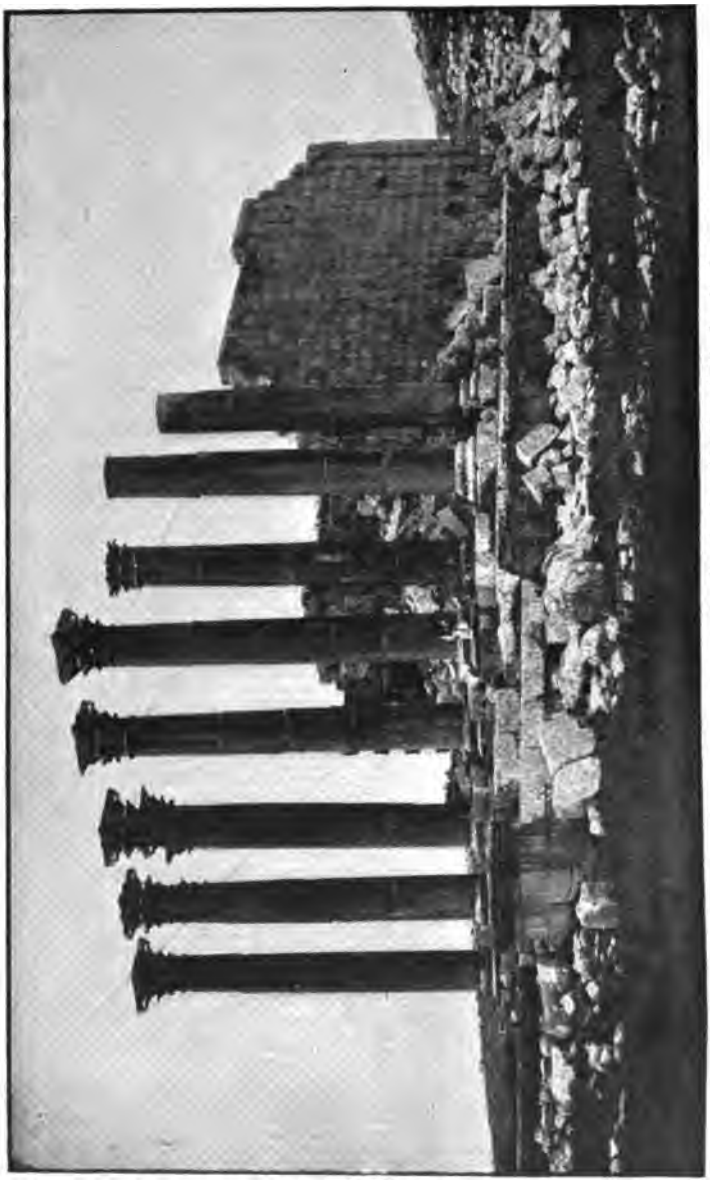
Und dieser ersten Predigt folgten noch viele andere. Paulus wuchs von Tag zu Tag sichtlich mehr hinein in seine neue Aufgabe. Sein Wort wurde von Tag zu Tag immer mächtiger, seine Beweisführung aus der Schrift immer schlagender. Er hatte nicht umsonst die Schulen der Juden

besucht. Er war ein gewandter Dialektiker und ein gründlicher Schriftkenner. Und alle diese Gaben stellte er nun in den Dienst des heiligen Geistes. Er wußte seine Gegner oft gewaltig in die Enge zu treiben, und am Schlusse der Disputationen war er wie einst Stephanus immer derjenige, der als Sieger auf dem Platze blieb mit seinem Zeugnis: „Dieser ist der Messias, der erwartete Erlöser und Heiland!“ (Ap. Gesch. 9, 22). Am Abend aber, wenn die junge Gemeinde nach des Tages Arbeit beisammen war, um das Brot zu brechen und Gemeinschaft im Herrn zu pflegen, da war Paulus meist [nicht der Gebende, sondern der Empfangende. Hier ließ er sich erzählen und immer wieder erzählen aus dem Leben und von den herrlichen, königlichen Worten des Herrn, von denen ja auch einige nur durch Paulus auf uns gekommen sind (z. B. Ap. Gesch. 20, 35). Denn er hat selbstverständlich die Thatsachen aus dem Leben Jesu nicht erst nach drei Jahren bei seiner Zusammenkunft mit Petrus (Gal. 1, 18) erfahren, sondern hier in dem für ihn lebenslang unvergeßlichen Jüngerkreise zu Damaskus, in dessen Mitte er endlich jenes Friedens mit Gott froh wurde, den er früher mit heißem Bemühen durch Eifern um alle pharisäischen Satzungen vergeblich gesucht hatte.

Nach Arabia.

Irrlichter flackern durch die Nacht —
So irrt die Welt im Dunkeln,
Indessen hoch in stiller Pracht
Die Sterne Gottes funkeln.
Ihr heilig Licht, es wanket nicht,
Glänzt hell durch alle Zeiten.
In Not und Tod soll dein Gebot,
Herr Gott, als Stern uns leiten.

Nach „etlichen Tagen“ (Ap.-Gesch. 9, 19), worunter wir nach griechischem Sprachgebrauche einige Wochen, aber auch einige Monate verstehen können, finden wir den neubekehrten Paulus wieder auf der Reise (Gal. 1, 17). Da wandert er eines Morgens zwischen den prächtigen Gärten im Südosten von Damaskus auf der Straße, die nach Arabien führt. An den dunkelgrünen Hainen, den quellfrischen Brunnen und fruchtbaren Baumgärten vorüber, folgte er wohl dem Laufe des Barada, von den Segenswünschen der Christen in Damaskus geleitet, denen er in der kurzen Zeit unvergeßlich teuer geworden war. Dann zog er ohne Zweifel nach Süden oder Südosten, die Provinz des Herodes Philippus, die Jesus vor etlichen Jahren zur Zeit der ersten Leidens-



Ruinen des Sonnentempels von Gerasa (Dscherasch) im Ostjordanlande.

ankündigung und Verklärung besucht hatte, durchwandernd, hinaus nach Arabien.

Unter diesem Arabien haben wir wahrscheinlich das Nabatäerland zu verstehen, welches vom Süden des Toten Meeres an jenseits des Jordans ganz Syrien wie ein Gürtel umklammerte.*) Hier regierte der König Aretas. Dieser lebte mit Herodes Antipas, dem Mörder des Täufers und Richter Jesu, in bitterer Fehde, weil dieser die Tochter des Aretas um der Herodias willen verstoßen hatte. Bei dieser Spannung zwischen dem Landesfürsten Arabiens und dem benachbarten jüdischen Tetrarchen war Paulus hier um so sicherer vor den Nachstellungen der Juden. Denn deren Feindschaft hatte ohne Zweifel den nächsten Anstoß dazu gegeben, daß er sich nach Arabien zurückzog.

Der Weg von Damaskus nach dem Nabatäerlande führte den Paulus wahrscheinlich nach Süden. Dann durchwanderte er die fruchtbaren Gebiete von Batanäa und der Dekapolis. Er berührte manche stolze Stadt, in welcher griechische Kultur blühte. So mag er durch Gerasa, das heutige Dscherasch, und Philadelphia, das heutige Amman, beide in der Dekapolis, gekommen sein, wo heute noch, wie unsere Bilder zeigen, die herrlichen Ruinen in schweigender Pracht in einem zur Wüste und Einöde gewordenen Lande stehen. Schon Muhammed stand tief ergriffen vor ihrer hehren Schönheit. Heute ist's still geworden in dieser und den anderen blühenden Städten, die Paulus damals berührt haben mag, und durch deren Gassen der ganze Handel Arabias so mächtig pulsierte. Die einzigen lebenden Wesen, die ab und zu ihren Blick verständnislos zu der Schönheit der alten Säulen aufheben, sind Tscherkessenhorden und einsame Hirten, die ihre Schafe und Ziegen durch die schweigenden Tempelräume treiben.

*) Vgl. im Anhange die kleine Karte der Vierfürstentümer.

Aber je weiter Paulus nach Süden kam, desto mehr führte schon damals ebenso wie heute der schweifende Beduine das Regiment. Nur die starke Hand Herodes des Großen hatte hier seit kurzer Zeit mehr Ordnung zu schaffen vermocht. Es war ein bergiges Land, das Paulus durchzog, seit den Tagen der alten Moabiter mehr zur Viehweide geeignet, als für Landbau und Waldkultur. Baumlos dehnen sich dort die Bergzüge bis in den fernsten Süden vor dem Auge aus. Das Bild des Nebo, wo einst Mose ins heilige Land hinüberschaute, und des Arnonthales, in dessen Nähe einige Jahre vor dieser Wanderung des Paulus Johannes der Täufer seine letzten Tage auf Machärus*) zugebracht hatte, mögen dem Leser eine Anschauung von dem Charakter jenes Gebirgslandes im Osten des Toten Meeres geben.

Man hat aus Gal. 4, 25 vermuten wollen, daß Paulus bis zum Sinai hingewandert sei, weil er dort den arabischen Namen des Gebirges Hagar (d. i. Stein) erwähnt. Aber aus einer bloßen Bekanntschaft mit dem arabischen Namen kann man einen so kühnen Schluß unmöglich ziehen.

Auch daß Paulus hier in Arabien, abgesehen etwa von gelegentlichen Unterredungen, berufsmäßig gepredigt und missioniert hat, ist nicht wahrscheinlich. Die Geschichte schweigt gänzlich von irgend welcher Gemeindebildung in dieser Gegend. Und wenn Paulus (Gal. 1, 23) von seinem ersten Auftreten in Damaskus sagt, daß er alsbald zufuhr und Christum verkündigte, so schließt das doch gewiß nicht aus, daß nachher noch eine Zeit der Stille und inneren Wachstums gefolgt sei. Auch Paulus redet in seinen Briefen niemals von Gemeinden, die er in Arabien gegründet habe. Vielmehr deuten alle Spuren der Geschichte darauf hin, daß Paulus

*) Vgl. Schneller „Evangelienfahrten" den Abschnitt: Des Täufers Gefängnis und Tod.

nach seiner Bekehrung im Jahre 37 noch etwa sechs Jahre lang in der Stille lebte und wartete, bis ihn sein Herr selbst auf sein Arbeitsfeld berief.

Ruinen des Sonnentempels in Gerasa.

Und liegt denn darin etwas Auffallendes? Nach einer so plötzlichen Bekehrung, die eine so durchgreifende Umgestaltung

seines ganzen inneren Lebens, aller seiner Ansichten, Überzeugungen und Lebensziele mit sich brachte, mußte es geradezu eine so tiefe Natur wie die des Paulus in die Stille ziehen. Hier in der Einsamkeit, wie sie so viele Gottesmänner des Alten Testaments von Mose und Elia an gesucht hatten, mußte es ihm geradezu ein Bedürfnis sein, sich in die neue Welt, die ihm in Christo aufgegangen war, hineinzufinden und sich betend und forschend immer tiefer in dieselbe zu versenken.

Arabien war hiefür in mannigfacher Hinsicht ein besonders geeigneter Aufenthalt. So war es ihm hier in Nabatäa besonders leicht, sein tägliches Brot zu verdienen. Denn hier, wenn irgendwo im Morgenlande, blühte die Zunft der Zeltwirker, welche den ganzen Bedarf an Zelten für die Tausende von Nomaden der benachbarten Wüste zu liefern hatten. Und gerade die Zeltwirkerei hatte Paulus gelernt, wie denn nach alter Sitte jeder Rabbiner neben seinem Gelehrtenberufe noch ein Handwerk zu lernen hatte. In seiner Heimat hatte dem Paulus gerade dieses Gewerbe besonders nahe gelegen. Die zahlreichen Ziegenherden der ciliciſchen Berge lieferten in Menge die nötigen Haare, aus welchen die Grobweber von Tarsus Zelte, Mäntel und Säcke verfertigten und auf den Markt brachten. So wurden auch hier von den rings umher liegenden Bergen die schwarzen Ziegenhaare von den Beduinen an die Grobweber verkauft. Und diese verarbeiteten dies Material zunächst zu dicken Schnüren und Bändern und hieraus wieder zu jenem für Sonne und Regen gleich undurchdringlichen Stoff, aus welchem die Nomaden der Wüste seit Jahrtausenden ihre beweglichen Häuser bauen.

Zugleich eignete sich aber dies Handwerk auch mehr als viele andere zum stillen Nachdenken und Sinnen. Auch unser tiefsinniger Kirchenliederdichter Tersteegen hat sich ja

viele Jahre lang von ſeinem bewegten Berufe zurückgezogen, ſich der ſtillen Arbeit des Bandwebens gewidmet und in dieſer Zeit ſeine ſchönſten Lieder gedichtet.

Morgenländiſche Tracht.
(Aus Dr. Farrars Leben Jeſu.)

So haben wir uns denn den ſpäteren Völkerapoſtel in jener Zeit ähnlich zu denken, wie wir noch heute manchmal die Zeltwirker dort am Rande der Wüſte geſehen haben. Ein einfacher Webſtuhl ſteht da, an Pflöcken ſind die langen Schnüre befeſtigt. Sein Rabbinertum hatte er ganz an den Nagel gehängt und war ein einfacher Handwerker geworden, der von ſeiner Hände Arbeit lebte. Er wollte nicht mehr Lehrer, ſondern Schüler ſein. Und der Meiſter, dem er zu Füßen ſaß, war derjenige, der ihm vor Damaskus erſchienen war.

Komm, freundlicher Leſer, laß uns einmal ſtille hinzutreten zu dem einfachen Webergerüſte des Paulus, an dem er drei Jahre lang in Arabien gearbeitet hat. Da ſteht oder ſitzt er und ordnet die ſchwarzen Bänder, zwiſchen denen er die Spule hin und her fliegen läßt, um ein Zelt zu weben. Er trägt orientaliſche Kleidung, und zwar wahr-

scheinlich nach der Landessitte der Beduinen, unter denen er lebt, ein faltiges weißes Gewand, das mit einem Ledergurt um den Leib festgeschnallt ist, auf dem Haupte den Turban oder das mit dem Agal festgebundene malerische Kopftuch. Der Mantel liegt während der Arbeit zur Seite. Es ist ein nachdenkliches, ausdrucksvolles Gesicht, in das wir schauen, von schwarzem Barte umrahmt. Ein helles Adlerauge schaut kühn und offen unter der ernsten Stirn hervor, hinter welcher hohe Gedanken zu wohnen scheinen.

Paulus hatte gewiß eine kräftige Natur. Aus einigen wenigen Stellen hat man zwar folgern wollen, daß er ein schwächlicher Mann war. Aber das ist doch sehr unwahrscheinlich. Ein Mann, der nachmals ein Viertel-Jahrhundert hindurch fortwährend von Land zu Land über wilde und rauhe Gebirge, durch einsame Steppen und Wildnisse gereist ist; ein Mann, der Verfolgungen, Hunger und Durst ertragen, in Frost und Hitze unermüdet durchs Morgenland und Abendland gewandert ist; ein Mann, der auf stürmischer See mehrere Schiffbrüche mitgemacht und einmal mitten im tobenden Sturme Tag und Nacht auf einsamer Planke im brausenden Meere umhergeschwommen ist; ein Mann, der Jahre lang in Gefängnissen zugebracht hat, und doch im letzten Augenblicke noch in Rom ungebrochen sich mit den kühnsten Entwürfen trägt, um auch die ganze übrige Welt vollends seinem himmlischen Könige unterthan zu machen, ein solcher Mann muß eine ganz gewaltige Natur und eine seltene Widerstandsfähigkeit besessen haben. Selbst von dem Augenübel, das man bei ihm vermuten wollte, findet sich nirgends eine Spur. Und vollends gar die Epilepsie, die man ihm angedichtet hat, um daraus (in allem Ernst!) die Erscheinung des Herrn vor Damaskus, jenen Höhepunkt und Wendepunkt seines Lebens, und andere Offenbarungen, wie z. B. die, von der er 2. Kor. 12 redet, zu erklären, hat lediglich im Kopfe

derer beſtanden, welche in ihrer tötlichen Verlegenheit die größten Thatſachen des Chriſtentums, die Auferſtehung des Herrn, die Erſcheinung Jeſu vor Damaskus, durch nichts beſſer „wiſſenſchaftlich“ erklären können, als durch Epilepſie und Viſionen.*)

Dieſe zwei- bis dreijährige Zeit der Stille im fernen Arabien, fern von dem aufgeregten Treiben der jüdiſchen Parteien und auch der um ihre Exiſtenz ringenden Chriſten, muß für Paulus ungemein wohlthuend geweſen ſein. Die ſtürmiſchen Tage der Vergangenheit lagen hinter ihm wie ein Traum. Die Einſamkeit ward jetzt ſeine rechte Hochſchule, nachdem ihn ſeine bisherigen Schulen ſo gänzlich irregeführt hatten. Was er vornehmlich ſtudierte, das war die heilige Schrift. Ein Exemplar der Pſalmen und Propheten hatte er wohl mitgenommen. Überdies wußte er das Meiſte auswendig. Hier wurde er zu jenem geiſtvollen tiefblickenden Schrifttheologen als welcher er heute noch vor der chriſtlichen Kirche als ihr erſter Lehrer ſteht. Mit wie anderen Augen ſah er jetzt hinein in das heilige Buch! Früher lagen die prophetiſchen Schriften vor ihm wie eine ſchöne Landſchaft, über welcher noch die nächtliche Dämmerung liegt; Ahnung des Göttlichen, aber noch kein klarer Einblick, Durchblick und Überblick. Jetzt lag die helle goldene Frühlingsſonne darüber, die Offenbarung Jeſu Chriſti. Früher war ihm gerade der Herzſchlag des Alten Teſtamentes, das Geheimnis der Erlöſung durch den durch Leiden zur Herrlichkeit gehenden Meſſias ein Buch mit ſieben Siegeln geweſen. Jetzt eilte er mit dem neuen Lichte

*) Renan iſt ſogar in der glücklichen Lage, ſelbſt ſo einen „Anfall“ wie Paulus vor Damaskus gehabt zu haben und zwar auf einer Reiſe bei Byblos, und beſitzt die Naivität, mit ſeinem Anfall das Ereignis von Damaskus erklären zu wollen. Es war bei Paulus nach ſeiner geiſtreichen Anſicht „ein fieberhaftes Delirium“ oder ein Sonnenſtich oder ſo etwas, was ihn bekehrte.

Der Berg Nebo.

von Prophet zu Prophet und gewann immer neue überraschende Erkenntnisse. Hier fesselte ihn eine Weissagung auf Christum, dort fand er mit Verwunderung die Berufung aller Völker und Heiden ins Reich Gottes. Dieser letztere Gedanke fesselte den späteren Heidenapostel ganz besonders. Staunend erkannte der bisher so engherzige Pharisäer, daß die Lehre von der Universalität des Heils längst im Alten Testamente enthalten war, von der allerersten Verheißung des Abraham an, daß in ihm gesegnet werden sollten alle Nationen der Erde, bis zu der Verheißung des letzten Propheten: „Da soll dann kommen aller Heiden Trost" (Haggai 2, 8). Es war dem Paulus, als hätte er ein neues Geheimnis gefunden, das seiner Lebensarbeit eine ganz neue Richtung geben mußte. Bis in sein Alter wird er nicht müde, dies „Geheimnis" zu preisen, das die Welt nie gewußt und nie gefunden hätte ohne Gottes Offenbarung, daß nämlich „alle Dinge zusammen unter ein Haupt zusammengefasset würden in Christo," Heiden und Juden, ja alles was im Himmel und auf Erden lebt (Eph. 1, 10).

Und immer tiefer blickte er damit hinein in den herrlichen Zusammenhang der christlichen Wahrheiten. Die große, überwältigend große Wahrheit, daß Gott die Liebe sei, und zwar für alle Menschen, nicht nur für die Juden, weitete ihm das Herz von Tag zu Tag mehr. Es wurde ihm sonnenklar, daß Gott die ganze Welt selig machen wolle durch Christum, und daß es ein verhängnisvoller Irrtum seiner Landsleute sei, die Teilnahme an dieser Gnade abhängig zu machen von der Erfüllung äußerlicher jüdischer Ceremonialgesetze. Nicht um die jüdische Synagogen-Gerechtigkeit, um die er sich früher in endlosen Gewissensängsten umsonst abgequält hatte, handelte es sich mehr, sondern um die neue Gerechtigkeit, die rechte Verfassung vor Gott, in die der erlöste Christ durch den heiligenden Geist Gottes gebracht

Thal des Mödschib, des alten Arnon.

wurde. Und diese rechte Verfassung war dann erreicht, wenn in einem Christenleben alles nur noch aus einem Grundtone ging, aus dem der Liebe. Fortan gab es für den Christen keine Gebote der Opfer, Zehnten, Fasten, Waschungen, diese ärmlichen Übungen, mit denen er bisher hatte gerecht werden wollen, sondern nur noch das eine königliche Gesetz der Liebe, die aus dem Glauben fließt. Mit Jubel begrüßte Paulus den neuen Lebenstag der Erkenntnis, wie späterhin Martin Luther, als ihm nach anderthalb Jahrtausenden die Schriften dieses selben Paulus in die Hände fielen und er im Gegensatz zu der kirchlichen Werkgerechtigkeit das süße Wort von der Gerechtigkeit aus dem Glauben wiederfand. Und oft, wenn Paulus ergriffen in die Tiefen dieser neuen Erkenntnisse hinabschaute oder wenn ihn in dieser Zeit sein Herr neuer Offenbarungen würdigte (Gal. 1, 12), mag er anbetend empfunden haben, was er nachmals im Römerbriefe, vor einer solchen tiefen Wahrheit stehend, ausgerufen hat: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? Oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.“ (Röm. 11, 33).

So wurde denn diese mehrjährige Stille für den Apostel zu einem gesegneten Patmos voll hoher Gottesoffenbarungen, zur einsamen Sakristei, in welcher der Mann sich vorbereitete, der vor der ganzen Welt Jahrtausende lang predigen sollte, dessen Lebenswerk ein sonst verdächtiger Lobredner, Renan, „das größte Ereignis der Weltgeschichte“ genannt hat. Es war die Frühlingszeit im Leben des Paulus. Damals fuhr der Frühlingsodem des heiligen Geistes belebend und beseligend über die Fluren seines inwendigen Lebens, um einer Zeit nie geahnten Früchtetragens die Bahn zu bereiten. Es waren

die schönen Zeiten der ersten Liebe! So ganz ging sein inwendiges Leben in Christo auf, daß es gar nicht mehr sein eigenes Leben war. Christus lebte in ihm (Gal. 2, 20). Der alte Paulus war in der Taufe in Damaskus begraben (Röm. 6, 4), ein neuer war in Christo auferstanden. Die Vergangenheit lag hinter ihm wie eine Nacht, der Tag war herbeigekommen, der große Tag des ewigen Lebens. Seine ganze Lebensanschauung war im Vergleich zu früher vollständig umgekehrt. Was ihm früher als höchster Gewinn in der Zukunft winkte und lockte, glänzende Laufbahn, Beifall der Hohenpriester und Synagogen, das lag hinter ihm wie ein wüster Traum, und vor ihm lag das sonnenhelle Land der Gemeinschaft mit Christus, dem Sohne Gottes. Alle jene Ziele, denen er früher mit seinen Freunden nachgejagt hatte, achtete er, wie er sich ausdrückt, jetzt für Kot, wie einer, der nicht mehr im Kote sucht, wenn er ein Feld voll blitzender Diamanten vor sich sieht. (Phil. 3, 8.)

Oft mag er sich an seinem Webstuhl nachdenkend auch in jenes Wort versenkt haben, das ihm sein Herr in Damaskus in seine Vokation geschrieben hatte: „Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Heiden und vor den Königen und vor den Kindern von Israel.“ Je lichter sich ihm der große Gedanke Gottes enthüllte, die ganze Welt durch Christus zu retten, desto begeisterter erfaßte er die große ideale Aufgabe der Weltmission. Und nun verstand er auch den Sinn seiner eigenen Lebensgeschichte in ganz neuem Lichte. Wie merkwürdig hatte ihn Gott von frühester Kindheit an für den Beruf eines Völkerapostels vorbereitet! Ein Petrus, ein Johannes war dafür lange nicht in demselben Maße geeignet. Gewiß hatten sie die höchste Herzens- und Geistesbildung empfangen, deren ein Mensch fähig ist. Denn sie hatten über zwei Jahre lang den täglichen Umgang mit dem Sohne Gottes genossen. Aber

sie waren vom Fischerkahn am See Genezareth hinweg berufen worden. Sie hatten niemals die Landesgrenze Palästinas überschritten. Sie konnten sich, wie auch die Apostelgeschichte zeigt, nur schwer ganz von der anerzogenen jüdischen Verachtung der anderen Nationen, der Heiden, losmachen. Es gelang ihnen ganz erst dann, nachdem ihnen ein anderer darin Bahn gebrochen hatte. Paulus aber hatte von Kind auf in Tarsus, einer der berühmtesten Hochschulen der damaligen griechischen Welt, gelebt. Er hatte da auch die schönen und edlen Seiten des griechischen Geistes würdigen lernen und so von Hause aus ein weiteres Herz für die weite Gotteswelt auch unter den anderen Völkern mitgebracht. Er konnte als Freund zu den Heiden kommen, als einer, der sie verstand, der ihnen auch nötigenfalls mit ihren eigenen Waffen entgegentreten konnte. Er konnte als einstiger heftigster Verfolger der christlichen Kirche auch die Feinde Jesu verstehen und sich in ihre Lage versetzen, und eben deshalb um so mehr als ein gewaltiger Prediger und erfahrener Seelsorger ihre Herzen überwinden und erobern. So war er denn wie prädestiniert für den einen großen begeisternden Gedanken, der sein ganzes späteres Leben ausfüllte, daß nicht, wie so viele jüdische Elemente der ersten Christengemeinde glaubten, nur Juden oder Juden gewordene Heiden, sondern alle, alle Nationen ohne weiteres zum Heile in Christo berufen seien.

Dazu kamen noch einige nicht unwichtige äußere Umstände in seiner Lebensführung. Er war Inhaber des vielbegehrten römischen Bürgerrechts, das ihm überall ein gewisses Ansehen gab und das seinen meisten Stammesgenossen, jedenfalls den anderen Aposteln allen, fehlte. Das verschaffte ihm überall Eingang im römischen Reiche. Gleichzeitig aber war er jüdischer Rabbi, also befugt und gewohnt, in allen

Synagogen als berufener Lehrer aufzutreten. Das verschaffte ihm Eingang bei den Juden.

Zu alledem kam noch, daß er, entgegen der allgemeinen Sitte des Orients, unverheiratet war, sei es, daß er nie vermählt war, sei es, daß er Witwer war, wie man aus mehreren Stellen der Korintherbriefe vermuten könnte. Er hatte also die größte persönliche Bewegungsfreiheit, da er nicht für Weib und Kind zu sorgen hatte. Wohin immer ihn der Dienst des Evangeliums rief, dahin konnte er unverzüglich abreisen, ohne seine Angehörigen mit innerer Sorge allein lassen zu müssen. Er war ein „Kriegsmann, der sich nicht in Händel der Nahrung zu flechten" braucht, wie er einmal sagt. War er Witwer, so mag den Mann mit dem warmen, liebebedürftigen Gemüte früher sein vereinsamtes Leben oft zur Trauer gestimmt haben. Jetzt wußte er, warum ihm Gott die Einsamkeit auferlegt hatte. Er mußte frei sein fürs Evangelium.

In alledem erkannte Paulus die Leitung einer höheren Hand. Und es ist das Resultat vielfachen betenden Überdenkens seiner Lebensführung, wenn er im Galaterbriefe (Kap. 1, 15) von seiner Berufung zum Völkerapostel mit bewegtem Herzen sagt: „Es hat Gott gefallen, der mich von meiner Mutter Leibe an hat ausgesondert, daß er seinen Sohn offenbarete in mir, daß ich ihn durch das Evangelium verkündigen sollte unter den Heiden" (wörtlich übersetzt „Völkern").

So hatte Paulus wie nachmals sein großer Schüler Martin Luther im Kloster zu Erfurt eine Zeit heiliger Stille, in welcher er heranwuchs zum echten und rechten Doktor der heiligen Schrift, zum Lehrer des Evangeliums für Millionen, für Jahrhunderte und für Jahrtausende. Und wenn wir aller dieser stillen und doch so folgenschweren Vorgänge während des Aufenthaltes des Paulus in der arabischen

Wüſte gedenken, dann möchten wir wohl über jenes Arabia Peträa, „das ſteinige Arabien,“ wie es die Alten nannten, ausrufen: „O du unfruchtbare arabiſche Wüſte! Deine öden Striche ſoll niemand mehr unfruchtbar ſchelten, ſeitdem hier dieſer grüne Lebensbaum im Garten Gottes gewachſen iſt, an deſſen Früchten ſich ſeitdem die ganze Welt erquickt, dem Römerbrief, dem Korintherbrief, dem Philipperbrief und wie ſie ſonſt heißen. Du ſollſt uns nicht mehr als ein Land gelten, das von der Geſchichte der Welt abſeits liegen gelaſſen iſt, ſeitdem von deinen Höhen ſchweifender Beduinen jener Mann herniedergeſtiegen iſt, das auserwählte Rüſtzeug Gottes, um ſeinen denkwürdigen Eroberungszug für Chriſtus über die Welt anzutreten, jenen Zug, der unendlich folgenreicher und ſegensreicher geworden iſt, als der Heereszug irgend eines anderen Welteroberers, heiße er nun Alexander oder Cäſar oder Barbaroſſa.

Rückkehr aus der Wüste.

Fast drei Jahre hatte Paulus in der Wüste zugebracht. Jetzt kam die Zeit des Scheidens. Solche Zeiten einsamer Stille können wohl segensreiche Durchgangspunkte sein im Menschenleben, niemals aber Lebenszweck, wie später das Mönchtum gemeint hat. Ob Paulus volle drei Jahre in Arabia geblieben oder schon früher wieder nach Damaskus zurückgekehrt ist, geht aus Gal. 1, 18 nicht mit Deutlichkeit hervor. Dahin kehrte er nun zurück, wo er einst bekehrt und getauft worden war. Als ein Kind in Christo war er vor einigen Jahren aus den Mauern von Damaskus hinausgezogen, als ein Mann in Christo kehrte er zu der Gemeinde zurück, die ihn mit großer Freude in ihrer Mitte begrüßt haben mag.

Paulus ging sofort in die Synagogen und predigte. Und jetzt war seine Predigt noch etwas ganz anderes als vor einigen Jahren, wo er Christum erst seit ein paar Tagen gekannt hatte. Jetzt lag eine gereifte Mannesarbeit der inneren Durchbildung seines Glaubenslebens hinter ihm. Wie ein gewaltiger Gebirgsstrom, der endlich entfesselt ist, so floß seine überzeugungsmächtige Rede in der Synagoge dahin, aller Herzen aufs tiefste erregend, sei es zu Liebe, sei

es zu Haß. Was er in vielen Stunden der Einsamkeit gesammelt hatte, das kam nun abgeklärt, tief durchdacht aus dem Munde des gottbegnadigten Zeugen, erfrischend wie die quellfrisch von den Höhen des Antilibanon herabströmenden Fluten des Barada.

Aber je bedeutender die Persönlichkeit des Paulus war, je mehr seine Erscheinung auf dem Plane der christlichen Gemeinde einen ganz neuen Aufschwung und Zuwachs zu geben versprach, desto heftiger wurde der Zorn und Haß seiner früheren Freunde in der Synagoge, mit denen er vor drei Jahren das Christentum hatte ausrotten wollen. So erbittert waren sie, daß sie es sofort auf seinen Tod anlegten. Der Abtrünnige sollte die Mauern von Damaskus nicht mehr lebendig verlassen. Die Christen merkten die Gefahr. Die Lage war überaus ernst. Sie rieten dem Bedrohten dringend zur Flucht.

Aber auch auf der anderen Seite rüstete man sich für diesen Fall. Heimlich wurden Maßregeln getroffen, um den Paulus auf keinem Wege entkommen zu lassen. Der Statthalter des Königs Aretas, zu dessen Reich damals Damaskus gehörte, lieh den Juden hilfreiche Hand. Lauer und Spione wurden aufgestellt. Sämtliche Thore von Damaskus wurden bewacht, um den Flüchtling, ob auch verkleidet, einzufangen. Es schien kein Entrinnen mehr möglich. Und blieb Paulus in Damaskus, so wollte man ihn mit Hilfe der willfährigen Obrigkeit schon in die Hände bekommen.

Da kam den Christen zu guter Stunde ein rettender Gedanke. Sie erinnerten sich eines befreundeten, vielleicht einem Christen gehörigen Hauses an der Stadtmauer, von dem aus die Flucht heimlich bewerkstelligt werden konnte. Noch heute kann man in Damaskus und Jerusalem solche Häuser sehen, die so enge mit der Stadtmauer verbaut sind, daß ihre Fenster wie Fenster der Stadtmauer selbst aussehen.

Von einem solchen Hause aus, sei es vom Dache, sei es aus einem Fenster, kann man mittelst Stricken und Leitern auch ohne Stadtthor hinauskommen. Noch heute wird in Damaskus die Stelle an der Stadtmauer gezeigt, von der aus Paulus seine Flucht angetreten haben soll.

Es war wohl in später Nachtstunde, als mehrere Männer von der Christengemeinde, darunter wohl auch Anania, mit Paulus vorsichtig ans Fenster jenes Hauses traten. Ein Korb war an einem starken Tau befestigt. Still wurde Abschied genommen. Dann wurde Paulus in dem Korbe an der Stadtmauer herniedergelassen. Ein letzter Dank, ein letztes Lebewohl tönte wohl noch einmal aus dem Dunkel mit verhaltener Stimme zu den Freunden hinauf. Einige Schritte hörten die Zurückbleibenden noch, die von der Stadtmauer aus gespannt auf jedes Geräusch horchten. Dann verschwand der Flüchtling in der finsteren Nacht.

So kehrte Paulus der Stadt den Rücken, die er vor drei Jahren bestürzt, geblendet betreten, und in der er das Höchste gefunden hatte. Diese letzte Sturmesnacht von Damaskus hat er auch zeitlebens nicht vergessen. Noch nach achtzehn Jahren beschrieb er sie seinen Korinthern in seinem zweiten Briefe aus treuer Erinnerung (2. Kor. 11, 32). Noch manche andere Flucht, noch manche andere lebensgefährliche Verfolgung sollte Paulus in seinem Leben erfahren. Es war eben dies nur die erste Erfüllung jenes ernsten Wortes, das ihm der Herr schon bei seiner Bekehrung durch Anania hatte sagen lassen: „Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen.“

Der Nachtwind strich übers Land, während Paulus auf derselben Straße hinauswanderte, auf welcher ihm vor drei Jahren der Herr erschienen war. Tiefbewegt mag er an jener Stelle dieser unvergeßlichen Stunde seines Lebens gedacht haben. Sein Ziel war Jerusalem. Vor ihm erhob sich in

der Ferne die dunkle Gestalt des Hermongebirges, über dem sich der sternenbesäte Himmel wölbte. Dort war sein Meister einst verklärt worden. Und der ganze weitere Weg in den nächsten acht Tagen, den er äußerlich gerade so und innerlich doch so ganz anders zurücklegte wie vor drei Jahren, war jetzt für ihn erfüllt von den Spuren der Wirksamkeit des Herrn. So zog er am See Genezareth, Tiberias, Nain, Samaria vorüber, bis er etwa am achten Tage vom Skopus aus die heilige Stadt wieder vor sich liegen sah im schönen Kranze ihrer Berge. Was mag durch seine Seele gegangen sein, als er an Golgatha, als er an dem ihm so wohl bekannten Sterbeort des Stephanus vorüberkam! Wie anders war alles geworden, seitdem er zum letztenmale an diesen Stätten geweilt hatte! Als ein stolzer Feind an der Spitze der Verfolger war er ausgegangen, und als ein Flüchtling aus eben dieser verfolgten Schar betrat er die Thore Jerusalems wieder. Als ein Saulus war er hinausgezogen, als ein Paulus kam er jetzt wieder.

Auch in Jerusalem war vieles anders geworden. Kaiphas, der Mörder Jesu, war — wenn nicht schon früher — kurz nach der Abreise des Paulus nach Damaskus gestürzt worden, seitdem er den Rückhalt an seinem Freunde Pilatus verloren hatte. Und wenn er auch noch lebte, so hatte er doch keine Macht mehr in Händen. Ob er den einst so willfährigen Paulus jemals wiedergesehen hat? Ob ihm Paulus das Zeugnis wiederholt hat, das er einst als Hoherpriester am Karfreitag aus dem Munde Jesu vernommen hat? Wir wissen es nicht.

So viel ist gewiß, daß die grimmige Verfolgung in Jerusalem ausgetobt hatte, seitdem Kaiphas und Paulus weg waren. Man hatte jetzt andere Sorgen, als nur das Überhandnehmen der Nazarener. Der Kaiser Caligula hatte zum Entsetzen des Volkes angeordnet, daß sein Standbild im

Tempel Jehovahs aufgestellt werde. Römische Truppen waren einmarschiert ins Land, um den Willen des Kaisers mit Gewalt gegen die widerspenstigen Juden durchzusetzen. Schon begann jene Zeit, wo die seit alters geheiligten Burgen und Türme Zions in ihren Grundfesten erbebten, wo nach den Worten, die der Herr am Mittwoch der Karwoche drüben auf dem Ölberg gesprochen, die letzten Zuckungen eines sterbenden, dem Strafgerichte Gottes geweihten Volkes begannen. Und Paulus, dies alles sehend, mag sich bei aller Wehmut glücklich gepriesen haben, daß er nun eine bessere Hoffnung hatte als die, welche mit diesem Tempel und dieser Stadt für immer zu Grabe getragen werden mußte.

Die Christengemeinde hatte sich unter diesen Wirren ungestört ausgedehnt durch alle drei Provinzen des Landes. Viele Christengemeinden waren infolge des Märtyrertodes des Stephanus begründet worden. Und die Krönung der segensreichen Folgen aus der Verfolgungszeit war die Heimkehr des einst furchtbarsten Feindes als eines Jüngers Jesu Christi.

Paulus mag bei seiner Schwester gewohnt haben, welche in Jerusalem verheiratet war (Ap.-Gesch. 23, 16). Er versuchte sofort in herzlichen Verkehr mit den Christen zu treten. Aber die Gemeinde traute ihm nicht. Seine Gewaltthaten von vor drei Jahren waren noch mancher Familie in schrecklicher Erinnerung. Nur einer erkannte den Paulus tiefer als alle anderen und ahnte vielleicht schon etwas von seiner Bedeutung. Es war der edle Barnabas (Ap.-Gesch. 9, 27). Der führte ihn ein in den Kreis der Apostel und der Jünger. Und bald war auch die letzte Scheu gewichen. Der einst gefürchtetste Feind ward mit Dank gegen Gottes wunderbare Gnadenführung als Freund und Bruder willkommen geheißen.

Paulus blieb nicht lange in Jerusalem. Er suchte besonders Fühlung mit Petrus, während die anderen Apostel,

welche die neuen Gemeinden im Lande besuchten und leiteten, anscheinend gerade abwesend waren. Außer Petrus war von den Leitern der Gemeinde nur Jakobus, des Herrn Bruder, in Jerusalem anwesend (Gal. 1, 18. 19). Paulus ergriff auch die Gelegenheit, selbst auf diesem gefährlichsten Boden, gegenüber seinen früheren Genossen von der griechischen Synagoge der Libertiner offen Farbe zu bekennen (Ap.-Gesch. 9, 29). Aber sein kühnes Zeugnis für Christus gerade aus diesem Munde erbitterte seine ehemaligen Freunde so sehr, daß sie einen Anschlag auf sein Leben machten. Schon fing ja in Jerusalem jene Periode an, die bis zum letzten jüdischen Kriege immer schlimmer wurde, wo man jeden religiösen Zwist und Parteihader am liebsten durch Messer und Dolch zum Austrag brachte.

Die Gefahr war vorhanden, daß nicht nur Paulus meuchlings ermordet wurde, sondern auch, daß die kaum gedämpfte Flamme der Verfolgung dadurch zu neuer Glut angefacht wurde. Um nicht ohne Not zu provocieren, rieten ihm daher die Christen dringend, den gerade für ihn besonders gefährlichen Boden Jerusalems zu verlassen, auf dem sein Auftreten doch nur zu den heftigsten Szenen führen könnte, selbst wenn ihm nicht unmittelbar der Tod gedroht hätte. Sichere Männer gaben ihm zwei Tage lang das Geleite durchs Land bis nach Cäsarea. Sie hätten auf anderem Wege noch manche andere Christengemeinde in der Landschaft Judäa besuchen können. Aber so gerne es Paulus vielleicht gethan haben würde, er mußte eilen, um der drohenden Gefahr zu entgehen. „So blieb ich," wie er im Galaterbriefe sagt (1, 22), „den christlichen Gemeinden in Judäa von Angesicht unbekannt. Sie hatten aber allein gehöret, daß, der uns weiland verfolgte, der prediget jetzt den Glauben, welchen er weiland verstörete, und priesen Gott über mir."

Paulus verließ Jerusalem. Und mit dem Scheiden dieses

Mannes hört auch Jerusalem auf in der heiligen Schrift fernerhin Schauplatz der heiligen Geschichte zu sein. Noch einigemal wird es in wenig rühmlicher Weise erwähnt. Und dann folgt ein vielsagendes Schweigen über Jerusalem, hinter dem wir schon die Donner des kommenden Gerichtes rollen hören.

In Paulus aber war das Rüstzeug zubereitet, durch welches hauptsächlich fortan die ganze Welt zum Schauplatz der heiligen Geschichte des Reiches Gottes werden sollte. Israel hatte seine zwölf Apostel. Jetzt war der dreizehnte berufen, der Apostel der anderen Nationen, dessen Lebensarbeit die Arbeit der zwölf übrigen Apostel überwog. Selbst seine schwersten Verirrungen mußten nun nur dazu dienen, ihn um so fester zu machen in seinem Glauben und seinem Werke. Und auch für die abendländischen Völker mit ihrer kritischeren Eigenart war es gut, daß ihr Apostel der kritischste von allen war. Thomas war gewiß ein Zweifler, noch mehr als die anderen Apostel. Aber der allerungläubigste Thomas ist Paulus gewesen, der furchtbare Feind der jungen Kirche, welcher mehr denn irgend ein anderer gesprochen hatte: „Es sei denn daß ich ihn selbst sehe, will ich es nicht glauben.“ Und bis an sein Ende hat Paulus seinen ganzen Apostelberuf darauf allein begründet, daß er selbst den Auferstandenen gesehen hatte (Gal. 1, 1; 1 Kor. 15, 8). Der blutige Sonnenaufgang seiner Erscheinung im Neuen Testamente an der Leiche des Stephanus und der ihm nachfolgenden Opfer blieb ihm lebenslang ein Sporn, seine Fehler wieder gut zu machen durch Aufopferung seines ganzen Daseins für die Gemeinde, die er einst verfolgt hatte. Eine Christenverfolgung, an deren Spitze er stand, ist das erste, was wir im Neuen Testamente von ihm erfahren. Eine Christenverfolgung, deren edelstes Opfer er war, ferne im kaiserlichen Rom, ist das letzte Ereignis, in dem uns die Spur seines Lebens verloren geht. Und

dazwischen liegt ein Leben voll großer, weltbewegender Arbeit. Als eine kleine palästinensische Gemeinde hat er die christliche Kirche vorgefunden, als er sich bekehrte. Als eine Weltkirche hat er sie bei seinem Tode hinterlassen. Und auch nach seinem Tode wandelt er noch durch die weite Christenheit mit prophetischer Gestalt und apostolischer Autorität, sie wieder und wieder zu neuem Leben aufweckend mit seinem gewaltigen Wort vom Kreuz, das schon damals fast die ganze bekannte Welt durchhallte. Auch unter uns ist er, anderthalb Jahrtausende nach seinem Tode, als die Kirche Christi von neuem in das Joch pharisäischer Satzungen und verdienstlicher kirchlicher Leistungen geraten war, aufgestanden von den Toten, als seinem deutschen Nachfolger Dr. Martin Luther im Kloster zu Erfurt die Briefe des Paulus in die Hände fielen und ihm und der ganzen erstaunten Mitwelt wie eine neue Offenbarung sein gewaltiges Wort von der Rechtfertigung allein durch den Glauben zuriefen.

Der Name Damaskus aber wird der Kirche Christi zu allen Zeiten teuer und unvergeßlich bleiben. Freilich können wir, wenn wir an jene erste Christengemeinde denken, uns einer Wehmut nicht erwehren, wenn wir in unseren Tagen hinabschauen auf die herrliche Stadt. Äußerlich ist sie ja blühend und groß geblieben. Während die meisten, ja fast alle großen Weltstädte um sie her, Ninive und Babylon, Baalbeck und Palmyra, Memphis und Theben, in Staub und Trümmer gesunken sind, hat Damaskus etwas von der ewigen Jugend allezeit behalten. So oft sie belagert und erobert worden ist, von Mongolen und Mamluken, von Tartaren und Türken, aus den Flammen der Zerstörung hat sie sich immer wieder wie ein Phönix emporgehoben zu neuem Leben. Und selbst das geisttötende Regiment der Türken hat sie zwar weit von der einstigen Höhe herabgedrückt, aber nicht zu verderben vermocht. Aber ihr Leuchter ist weggestoßen

von seiner Stätte. Das Christentum, das einst so frühe hier Wurzel gefaßt, das in den Kirchen von Damaskus immer zahlreichere Scharen sammelte, dem hier noch im achten Jahrhundert der gefeiertste Lehrer der griechischen Kirche, Johannes Damascenus, erstanden ist, konnte keine dauernde Heimstätte hier behalten, weil das Salz der morgenländischen Christen dumm geworden war. Darum kamen gleich einem Sturm des Strafgerichtes die Scharen Muhammeds, schlugen die Kreuze von den Türmen und pflanzten den Halbmond darauf. Der blickt noch heute siegesbewußt herab auf die Stadt, in welcher einst der Apostel Europas berufen wurde. Dem wahren Christentum, das in den Bilder und Reliquien verehrenden Kirchen des Morgenlandes untergegangen ist, ist es ergangen wie dem Baradafluß, der jugendlich frisch und fröhlich anfängt und, nachdem er Damaskus durcheilt hat, bald in der Wüste versandet, im Sumpfe untergeht, ohne den herrlichen blauen Ozean Indiens zu erreichen.

Und doch, mit diesen trüben Bildern will ich nicht schließen. Heute stehen wieder evangelische Missionare an zahlreichen Orten durch ganz Syrien hin. Die amerikanischen Glaubensbrüder arbeiten daselbst in reichem Segen. Die Ursprünge des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem führen nach Damaskus und auf den Libanon zurück, wo im Jahre 1860 in wenigen Tagen wohl 10 000 Christen niedergemetzelt wurden. Tausende von Kindern des Libanon sammeln sich täglich in evangelischen Schulen. Und wer weiß, es kommt einmal wieder die Zeit, wo durch Damaskus und ganz Syrien das Evangelium laut erschallt, das einst nach schweren inneren Kämpfen in dieser einzig schönen Stadt ergriffen hat der große Reichsbannerträger Jesu Christi,

der Apostel Paulus!

Die erſte Predigt des Evangeliums am Mittelmeer.

Kennſt du das Land, wo die Zitronen blühn?
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht —
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Welcher Pilger, der einſt das gelobte Land beſucht hat, erinnerte ſich nicht mit Freude und Sehnſucht der anmutigen Hafenſtadt Paläſtinas, von der einen Seite umwogt und umbrauſt von der ewig heranſtürmenden See, auf der andern umfächelt von den balſamiſchen Düften der Tauſende von Orangen- und Zitronenbäumen? Die erſte Stadt iſt's, die der Ankömmling vom Schiffe aus an der Küſte des gelobten Landes erblickt. Und welch freundlicher, einladender Blick iſt es, den ſie bietet! Weiß wie ein friſch gebadeter Schwan, ſo taucht Jafa, eine der älteſten Städte der ganzen Welt, am Ufer des brauſenden Meeres empor und ſchaut von ihrem ſtattlichen Hügel wie eine Königin vom Throne herab auf das endlos wechſelnde Spiel der brandenden Wogen. Amphitheatraliſch ſteigen die weißen Häuſer zur Höhe hinan, und manche ſtattliche Palmenkrone hebt ihr Haupt hoch hinauf über die ebenen Dächer und wiegt ihre ſtolze Krone anmutig in dem ſanften Wind, der vom blauen Himmel und vom blauen Meere herüberweht, zum Zeichen, daß man die Geſtade des ſonnigen Palmenlandes erreicht hat.

Zwar die großen Dampfer hüten sich wohl, der gefährlichen Stadt zu nahe zu kommen. Einen zackigen Felsgürtel hat die spröde Seestadt um sich gezogen, einen Verderben drohenden Kranz von starren Klippen, die sich in weitem Halbkreise um Jafa her ziehen. Man kann sie vom Ufer oder von einem der ebenen Dächer der Stadt aus deutlich sehen. Denn die Wogen branden unaufhörlich mit weißem Gischt und Schaum um sie her, das Seebild ungemein belebend, im Sonnenglanze wie Tausende von fallenden Diamanten funkelnd. Kein Wunder, daß sich gerade an diese Klippenreihe die griechische Sage von der Andromeda geknüpft hat, der schönen zarten Königstochter, die hier auf einem der drohend aufragenden Felsen wehrlos an den harten Stein angeschmiedet saß, dem furchtbaren Seeungetüm zur Beute preisgegeben, bis sie der kühne Perseus befreite. Denn wehe dem Dampfer, der sich verwegen in diesen furchtbaren Bannkreis wagen wollte! Er würde an den Klippen zerschellen, gefräßige Haie würden die Seefahrer verschlingen, das schöne Schiff selbst würde wie einst die unglückliche Andromeda an die Felsen der Tiefe gefesselt, bis es der auch in Meeresgründen unaufhaltsame Zahn der Zeit in die Atome des Oceans aufgelöst hätte.

Aber welcher Palästinafahrer erinnerte sich nicht auch der anmutigen oder zuweilen auch ängstlichen Fahrt auf schwankem leichtem Nachen, der ihn von Bord durch den weiß schäumenden Klippenkranz ans Ufer des heiligen Landes trug! Acht bis zehn Ruderer von Jafa in ihren leichten weißen oder blauen Gewändern stimmen ihr frohes Seemannslied an, im Takte ihres Gesanges tauchen sie ihre Ruder mit nervigen Armen tief hinab in die dunkle Meerflut, und eilend fliegt das Schifflein dem schönen Strande zu. Das ist oft ein stolzer Anblick, wenn die 40 bis 50 Kähne nach Ankunft eines Dampfers ihre fast vermessene Wettfahrt zum Lande antreten, während von allen Seiten die Schiffer,

Jafa, das alte Joppe.

begierig die ersten zu sein, ihr lautes Haiho! über das frische brausende Meer dahin ertönen lassen. Da fliegen sie alle um die Wette durch die schäumenden Wellen, bald hoch auf dem Kamme der Woge, bald tief in den Wasserthälern verschwindend. Jetzt sind sie an dem schmalen Felsthor, dem einzigen 10 Meter breiten Engpaß der Klippenreihe, durch welchen sich die Nachen hindurchzwängen müssen. Felsen starren rechts und links wie Zähne des dräuenden Seeungetüms, die willkommene Beute zu zerschmettern. Und manchem Pilgersmann, der bis hieher unversehrt gelangt war aus ferner Heimat, ist hier angesichts des ersehnten Strandes, der wogenden Palmen, der freundlich winkenden Stadt dies Felsenthor zum Schreckensthor der finstern Unterwelt geworden. Jetzt ist unser Schifflein nahe vor dem Thore. Weiß brandet das Meer ringsum. Die Schiffer nehmen alle ihre Kraft zusammen. Ein gewaltiger Druck von zwanzig bis dreißig nervigen Männerarmen! Dann werden blitzschnell die Ruder eingezogen, damit sie nicht rechts und links an den Felsen zerbrechen wie Schilfrohr, — und pfeilgeschwind fliegt das Schifflein durch den weißen Schaum der Brandung. Bald schaukelt es jetzt in dem friedlichen blauen Fahrwasser, das innerhalb des Felsengürtels einen gesicherten Hafen für kleinere Schiffe bildet. Durch einen Wald von Masten und Segeln dieser kleineren Fahrzeuge gleitet man nun vollends ruhig hindurch bis ans Land.

Und welcher Palästinafahrer könnte vergessen, welchen anmutigen Gruß ihm das Land selbst bot! Wenn man die engen und schmutzigen und doch oft malerischen Gassen von Jaffa hinter sich hatte und hinaustrat in das Land, wo die Citronen blühn und im dunkeln Laub die Goldorangen glühn, wie umfing da die ganze Seele der wonnige wunderbare Zauber des Südens! Wie regte sich im tiefen Innern etwas von jener leidenschaftlichen Liebe zum Süden, die einen

faßt, unwiderſtehlich, unbeſchreiblich, um einen nie wieder loszulaſſen. Denn wer einmal den Fuß geſetzt hat auf jene ſüdlichen Geſtade, der kann ſie lebenslang nicht mehr vergeſſen, die blühenden Orangen, die tauſend goldenen Früchte zwiſchen aber Tauſenden von weißen Blüten, welche ihren berauſchenden Duft ſtundenweit hinausſtrömen über die Landſchaft, dem

Der Klippenkranz von Jafa. Im Hintergrunde die Dampfer.

geht lebenslang jenes Heimweh durch die Seele, von dem der Dichter ſingt:

Wem einmal ſich der Zauber
Des Südens offenbart,
Sein Leben lang im Herzen
Ein Heimweh tief bewahrt!
Das zieht und lockt ihn immer
Hinab zum goldnen Strand,
Hin, wo im warmen Schimmer
Glänzt das gelobte Land.

Petrus in Lydda.

Geht man von Jafa landeinwärts, der hohen Gebirgswand zu, auf deren Krone, dem Auge noch verborgen, Jeruſalem ſteht, ſo kommt man nach etwa dreiſtündigem Marſche in die Stadt Lydda.

Es war an einem Abend des Jahres 38 oder 39 unſerer Zeitrechnung, als ſich von der entgegengeſetzten Seite, vom Gebirge her, der Apoſtel Petrus dieſer Stadt nahte. Wir ſind dem Manne mit dem energiſchen Geſichte, den ernſten und doch freundlichen Blicken ſchon mehrere Jahre nicht mehr begegnet. Aber noch immer iſt er an der Spitze der jungen Kirche, der Fels auf dem Jeſus ſeine Gemeinde gründete. Viele Erfahrungen hat er jetzt hinter ſich, die ihm und den anderen Apoſteln in erhebender Weiſe ſagten, daß Jeſus „bei ihnen war alle Tage“, daß er ſelbſt als der Herr der Kirche die Fäden ihrer Geſchicke in feſten Händen führte. Wie mancher Sturm war in den letzten ſechs Jahren ſeit ſeiner Himmelfahrt über die kleine Chriſtenheit gekommen. Aber jeder hatte nur dazu dienen müſſen, ihr Wachstum, ihre Kraft in ungeahnter Weiſe zu vermehren. Das Blut des edlen Stephanus, wie war es zum Samen der chriſtlichen

Kirche geworden! In Samaria war eine Kirche begründet, und nun liefen bei den Aposteln immer neue fröhliche Nachrichten ein von Gemeinden, welche die Flüchtlinge begründet hatten, bis hinauf nach Damaskus, ja sogar bis in die gewaltige Weltstadt Antiochia am Orontes. Selbst übers Mittelmeer, welches Petrus auf seinem Wege vom Gebirge herab fortwährend vor Augen hatte, war das Evangelium hinübergedrungen bis nach Cyrene und nach der schönen Insel Cypern. Petrus mag beim ersten Sturm der Verfolgung allen Mut verloren haben wie damals, als er vor sieben Jahren auf dem See Genezareth dem Herrn entgegenging und beim Anblicke des starken Windes anhob zu sinken und schrie: „Herr, hilf mir!“ Und jetzt, wenn er darüber nachdachte, mochte es ihm sein, als ob dieselbe Stimme wie damals wieder zu ihm sagte: „O du Kleingläubiger! Warum zweifeltest du?“ Denn nicht nur hatte die Verfolgung zahlreiche Gemeindegründungen hervorgerufen, nein, selbst der furchtbarste Feind und Verfolger, vor dem die ganze Gemeinde gezittert hatte, Paulus, war mitten in der Verfolgung plötzlich zu den Fahnen Jesu Christi übergegangen.

An dies alles mag Petrus gedacht haben, während er durch die alte Ebene Saron auf Lydda zuwanderte. Denn auch diese seine Reise galt dem Besuche neuer Gemeinden, die seit der Verfolgungszeit entstanden waren. Der unermüdliche Philippus war auch hier der Apostel dieser Landschaft gewesen. Nachdem er von dem Kämmerer vom Mohrenlande geschieden war, hatte er in der alten Philisterebene die Flüchtlinge besucht und neue Gläubige hinzugewonnen. Die ganze Küste von Asdod, Lydda, Joppe bis nach Cäsarea, der glänzenden politischen Hauptstadt Palästinas, hatte er durchzogen und bleibende Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen. Auf der von alters her wegen ihrer Rosen berühmten Ebene Saron blühten jetzt die rechten edlen Saronsrosen, die Gemeinden

Jesu Christi. Und jetzt nahte zum erstenmal ein Apostel des Herrn diesen Städten, um den immer reicher blühenden Garten Jesu Christi zu besuchen.

In Lydda sieht es heute freilich ganz anders aus, als an jenem Abend, an welchem Petrus an seinem Wanderstabe zu den Thoren der Stadt einzog. Wohl ist's auch heute noch ein stattlicher Ort, der nach mannigfachen Wandlungen seines Namens, Diospolis bei den Griechen, Sankt Georg bei den Kreuzfahrern, seinen Jahrtausende alten Namen Lydd bewahrt hat. Aber wie diese ganze Küstenebene besä't ist mit noch vorhandenen oder kaum mehr erkennbaren Trümmern verwüsteter Städte, so ist auch Lydd nur noch ein Schatten von dem, was es einst gewesen, ein bewohnter Ruinenhaufen über dem ehemals so blühenden, fröhlichen Diospolis. Ein stattliches Minaret, das sich träumerisch im Teiche spiegelt, ragt hoch in die Lüfte und zeichnet seine schönen Formen scharf vom tiefblauen Himmel ab. Schlanke Palmen überragen die Häuser, und des Abends, wenn der Wind vom Meere herüber weht, rauschen die mächtigen Palmzweige tönend aneinander wie die Abendglocken von Lydda. Neben dem muhammedanischen Minaret stehen die Trümmer der heiligen Georgskirche, welche die Kreuzfahrer, die Nachfolger jener ersten Christen, hier erbaut haben. Die schönen Ruinen scheinen sich in den Staub zu beugen vor dem stolzen Halbmond auf dem benachbarten Minaret. Denn dem Islam gehört die Herrschaft in der alten Heimat der christlichen Kirche. Ein wahrer Wald von hohen undurchdringlichen Kaktushecken umgiebt die Stadt, freilich sehr zum Nachteil der Bewohner. Denn während sie sich die süßen Früchte alljährlich trefflich schmecken lassen, weht der Wind die feinen Kaktusstacheln vielen in die Augen, so daß wohl der sechste Teil der Bewohner blind ist. Der wehmütige Anblick in den Straßen der Stadt, wo ein großer Teil der Bewohner

Lydd, das ehemalige Lydda.

tappend mit dem Stabe den Weg suchen muß, hat seiner Zeit den Begründer des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem veranlaßt, eine Blindenanstalt in diesem Missionshause zu eröffnen. Im Übrigen ist aber die Umgebung auch heute noch schön und fruchtbar. Überall begegnet man den Spuren der fleißigen menschlichen Hand. Man geht hier durch ein wahres Gartenland, das infolge des herrlichen Wasserreichtums jahraus jahrein in üppigem Flor steht. Öl- und Feigenbäume, Pfirsich- und Granatapfelbäume stehen in kraftvoller Fülle, kostbare Südfrüchte reifen in den Gärten, wogende Ährenfelder umgeben im April und Mai die Stadt von allen Seiten.

Wie schön muß die Stadt erst gewesen sein, als sie zur Zeit der Ankunft des Petrus noch glücklichere Tage kannte, frei von dem Drucke der traurigen Zustände, die nun seit Jahrhunderten auf ihr lasten! Es mag um die Abendstunde gewesen sein, als der Apostel der Stadt nahte, welche damals nach Josephus von bedeutender Größe war. Die Sonne neigte sich drüben im Westen ins Meer hinab, und der Himmel erglühte purpurn über der alten Saron-Ebene. Petrus trat hinein durchs Stadtthor, wo sich nach orientalischer Sitte die Leute versammelten, welche Feierabend gemacht hatten. Er ließ sich das Haus zeigen, wo er „die Heiligen, die daselbst wohnten“ finden mußte. Welch ein freudiger Tag muß es für die Christen in Lydda gewesen sein! War es doch das erstemal, daß einer der Apostel selbst nach Lydda kam. Oft hatten sie wohl den Petrus bei den Festen in Jerusalem gesehen. Und nun war er zum erstenmal ihr vielwillkommener Gast. Wir können uns denken, was der Inhalt seiner Reden war, denen die versammelte Gemeinde an jenem Abend so dankbar lauschte. Von dem Herrn mußte er ihnen erzählen, den er zwei Jahre lang durchs Land begleitet hatte, der ihm vor allen anderen Aposteln am Oster-

tage erschienen war. Von dem wunderbaren Wachstum der Gemeinde trotz aller Verfolgungen mußte er ihnen berichten und von der vor kurzem erfolgten Bekehrung des Paulus, vor dessen Zorn einst die ganze Gemeinde gebebt hatte. So war es gewiß eine Feierstunde für die Christen in Lydda, als sie so dem teuren Apostel lauschten, bis er gleich ihnen, ermüdet von der Reise, die Ruhe aufsuchte.

Am folgenden Tage aber sollte dem Petrus Gelegenheit werden, sein Zeugnis von Christus an einen noch viel weiteren Kreis, an die ganze Stadt, zu richten. Es war eine jener Thatpredigten, wie sie vor mehreren Jahren die Reisen des Herrn in Galiläa so häufig zu begleiten pflegten. Auf einem Gange durch die Stadt fand Petrus einen Kranken namens Äneas, der seit acht Jahren, also seit der Zeit Johannes des Täufers, von der Gicht gelähmt war. Eine innere Stimme sagte dem Petrus, daß diese Krankheit und ihre Heilung von Gott bestimmt war zur Verherrlichung seines Herrn, um der ganzen Predigt des Evangeliums in dieser Ebene eine göttliche Beglaubigung zu geben. Da trat er zu dem armen Menschen und sagte zu ihm: „Äneas, Jesus Christus macht dich gesund! Auf! und lege dein Bett zusammen!“

Staunend hatte der Kranke den Petrus angesehen. Er konnte nicht anders, er mußte ihm glauben, er mußte ihm gehorchen. Und siehe, die so lange gelähmten Glieder versagten den Dienst nicht. Er erhob sich, rollte seine Bettdecke zusammen und war gesund.

Im Nu hatte sich die Kunde von der wunderbaren Heilung durch die ganze Stadt verbreitet. Alles versammelte sich um den Genesenen und um Petrus. Das Merkwürdigste an der Sache war ihnen, daß, wie Petrus ausdrücklich gesagt hatte, Jesus Christus die That gethan hatte. Die Jünger des Gekreuzigten hatten also augenscheinlich recht, welche immer

behauptet hatten, er lebe. Der gesunde Mann vor ihnen, bisher stadtbekannt als ein armer gelähmter Mensch, redete für alle eine unwiderlegliche Sprache. Und so wurde denn diese Heilung zum Glockengeläute, welches die Bewohner nicht nur von Lydda, sondern auch von Sarona (vielleicht dem heutigen ½ Stunde entfernten Ramle) in Scharen um den Apostel und unter dem Schall der Predigt von Christo versammelte. Petrus verkündigte der ganzen Stadt mit froher Begeisterung das Evangelium. Und der Erfolg war ein außerordentlicher. Fast ganz Lydda und Sarona wurde gläubig.

Es mögen fröhliche Geburtstage der christlichen Kirche gewesen sein, die Petrus inmitten der jungen Gemeinden zubrachte. Von neuem wurde er sich des herrlichen Waltens seines Herrn und Meisters bewußt. Ganze Städte hatten sich wiederum dem Glauben an Jesum zugewandt. Noch stand die ganze jüdische Obrigkeit in unversöhnlichem Haß gegen Christum. Aber doch zog das Kreuz siegreich durchs Land und immer neue Scharen sammelten sich unter seinem Zeichen.

Lydda hat seinen ehrenvollen Platz in der Geschichte der christlichen Kirche noch lange behauptet. Zwar 30 Jahre nach diesem Besuche des Petrus wurde es im jüdischen Kriege durch den römischen Feldherrn Cestius Gallius von Grund aus zerstört. Aber Vespasian gründete die Stadt wieder von neuem. Lange war sie Sitz eines christlichen Bischofs. Entscheidende Synoden der Kirche haben sich noch im vierten Jahrhundert hier versammelt. Und Sankt Georg, der Drachentöter, der später zur Zeit der Kreuzfahrer der Stadt ihren Namen gegeben hat, dies berühmteste Kind von Lydda, hat seiner Vaterstadt im Palästinenser Lande in der weiten Welt viel Ehre gebracht. Mit Spieß und Lanze, den sich windenden Drachen unter seinen Füßen, so ist er hinausgezogen in die katholische Kirche, ein Schutzpatron und Heiliger mächtiger Völker. Auch unsere kriegslustigen deutschen Vorfahren hatten

Ramle. Im Hintergrunde das Gebirge Juda.

an seiner martialischen Heiligkeit viel Wohlgefallen. Ein so tapferer Haudegen als Schirmherr im Himmel war sehr nach ihrem Sinn. In den Kreuzzügen war er ein besonders begehrter Heiliger. Und lange Zeit hat Richard Löwenherz mit seinen Scharen vor den Thoren der Heimatsstadt des ruhmvollen Schutzpatrons von England gelegen. Aber auch im Morgenlande wird der heilige Georg von Lydda von Christen und Muhammedanern mit gleicher Ehrfurcht als ein höheres Wesen betrachtet. Seine Kirche in Lydda, die ihm die Kreuzfahrer gebaut und deren schöne edle Formen immer mehr in Trümmer fallen, predigt in stummer und wehmütiger Sprache an der Stätte seiner alten Heimat, daß selbst der größte und kriegerischste Heilige seine Zeit hat.

Tritt nur hinein in diese ehrwürdigen offenen Hallen, in welche der blaue Himmel so friedlich hereinschaut und in welchen das Gras und freundliche Blumen des Frühlings wachsen. Hier läßt sich in großer Einsamkeit gut träumen von alten Zeiten. Hier hat Löwenherz einst gebetet mit seinen kriegerischen Scharen, die das rote Kreuz an der Schulter trugen. Hier hat vor sieben Jahrhunderten mancher Helm geglänzt, hier ist mancher Speer gesenkt worden, wenn die Kreuzfahrer niederknieten und ihre Waffen weihen ließen vom heiligen Georg, bevor sie hinaufzogen zum Kampf um Jerusalem. Und wenn du das alles an deinem Auge vorüberziehen lässest, den predigenden Petrus, der hier die erste Christengemeinde sammelte, die große Christenstadt, die Jahrhunderte lang auf diesem Boden gestanden, den plötzlichen Einfall der Araberhorden, welche den Halbmond hoch über das Kreuz aufpflanzten, die waffengleißenden Scharen von Kreuzfahrern, die so manchmal ihr Lager in der Ebene vor Lydda aufgeschlagen haben, dann ahnst du etwas davon, was für ein gewaltiges Stück Weltgeschichte einst über diese so verlassen abseits liegende Stadt dahingefahren ist.

Petrus in Joppe.

Was will das laute Weinen
Zu Joppe hin und her?
Die Großen und die Kleinen,
Was jammern ſie ſo ſehr?
Da ſchläft ſie auf der Bahre
So friedlich und ſo mild,
Den Roſenkranz im Haare,
Ein blaſſes Engelsbild.

Petrus folgte auf ſeiner Reiſe den Spuren des treuen Philippus. Er wurde daher ohne Zweifel auch von den Chriſten der nahen Seeſtadt erwartet, die im Griechiſchen Joppe genannt wird, die aber ohne Zweifel ſeit Jahrtauſenden ſo geheißen hat wie heute, Jafa, oder im Alten Teſtamente Jafo. Ein plötzlich eintretendes Ereignis rief den Petrus früher dorthin, als er beabſichtigt hatte.

Eine Chriſtin war dort geſtorben. Auf hebräiſch hieß ſie Tabea, auf griechiſch aber Dorkas, d. h. die Gazelle. Sie war wie ein guter Engel in der Gemeinde geweſen, die gute Dorkas. Eine Rehe hieß ſie, und flink wie ein Reh war ſie auf ihren vielen Wegen barmherziger Liebe. Auf demſelben Boden, wo heute unſer Fuß durch die ſchmutzigen

Gassen von Jafa dahinschreitet, da ist einst ihr flinker Fuß so manchmal dahingeeilt. Die Hungrigen speiste sie, die Nackten kleidete sie. Und auf diesen verborgenen Wegen der Liebe fand sie ihre Seligkeit. Nun war sie in den Tagen, wo Petrus in dem nahen Lydda ankam, krank geworden, schwer krank. Und endlich war sie ihrer Krankheit erlegen.

Nun muß man in Jafa des heißen Klimas wegen*) schnell begraben, oft nur wenige Stunden nach eingetretenem Tode, jedenfalls noch am Todestage selbst. Das Grab wurde sofort gegraben. Es war nicht ein Felsengrab wie droben auf dem Gebirge, denn hier gab es keine Felsen, sondern ein Grab im Sande der Dünen. Es war wohl derselbe, von Palmengruppen überragte Begräbnisplatz am Meere, über den wir heute noch gehen, wo seit Jahrtausenden die Einwohner von Jafa, die Krieger der Pharaonen, Phönizier, Israeliten, Macedonier, Griechen, Sarazenen, Kreuzfahrer, Soldaten des ersten Napoleon, friedlich beisammen schlafen bis zum jüngsten Tag.

Im Sterbehause hatten sie den Leichnam der geliebten Schwester gewaschen und bereitet zur letzten Ruhe. Dann hatten sie die gute Dorkas hinaufgelegt auf den Söller, ins Dachstübchen, das auf dem ebenen Dache stand. Da tönte das Brausen der nahen See herein, und das Rauschen der benachbarten Palmen flüsterte herüber zu dem stillen Totenantlitz, das mit geschlossenen Augen so bleich und reglos dalag. Und die Orangendüfte aus den nahen Gärten umfächelten mit den Abendlüften ihr liebliches Angesicht noch einmal im Tode, wie so manchmal früher im Leben. Und die Rehe lag da, so still wie ein schlafendes Kind, das da träumt von dem kommenden Morgen.

*) Vgl. Schneller, Kennst du das Land? den Abschnitt „Grab und Totenklage;“ auch: Schneller, Evangelienfahrten, den Abschnitt „Unreife Nachfolger“.

Dann schickten die trauernden Jünger hinüber nach Lydda, um den Apostel Petrus zum Begräbnis zu bitten. Sie meinten wohl, es müsse eine besonders tröstliche Leichenfeier sein, wenn am Grabe der Apostel mit stünde, dem der Herr einst am Ostertage vor allen anderen erschienen war. Zwei Jünger von Jafa gingen hinüber nach Lydda. Petrus war voll Teilnahme und sofort bereit, mit ihnen zu gehen. So wanderten denn die drei gleich wieder nach Jafa. Denn viel Zeit war nicht zu verlieren.

Der Weg, den ich so manchmal, zwar nicht mit der Eisenbahn, die seit 1892 die beiden Städte verbindet, zurückgelegt habe, wird immer schöner, je näher man der Stadt Jafa kommt. Auch damals muß es so gewesen sein. Immer mehr Villen und Gartenhäuser sahen die drei Wanderer rechts und links vom Wege, von Palmen überragt, von herrlichen üppigen Gärten umgeben. Die Orangenwälder von Jafa senden einem auf diesem Wege ihre balsamischen Düfte zwei Stunden weit entgegen. In der Frühlingszeit gar ist es eine Lust, diesen Weg zu gehen. Dann ist's, als ginge man durch einen weiten entzückenden Garten. Blumen sprießen zu Hunderttausenden zu unseren Füßen in den leuchtendsten Farben. Nirgends im ganzen Lande, vielleicht in der ganzen Welt nicht, kann man so schöne Adonisröschen sehen, wie hier, so groß ihre Kelche, so edel ihre Zeichnung, so wunderbar der Schmelz ihrer Farben. Und daneben stehen in schweigender Pracht mit flammendem Purpurmantel die Anemonen, die „Lilien des Feldes", als beteten sie an vor ihrem großen Schöpfer. Das sind die Rosen von Saron, an welche das Hohelied denkt, wenn es zur Frühlingszeit die Sulamith singen läßt: „Ich bin eine Blume zu Saron, eine Rose im Thal!" (Hohel. 2, 1.) Und darüber jauchzt eine fröhliche Vogelwelt, als wollte sie im Verein mit den Blumen den sorgenden verstimmten Menschen wieder und wieder jene

Predigt halten, welche uns der Herr in der Bergpredigt so schön ausgelegt hat (Matth. 6, 25—30). Die Turteltaube girrt ihr sanftes Lied, die Lerche schmettert, die Nachtigall jubiliert, die Haubenlerche hüpft von Feld zu Feld, und die majestätischen Adler und Geier segeln in hohen Fernen mit ausgebreiteten Schwingen durch die Lüfte. Auf den Feldern und Weiden sieht man die seit alters berühmten Viehherden von Saron (Jes. 33, 9; 65, 10; 35, 2; 1. Chron. 27, 29 u. a.), wie sie heute wieder in Bir Salem, der landwirtschaftlichen Missionskolonie des Syrischen Waisenhauses, in dieser Gegend gezüchtet werden.

In der Nähe der Stadt Jafa gingen unsere drei Wanderer auf ihrer Straße zwischen Gärten von tropischer Pracht hindurch. Fremdartige Bäume und Pflanzen und Blumen sah Petrus hier, die sein Auge droben in Jerusalem nie sah, die ihn manchmal an seine Heimat am See Genezareth erinnern mochten. Die Straße war schließlich wie eine große Schattenallee. Rechts und links standen Tamarisken, Platanen und stattliche breitästige Sykomoren, auf deren einer wohl fünfzig Zachäusse Platz gehabt haben würden. Von den Palmen sah man die Dattelfrucht in goldenen Büscheln herniederhängen. Und dahinter stand in voller Pracht ein dunkler Wald von Orangen- und Zitronenbäumen, aus dessen Blätterdunkel die goldenen Früchte hervorschimmerten. Diese Üppigkeit der Natur hat ja seit fünf Jahrtausenden die Menschen immer wieder eingeladen, auf dies vorspringende Kap mit seinem Felsengürtel im Meer eine Stadt zu bauen, so oft sie auch zerstört worden ist. Die alten Phönicier, die Leute Salomos, der Prophet Jona, Alexander der Große, Pompejus, Napoleon der Erste, diese alle sind mit gleichem Entzücken durch diese schöne Welt gewandert, wie wir heute noch zur Frühlingszeit thun.

Die drei Wanderer standen vor der Stadt, die der An-

kömmling wegen des dichten Baumwaldes erst dann sieht, wenn man dicht davor steht. „Das ist Jafa!“ so mögen die beiden Männer gesagt haben, als sie dem Petrus die plötzlich sichtbar werdende Stadt zeigten. Es mag dem Petrus, dem ehemaligen Fischer von Bethsaida fast heimatlich vorgekommen sein, als er wieder durch eine Stadt ging, in deren Straßen so viele Fischer zu sehen waren. Am Thore, in den Straßen saßen rechts und links die Verkäufer in ihren Buden oder Zelten. Orangen, Datteln, Melonen, Fische aller Art wurden hier feil geboten. Petrus und seine Begleiter gingen durch das Gedränge des Marktes geraden Weges nach dem Hause, wo auf dem Söller die Dorkas so stille schlief. Vor der Thür waren die Angehörigen der Christengemeinde schon zum Leichenbegängnis versammelt. Noch heute ist es dort so, daß sich bei einem Begräbnis oft schon stundenlang vor der Beerdigung eine wachsende Menge von Teilnehmenden und Leidtragenden versammelt. So stand wohl auch dort eine große Zahl von Menschen, welche sich — wie einst bei dem Jüngling von Nain die ganze Stadt — dem Trauergefolge der Tabea anschließen wollten, die sich die Liebe der ganzen Stadt gewonnen hatte. Die Pfeifer und Flötenspieler waren bereit. Die Tragbahre stand vor dem Hause. Die Klageweiber warteten, um den Gang nach dem nahen Grabe mit ihren Trauergesängen zu begleiten.

Endlich kam der erwartete Petrus. Es wurde wohl still in der Menge. Man flüsterte sich zu, daß dies der vielgenannte Führer der Gemeinde Jesu in Jerusalem sei. Man erinnerte sich, daß er vor Ausbruch der Verfolgung vom Volke so gefeiert worden war, daß sie ihre Kranken in die Straßen trugen, durch welche er kam, nur damit sein Schatten auf sie fiele und sie gesund mache. Hier freilich kam er zu spät. Die arme Tabea war ja tot. Schon nach einer Viertelstunde mußte sie in ihrem stillen Kämmerlein

im Sande der Dünen am Rande des rauſchenden Meeres liegen. Es blieb dem Petrus nichts mehr übrig, als ſeine Thränen mit den Thränen der Leidtragenden zu vermiſchen.

Petrus war ins Haus hineingegangen. Sofort ſtieg er auf der Treppe hinauf aufs ebene Dach. Als er dort in die Kammer trat, in welcher die Tote lag, brach die Trauer und Klage von neuem aus und die Thränen floſſen reichlicher. Rings um die ſtille Tabea ſtand eine Schar von Witwen aus Joppe. Es waren jene armen Frauen, denen ſie ſo oft in der Stille wohlgethan hatte. Früher hatte ſie die vielen Wege ihrer Liebe ins Dunkel der Verborgenheit zu hüllen gewußt. Jetzt, da ihr irdiſches Leben gebrochen war, da ward wie beim Zerbrechen jenes Salbenkruges in Bethania das ganze Haus erfüllt vom Dufte der köſtlichen Narde ihrer aufopfernden Liebe. Mit rührendem Eifer zeigten die weinenden Frauen dem Apoſtel ihre Kleider. „Siehe, Petrus, das hat ſie uns gemacht“, ſagte die eine, ein Kleid in der Hand haltend. Und eine andere zeigte ihm ein warmes Kopftuch: „Siehe, das habe ich von ihr!“ Und andere zeigten die Schuhe: „Die hat ſie uns geſchenkt!“ Und ihre Thränen fielen nieder auf die Kleidungsſtücke wie auf ein teures Vermächtnis der Dahingeſchiedenen, die ſo ſtille daneben lag und deren freundlicher Mund kein Wort mehr ſprechen konnte. Eine andere Grabrede wurde ihr nicht gehalten, als die der Frauen. Eine ſchönere konnte ihr aber auch nicht gehalten werden, als dieſe unter Thränen geſprochenen Dankesworte der armen Leute von Joppe. Sie hatte ſich ſchon bei Lebzeiten ihre Grabſchrift geſchrieben, nicht auf körnigen Marmor, ſondern in lebendige Menſchenherzen.

Petrus war von einer eigentümlichen Freudigkeit erfüllt. Aber niemand wußte noch den Grund davon. Er hatte den Wink ſeines Herrn verſtanden, der ihm vor wenigen Tagen in Lydda eine That zu thun gegeben hatte, die ſeinem Herrn

ganze Städte zuführte. So sollte die Tabea, die schon durch ihr Leben eine überzeugende Predigt von Christo gewesen war, nun durch ihren Tod eine noch gewaltigere Predigt von der Herrlichkeit Jesu werden. Ihre Krankheit war, wie einst bei Lazarus, „nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehret werde". Er sagte nichts. Aber wie er es vor etwa acht Jahren am Sterbelager des Töchterleins des Jairus gesehen hatte, so schickte er auch hier die Weinenden und Wehklagenden alle hinaus. Grabgesang, herzbrechender Jammer schickte sich nicht für eine Stätte der Auferstehung. Verwundert gingen sie, meinend, er wolle noch stille an ihrem Lager beten.

Jetzt war Petrus allein. Er schaute hinein in das friedliche Totenantlitz. Dann beugte er seine Knie und betete Worte zuversichtlichen freudigen Glaubens zu dem Auferstandenen. Er betete um ihre Auferweckung. Er betete, daß ihre Auferweckung ein Ruf zur Auferweckung vieler vieler geistlich Toten in Joppe werden möge. Dann wandte er sich an die stille blasse weißgekleidete Gestalt und sagte ruhig, als redete er mit einer Schlafenden, die soeben aufwachen will: „Tabea! stehe auf!"

Da schlägt Tabea ihr Auge langsam auf, schaut mit großen verwunderten Blicken den Apostel an und richtet sich auf. Was er zu ihr gesagt in dieser wunderbaren Stunde ihres Lebens, wissen wir nicht. Aber sie wird es zeitlebens nicht vergessen haben. Ein Dankgebet sandte sie wohl empor, sie, die die erste sein durfte, die ihrem Heilande nach auferstehen durfte. Und Petrus mag ihr wohl die Hand aufgelegt und sie gesegnet haben wie ein Vater sein Kind.

Dann gab ihr Petrus die Hand, richtete sie vollends auf, ging zur Thür und rief die Leidtragenden herein. Die Frauen, die Jünger kommen, um ihren Leichnam hinauszutragen. Da — wer beschreibt ihr Erstaunen und ihren

Jubel? — da tritt ihnen Tabea selbst entgegen, wohl noch mit blassem Gesicht, aber mit jenem freundlichen Blick, den sie immer an ihr geliebt haben.

Welch eine Bewegung muß an jenem Abend durch die Menge gegangen sein, die vor dem Hause zum Leichenbegängnis versammelt war. Mit Windeseile durchlief die kaum glaubliche Nachricht die ganze Seestadt. Die soeben vollbrachte That war ihnen wie eine gewaltige Predigt Gottes an ihre Stadt. Und wenn es auch in der Apostelgeschichte nicht ausdrücklich erwähnt wird, wie könnten wir daran zweifeln, daß Petrus die von Gott gegebene Gelegenheit ergriff, um den durch die Auferweckung der Tabea mächtig vorbereiteten Gemütern nun zu predigen von dem großen Auferstandenen, der durch ihn diese That gethan, von seinem seligen Reiche, zu dem auch sie berufen waren und in dem diese ganze Welt des Todes und der Gräber zu einer Stätte seliger Auferstehung und ewigen Lebens werden sollte.

Und die gewaltige Predigt blieb nicht ohne herrlichen Erfolg. Denn wiederum schließt die Apostelgeschichte ihren Bericht mit den Worten: „Viele wurden gläubig an den Herrn.“ Wiederum war eine neue Gemeinde für Christum gewonnen, und diesmal hatte selbst der kalte Tod die Gemeinde sammeln müssen. Daß der gekreuzigte Jesus wirklich lebe, daß er heute noch, ob auch unsichtbar, im Lande wirke, eine Ahnung und oft eine Gewißheit davon ging durch ganz Joppe hindurch. Am Morgen beim Tode der Tabea war's vielleicht nur ein kleines Häuflein von Christen in Jafa. Am Abend war's eine zahlreiche Gemeinde. Sie selbst, die immer nur die kleine Zahl von „Heiligen“ gekannt, sah verwundert hinein in die Menge der Gläubigen. Und ihr Todes- und Auferweckungstag mag noch lange gefeiert worden sein als der Geburtstag der ersten Christengemeinde an den fruchtbaren Gestaden des leuchtenden blauen Mittelmeeres.

Der Ruf zur Predigt unter den Heiden.

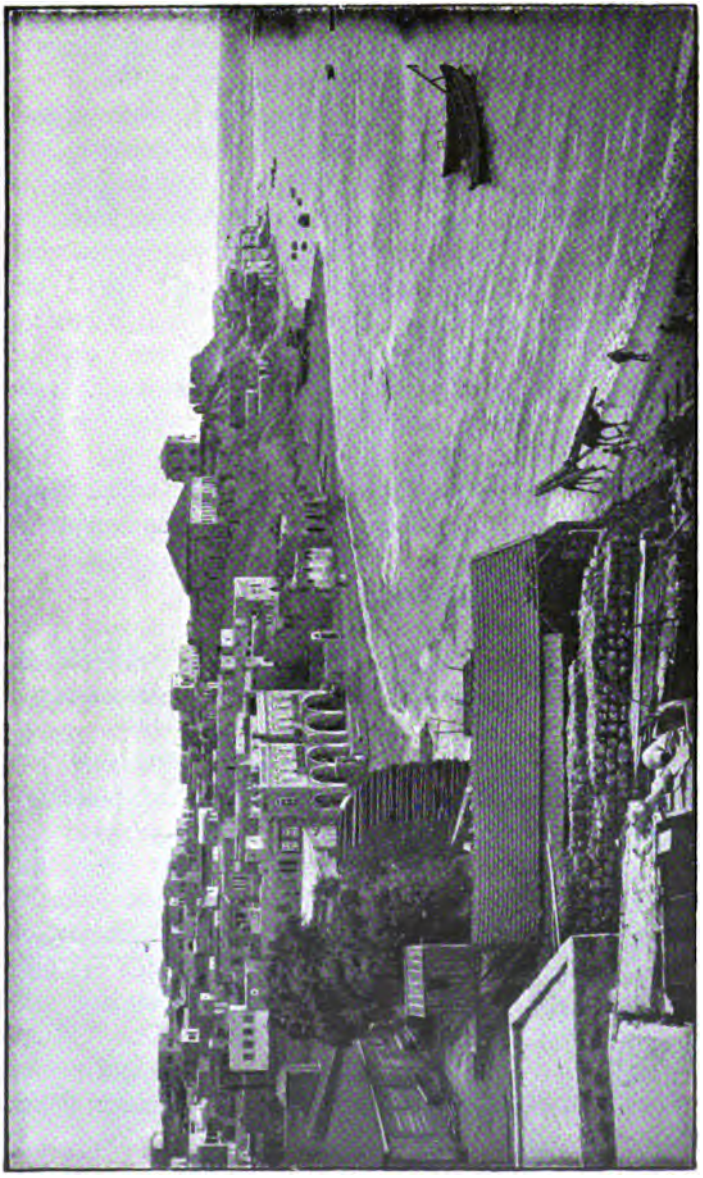
In Jafa blieb Petrus längere Zeit. Nach der erſten aufwallenden Begeiſterung war eine mit apoſtoliſchem Anſehen und nüchternem Blicke durchgeführte Erziehung, Ordnung und Organiſation der jungen Gemeinde eine dringende Notwendigkeit. An den Abenden und namentlich an den Sabbathen hielt er ihnen, eingedenk ſeines Auftrages vom See Genezareth: „Weide meine Schafe!“ köſtliche Gottesdienſte. Und eine ſeiner dankbarſten Zuhörerinnen war dann immer die auferweckte Tabea.

Er wohnte bei einem der dortigen Chriſten, ſeinem Namensvetter Simon dem Gerber. Die Häuſer von Jafa ſind nicht ſo ſchwer und maſſiv wie auf dem Gebirge. Leichte Bauart, oft mit den heiteren Farben der italieniſchen Städte, liebt man dort von jeher. Auf dem platten Dache aber findet ſich auf jedem orientaliſch gebauten Hauſe ein frei gelegenes, luftiges Zimmer, von dem aus man auf die Dach-

terraſſe heraustreten kann. Es iſt das angenehmſte Zimmer des ganzen Hauſes. Man hat da einen ſchönen weiten Blick auf die Stadt, die Gärten und das Meer. Darum weiſt man dieſen Söller geehrten Gäſten am liebſten als Wohnung an. Auch Petrus wohnte daher auf dem Söller ſeines Gaſtfreundes Simon.

Es iſt etwas Köſtliches um ſolch einen Gaſtaufenthalt in Jaſa zur ſchönen Jahreszeit. Unvergeßlich ſind mir die Tage, die ich dort ſo manchmal wie Petrus nahe am Meeresſtrande zugebracht habe. Ob man draußen am Strande über Tauſende von Muſcheln geht, die fortwährend heranbrauſenden und ſich brechenden Meereswellen zur Seite, oder ob man vom Dach oder Balkon aus hinunterſchaut in das Blütenmeer der Orangenwälder mit ihren goldenen Früchten, umweht von Strömen ihres aromatiſchen Duftes, immer iſt's ein ſchöner, erquickender Aufenthalt. Auch Petrus ſah von ſeinem freien Dache aus täglich hinaus auf das herrliche Mittelmeer. Ihn mag der Anblick beſonders ergriffen haben. War er doch ſelbſt an einem „Meer" geboren. So, nur viel kleiner, rauſchten auch die Wellen an ſeiner heimatlichen Hütte in Bethſaida am galiläiſchen Meere, auf dem er ſo manches Netz ausgeworfen hatte. Und doch wie ganz anders war es hier! Dort ein rings von Bergen eingeſchloſſener Landſee — hier die weite unermeßliche See!

So ſaß Petrus eines Tages um die Mittagsſtunde droben auf dem Söller. Er betete. Und durch ſein Beten mag der Dank gegangen ſein für die gnädigen Führungen ſeines Gottes. Wie Großes hatte ſein Gott ihn erleben laſſen, ſeitdem er vor etwa 8 Jahren als einfacher Fiſcher Jeſum kennen gelernt hatte an den waldigen Ufern des Jordan! Am Ufer ſeines ſchönen Heimatſees hatte ihm ſein Herr ein anderes Netz und ein anderes Steuerruder anvertraut als das, womit er ſeit ſeinen Knabenjahren vertraut war,



Blick vom Dache des traditionellen Hauses Simons des Gerbers in Jafa.

als er ihm sagte: „Von nun an sollst du ein Menschenfischer werden!“ War es nicht so gekommen? War er nicht hinausgefahren auf das Meer der Menschenwelt, um Seelen einzubringen in den Netzen des Himmelreiches? Ganze Städte hatte ihm sein Herr in diesen letzten Wochen geschenkt. Er war auf den Spuren des Evangelisten Philippus. Der hatte die ganze Küstenebene predigend durchwandert bis nach Cäsarea, dem heidnischen römischen Cäsarea. Mußte er hier nicht Halt machen vor der heidnischen Bevölkerung? Schon hier in Joppe war eine ganz gemischte Bevölkerung. Hier wohnten durchaus nicht mehr nur Juden, sondern noch viel mehr alte Phönizier, Philister, Griechen, Römer. Waren die nicht ausgeschlossen von der Verkündigung des Evangeliums, solange sie nicht Juden wurden?

Aber Joppe war eine Stadt merkwürdiger Erinnerungen für einen Juden. Ein Mann wie Petrus, welcher in der Schrift lebte und webte, konnte gar nicht anders, als hier an den alten Propheten Jona denken. Gott hatte ihn an ein fernes heidnisches Volk geschickt. Aber er hatte nicht gewollt. Und darum hatte er hier in der Hafenstadt ein Schiff bestiegen und war hinausgefahren ins Weite, um seinem Auftrage zu entfliehen. Petrus mochte die Geschichte durchdenken. Aber mit einem großen Fragezeichen schloß das Buch: „Meinest du, daß ich mich nicht erbarmen sollte?“

Und nun war Petrus in dieselbe Stadt gekommen mit einer Botschaft, die noch unendlich größer war als die des Jona. Wahrscheinlich waren auch manche Heiden, durch die Auferstehung der Tabea aufs tiefste betroffen, empfänglich geworden für das Evangelium. Aber Petrus hatte sich nicht mit ihnen eingelassen. Wie sollte ein Heide des Heils teilhaftig werden, der nicht erst Jude geworden? Das war unmöglich. So hatte er wenigstens von Jugend auf gelernt. Ehe sie *diesen* Schritt thaten, waren sie gemeine Völker.

Er rührte sie wie jeder fromme Jude nicht einmal an. Er hütete sich, ihr Haus zu betreten oder gar mit ihnen zu essen. Und nun führten ihn die Spuren des Philippus in die glänzende Landeshauptstadt Cäsarea, eine fast ganz heidnische Stadt. Sollte er wirklich dorthin gehen? Diesen unreinen Heiden sollte er das Reich Gottes verkündigen? Unmöglich! Aber das Buch Jona fragte doch inbezug auf sie: „Meinest du, daß ich mich nicht erbarmen sollte?“ Und als er vor etwa sieben Jahren mit dem Herrn Jesus an diesem selben Meere war bei Tyrus und Sidon, hatte ihnen da der Herr an jenem heidnischen kananäischen Weibe nicht mit deutlicher Ironie gezeigt, daß das arme, in seinem Glauben so große Weib keineswegs nur ein Hündlein sei, das nur der Brocken vom Tische der Juden wert sei? Hatte er nicht ihren Glauben bewundert, während er über den Unglauben Israels bitterlich klagte? Waren die Heiden wirklich die unreinen Tiere, als welche man sie ihm von Jugend auf hingestellt hatte? Und konnten diese anderen Nationen überhaupt jemals in die Kirche Christi hereinkommen, wenn nicht eben sie, die Apostel, die Augen- und Ohrenzeugen des Lebens, Leidens und Auferstehens des Herrn zu ihnen gingen, um es ihnen zu sagen?

Mit solchen Gedanken mag sich Petrus, in betendes Sinnen versunken, beschäftigt haben. Denn wir glauben nicht, daß eine Vision ohne Anknüpfungspunkte in der Gedankenwelt eines Menschen unvermittelt sozusagen vom Himmel fällt. Anerzogene Vorurteile kämpften mit einer neuen sich Bahn brechenden Erkenntnis, und betend suchte er den rechten Ausgang zu finden.

Da erhielt Petrus eine merkwürdige Antwort auf sein Gebet. Es kam ihm vor, als öffnete sich der lichtblaue, sonnenglühende Himmel über Jafa. Und hernieder kam ein großes leinenes Tuch, an vier Zipfeln zusammengebunden.

Als es sich vor ihm niederließ, sah er darin allerlei Tiere und Vögel, die im mosaischen Gesetz als unrein verboten waren. Nie hatte er solche Tiere auch nur mit dem Finger berührt, geschweige denn wie andere Nationen von ihrem Fleische gegessen. Jetzt hörte er eine Stimme: „Stehe auf, Petrus! Schlachte und iß!"

Entsetzt, auch nur über den Gedanken an eine solche Gesetzesübertretung, erwiderte er: „O nein, Herr! Ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen!"

Aber die Aufforderung wiederholte sich dreimal, und jedesmal fügte die Stimme mit nachdrücklichem Ernste hinzu: „Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein!" Dann schien es, als würde das Tuch wieder langsam hinaufgezogen dahin, woher es gekommen war. Er sah nichts mehr, als den in der Mittagsglut zitternden blauen Himmel und drunten das rauschende Meer mit den heranbrausenden weißen Wellenlinien.

Was war das? War's ein Traum? War's eine Antwort auf seine Frage? War's eine Aufforderung, nicht länger zu zögern mit dem „Gehet hin in alle Welt!" da es in Gottes Augen kein unreines und gemeines Volk gebe?

Während er noch darüber nachdachte, klopfte es drunten an der Hausthür. Ein römischer Soldat und zwei andere Männer standen draußen und fragten nach Petrus. Sie kamen aus der römischen Garnison in Cäsarea im Auftrage des Hauptmanns Kornelius. Petrus hörte es. Und gleichzeitig forderte ihn eine innere Stimme, welche er wohl kannte, auf, hinunterzugehen und mit ihnen zu ziehen. „Und zweifle nicht," sprach der Herr, „denn ich habe sie gesandt."

Petrus ging hinab und begrüßte die Männer. Sie aber erzählten ihm die merkwürdige Geschichte von dem gottesfürchtigen, auf Christum wartenden Offizier in Cäsarea. Da verstand Petrus das Gesicht, das ihm der Herr gesendet

hatte. Er zweifelte nicht mehr. Er ließ alle Vorurteile fahren. Was er heute morgen noch unbedingt verweigert haben würde, das that er jetzt mit Freuden. Er folgte ihnen nach Cäsarea, um dort durch ungeahnte Thatsachen, durch eine unter des Herrn augenscheinlicher Leitung plötzlich inmitten eines heidnischen Offizierhauses entstehende Christengemeinde gegen alle seine bisherigen Vorurteile davon überführt zu werden, daß auch Römer und Griechen und schließlich alle Nationen ebenso gut wie die Juden ohne weiteres zum Eintritt in die Kirche Jesu Christi berufen seien. Aus den waffenglänzenden Reihen der tapferen Armee Roms trat dort in dem Hauptmann Kornelius der erste Heide aus dem Abendlande in den Dienst des Himmelskönigs Jesus Christus.

Bevor aber Petrus Joppe verließ, da versammelte sich ohne Zweifel noch einmal die ganze, so mächtig angewachsene Gemeinde der uralten Seestadt, um dem teuern Apostel ihr letztes dankbares Lebewohl zu sagen. Noch einmal durfte ihm die dankbare demütige Dorkas die Hand küssen. Noch einmal ermahnte er die Gemeinde, fest zu bleiben im Glauben. Dann schied er von ihnen. Aber noch lange mögen sie mit ihren Blicken die vier Gestalten verfolgt haben, die dem Strande entlang nach Cäsarea zu wanderten, bis sie die hohe Gestalt des Apostels nicht mehr sehen konnten.

Und sie blühte und blühte weiter, die junge erste Gemeinde zu Joppe. Auf den altberühmten Fluren der Ebene Saron erglühten jetzt die schönsten Rosen, die man jemals hier gesehen, Menschenblumen, die ihren Kelch weit erschlossen dem Himmelslichte, das in Christo so freundlich herniederleuchtete.

So wurde denn diese Apostelfahrt des Petrus ein Ereignis von entscheidender Bedeutung, seine Gemeindegründungen in Jafa und Cäsarea ein Markstein gewaltigen Fortschrittes für die junge christliche Kirche. Das Evangelium war bis

ans Meer vorgedrungen. Und ſchon ſchauten jetzt chriſtliche Gemeinden vom Strande der älteſten Seefahrer der Welt hinaus auf das weite blaue Mittelmeer, um welches her ſich in den nächſten Jahrhunderten im weiten Kreiſe die großen Kirchen Jeſu Chriſti lagern ſollten bis hinüber nach Rom und bis an die Säulen des Herkules im fernen Spanien.

Tarſus.

An Cydnus Strom ſeh' ich viel Waffen gleißen,
Den Welterobrer Alexander ſtehn,
Und ſeh' Antonius am Markte halten,
Kleopatras geſchmückte Segel wehn,
Seh' Philoſophen wandeln durch die Haine —
Doch alle überſtrahlt ein neuer Held,
Der einſt als Knab' an dieſen Ufern ſpielte:
Des Kreuzes Bannerträger durch die Welt.

Es wird den freundlichen Leſer gewiß intereſſieren, der Jugendheimat des Apoſtels Paulus einmal einen Beſuch abzuſtatten. Sie iſt ja den meiſten gänzlich unbekannt. Selten betritt der Fuß eines europäiſchen Wanderers die einſt ſo berühmte Stadt. Selten ſetzt ſich die Feder eines Schriftſtellers in Bewegung, um noch des alten Tarſus zu gedenken, das zu Zeiten des Apoſtels Paulus zu den namhafteſten Städten des Oſtens gehörte.

Längſt hatte es mich verlangt, den denkwürdigen Ort einmal kennen zu lernen, deſſen Name um ſeines großen Sohnes willen in der ganzen chriſtlichen Welt einen ſo guten Klang hat. Aber erſt im Mai des Jahres 1893 war es mir vergönnt, Tarſus zu ſehen. Mit dem egyptiſchen Dampfer „Chedive" fuhr ich an einem Maimorgen im öſtlichſten Winkel des Mittelmeeres der ciliciſchen Küſte, der heutigen Landſchaft

Karamania zu. Schon von weitem sah ich vom Meere aus die gewaltigen Zacken und Schneerücken des Taurusgebirges, dessen leuchtende Schneegipfel sich bis zu 3550 Meter erheben. Wie eine mächtige, dem südlichen Kleinasien vorgebaute Wand erhob sich das Gebirge über dem Meere. Aber auch von Syrien sah man die Konturen ferner Gebirge herübergrüßen. Es waren die beiden Gebirge, zwischen denen der Orontes und die Stadt Antiochia liegt, der mons Casius und Amanus, welche übers Meer herübergrüßten. Je näher wir dem Lande zudampften, desto deutlicher konnte das Auge die cilicische Ebene erkennen, welche sich zu Füßen des Taurus ausdehnte. Die Stadt Mersina, zuerst nur ein winziger Punkt an der Küste, erhob sich mit ihren sauberen weißen Häusern, roten Ziegeldächern und einigen Moscheekuppeln in immer klareren Umrissen aus der Umrahmung ihrer schmucken Gärten. Endlich rasselte der Anker. Die Boote schwärmten vom Lande herbei und trugen die Passagiere der Hafenstadt Karamaniens zu.

Durch ein freundliches Empfehlungsschreiben des Kaiserlichen Auswärtigen Amtes in Berlin war ich dem deutschen Konsul, Herrn Christmann, angemeldet. Derselbe hatte die Liebenswürdigkeit, mich am Hafen zu erwarten, um mich gleich in sein Haus zu führen. Wir wanderten der schwarzweißroten Flagge zu, welche ich schon vom Meere aus hoch über dem Konsulate entdeckt hatte. In wenigen Minuten saßen wir auf den Divans des deutschen Konsulats. Das Haus steht dicht an der See. Die brausenden Wellen bespülen seinen Fuß, und von seinen Fenstern aus hat man einen herrlichen Blick über das unermeßliche Meer. Nach einer freundlichen Bewirtung in dem gastlichen Hause machten wir eine Fahrt in die nächsten Umgebungen der Stadt. Durch die belebten Bazare ging's hinaus in die Ebene. Das ist die im Altertum wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit berühmte Ebene von Cilicien. Im Gegensatze zu ihr nannte

man die gebirgigen Teile der Provinz Cilicia aspera, das rauhe Cilicien. Die einst in höchster Blüte stehende Ebene ist heute nur noch dünn bevölkert. Man taxiert ihre gesamte Bevölkerung nur auf 150 000 Seelen. Nur drei Städte sind vorhanden, Mersin, Tarsus und Adana, die drei wichtigen Handelscentren Ciliciens, wozu man allenfalls noch Alexandrette jenseits des Golfes rechnen kann. Das alte Mopsueste dagegen, einst in der Kirchengeschichte eine berühmte Stadt, ist in dem heutigen Missis nur noch in kläglichen Resten vorhanden.

Nachdem ich nach unserer Rückkunft mit der entgegenkommenden Hilfe des deutschen Konsuls meine Angelegenheiten in Mersin geordnet hatte, machte ich mich auf nach dem etwa fünf Stunden landeinwärts gelegenen Tarsus. Aber wiewohl auf dem klassischen Boden der Heimat eines Apostels, ging die Reise nicht per pedes apostolorum, sondern auf der von Engländern erbauten Eisenbahn von statten, welche Mersin und Tarsus mit der Provinzialhauptstadt Adana verbindet. Es ist dies der einzige Schienenstrang im östlichen Teile von Kleinasien. Die Lokomotive führte den klassischen Namen Cydnus. Zwar ist es eine eigentümliche Empfindung, mit der Eisenbahn über die Ebene dahinzufahren, durch welche der Apostel Paulus als Kind so oft gewandert sein mag. Aber doch war es mir recht angenehm, diese einst fruchtbare, heute etwas langweilige Strecke so rasch zurücklegen zu können.

Ich hatte während dessen Muße genug, um mir vom Wagenfenster aus einen Überblick über die Ebene zu verschaffen. Es ist eine weite Niederung, die sich vom Meere herüber bis zu dem ungeheuern Wall des Taurus zieht, dessen dunkelblaue Vorberge man fortwährend vor Augen hat. Man sieht auf derselben nicht viele Bäume, dagegen zahlreiche fruchtbare Getreide- und Baumwollenfelder. Ausgedehnte Matten dienen den Rindern, Kühen und Büffeln zur Weide. Da und dort sieht man kleine Dörfer über die

Ebene zerstreut. Diese einst so vielgepriesene Ebene ist bis vor einem Jahrzehnt ein Herd giftiger Fiebermiasmen gewesen. Zumal im Sommer, wo eine glühende Hitze über der Ebene brütet, hielten es selbst von den Eingeborenen nur wenige im Tieflande aus. Die meisten, oft ganze Ortschaften, flüchteten vor den bösen Fiebern in ihre Yaïla, ihre Sommerfrischen auf dem Taurus, dessen unvergleichlich reine Bergluft auch manchem kranken europäischen Kinde Kraft und Gesundheit wiederzugeben vermöchte. Erst seitdem man in neuester Zeit die Gegend wieder angebaut und namentlich in der Nähe der menschlichen Niederlassungen wieder mehr Bäume gepflanzt, hat sich die Gesundheit der Lage bedeutend gehoben.

Ein schriller Pfiff der Lokomotive meldete die Ankunft in Tarsus. An dem kleinen Bahnhofe stieg ich aus. Von der Stadt war vorläufig nichts zu sehen. Durch ein Dickicht von Orangen- und Zitronenbäumen schlug ich den Weg nach der Stadt ein. Ein fast berauschendes Aroma entströmte den Orangengärten, wo zwischen zahllosen weißen Sternblüten die goldenen Früchte in Menge hingen. Daneben standen ungeheure Wallnußbäume und in ungewohnter Größe in voller Blüte auch die in Palästina und Syrien wohlbekannten Senfelacht-Bäume. Rosen hingen in ganzen Teppichen und Büscheln über Mauern und Hecken. Der Mai ist der Rosenmonat in Tarsus, da will das Blühen nicht enden. Immer wieder mußte ich beim Anblick dieser leuchtenden Blütenpracht des Paulus gedenken, der einst hier so manchmal im Frühling denselben Anblick genossen, der mit seinem Lebenswerke den Namen seiner Vaterstadt unauslöschlich in die Tafeln der Geschichte geschrieben hat, von der er jenem römischen Hauptmann und dem versammelten Volke (Ap.-Gesch. 21 und 22) einst nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein sagte: „Ich bin ein jüdischer Mann von Tarsus, einer bedeutenden Stadt in Cilicien.“

Orientaliſche Gaſtfreundſchaft.

Gaſthäuſer nach unſerer Art giebt es in Tarſus nicht. Man muß, um Unterkommen zu finden, entweder in dem ſchmutzigen Chan liegen oder Privatgaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen. Ich zog das letztere vor. Aber zunächſt ſchienen die Auſpicien hierfür ſehr wenig günſtig zu ſein. Die Häuſer, an denen mein Weg vorüberführte, ſahen keineswegs einladend aus. Vielfach waren's ſchmutzige Hütten ohne Luft und Licht. Suchend und prüfend ritt ich weiter. Endlich ſah ich draußen an dem ſüdöſtlichen Ende der Stadt ein ſtattliches Steinhaus ſtehen. Ein impoſanter, wie ein Schiffsmaſt durch Taue feſtgehaltener Flaggenſtock, der vor dem Hauſe aufgepflanzt war, verkündete, daß der Hausherr die Würde eines europäiſchen Vice-Konſuls erlangt hatte, — eine im Orient ſehr begehrte Auszeichnung. Auf dies Haus ritt ich zu. Je näher ich kam, deſto einladender erſchien es mir. Eine ſtattliche Reihe von Fenſtern an dem weitausgedehnten Gebäude bekundete das Herrenhaus von Tarſus. Das Kreuz über den Thüren beſagte, daß es Chriſten

waren, die darin wohnten. Näher gekommen, vernahm ich überrascht sogar Akkorde eines Klaviers, sanfte, melodische Klänge aus einer kultivierten Welt, die mein Ohr schon lange entbehrt hatte. Hier wohnten also auch die Musen!

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder!
Böse Menschen haben keine Lieder,"

so sagte ich mir mit noch mehr Recht als in der deutschen Heimat, wo fast in jedem Hause auch böser Menschen ein Klavier steht und eilte auf die Hausthür zu. Auf mein Klopfen erschien der Hausherr. Er war Vice-Konsul der Niederlande und mit seinem Bruder Inhaber des größten Handelshauses von Tarsus. In arabischer Sprache begrüßte ich ihn, wie es die Sitte gebietet, mit Segenswünschen, Frieden, Heil und langes Leben auf sein Haupt herabrufend. Er aber, mit vollendeter Höflichkeit, erwiderte mit verdoppelten Segenswünschen und lud mich aufs verbindlichste ein, sein Haus als mein Haus anzusehen.

Ich wurde hinaufgeführt. Ein sauberes Gastzimmer empfing mich, das dem Wanderer, der Wochen lang in der Schiffskoje oder auf der Erde schlafen mußte, ein wahres Wonnegefühl verursachte. Schöne Teppiche, hübsche Waffendekorationen an den Wänden, ein behaglicher Divan, selbst eine kleine französische und griechische Bücherei fehlte nicht.

Nach einem halben Stündchen wurde ich auch von den Damen aufs liebenswürdigste empfangen und sofort an die mit allerlei orientalischen Leckerbissen reich besetzte Mittagstafel geführt. Auf jedem Platz lag ein duftiges Blumensträußchen von Rosmarin und Rosen. Auf der Mitte des Tisches prangte eine Fülle von Blumen in reizender Zusammenstellung. Zunächst wurden Sprachversuche gemacht. Da die Familie, bestehend aus den zwei Brüdern, der Hausfrau, deren Schwester Fräulein Bukawala und dem Töchterlein Kristalléne, aus Griechenland stammte, war die Sprache des

Hauses griechisch. Eifrig bemühte ich mich, meine homerischen Brocken von früher an den Mann zu bringen. Erzielte damit aber jedesmal nur ein homerisches Gelächter meiner Gastfreunde über unsere abendländische Art, das Griechische auszusprechen. Nun verstanden zwar alle türkisch, aber damit stand es bei mir fast ebenso schwach wie mit dem Homerischen. Arabisch verstanden mit mir die beiden Herren, aber die Damen beide nicht. So einigten wir uns auf Französisch, das nur die Hausfrau nicht sprach und mit der ich mich durch Zeichensprache oder Übersetzung verständigen mußte. Ihre liebenswürdige Zeichensprache hinsichtlich der vor uns stehenden Leckerbissen, welche zu befolgen ich lebhaft bemüht war, ist mir nichtsdestoweniger bis zum heutigen Tage in bester Erinnerung. Wir anderen waren bald in eifriger Unterhaltung. Fräulein Bukáwala war eine weitgereiste Griechin. In Paris war sie über ein Jahr gewesen, hatte die Weltausstellung daselbst gesehen, hatte sich je ein Vierteljahr in Berlin und in Homburg vor der Höhe aufgehalten und hatte noch andere Gegenden von Deutschland bereist. Wer hätte gedacht, hier in dem weltfernen Nest jemand zu treffen, der die Schönheiten von Rüdesheim und des Niederwalddenkmals zu rühmen wußte! Von der deutschen Sprache freilich hatte sie nicht viel behalten. Ihre gesamten Erinnerungen an dieselbe faßte sie mehrmals in die langsam und nachdrücklich mit melodischer Stimme gesprochenen Worte zusammen: „Ich kann nichts deutsch! Ich kann nichts deutsch!“ Die Unterhaltung richtete sich namentlich auf die alte Streitfrage über die alte und neue Aussprache des Griechischen, besonders aber auf die Homer-Hypothesen, worin sie mit Lebhaftigkeit und Wärme die homerischen Gesänge als Werk *eines* Dichters verfochten. Man merkte, sie hatten ihre athenischen Schulen nicht vergeblich besucht.

Nach Tische wurde musiziert. In einem freundlichen Salon, von dessen Fenstern man einen hübschen Blick nach der Stadt hatte, stand das bewußte Klavier. Zwar Fräulein Bukáwala wollte sich nicht bewegen lassen, ihre Kunst fremden Ohren preiszugeben. Aber ihre kleine Schülerin Kristalléne spielte mit Geläufigkeit einige Sonaten und darauf ein Potpourri, in welchem ziemlich alle europäischen Nationalhymnen hinter einander das Völkerkonzert Europas musikalisch darstellten. Daß dabei einige Dissonanzen vorkamen, gehörte durchaus zur Sache. Auf ihre Bitten sang ich einige deutsche Volkslieder, an deren Melodie sie viel Freude zu haben schienen. Orientalische Lieder klingen ja ganz anders als die unseren.

Am Nachmittag fuhr ein stattlicher Landauer vor, um uns zu einer Fahrt in die Umgebungen der Stadt abzuholen. Wir fuhren hinaus in der Richtung des Cydnus und der Straße von Adana. Die Fahrt war zuweilen fürchterlich und wäre als Strafe für jugendliche Missethäter zu empfehlen. Die Straße war haarsträubend schlecht. Aber über Stock und Stein, über Löcher und große Feldsteine ging es im flotten Trab immer fort, daß wir nur so flogen, uns krampfhaft an unseren Sitzen festhaltend. Der aufmerksame Gastfreund, der mit im Fond saß und mir während meines ganzen Aufenthaltes in Tarsus willig seine Zeit opferte, schien die Sache weniger tragisch zu nehmen. Die Gewohnheit stumpft ja selbst gegen die größten Genüsse ab.

Indessen es kamen auch ruhigere Strecken. Und da hatte ich reichlich Gelegenheit, mir einen Begriff von der unglaublichen Fruchtbarkeit dieser Ebene zu machen, die im Altertum als Kornkammer weithin berühmt war. Es war damals, am 15. Mai, gerade die Zeit der Gerstenernte und Markttag. Da waren von den zerstreuten Dörfern der cilicischen Ebene die Arbeiter gekommen, um Beschäftigung in der Ernte

zu suchen. Es war eine großartige Illustration zu dem Gleichnisse unseres Herrn von den Arbeitern, die am Markte stehen und warten, ob sie jemand dinge. Denn es waren wohl 4000 Arbeiter, die sich auf den Märkten, Plätzen und Gassen drängten. Die meisten hatten, als wir kamen, schon Arbeit gefunden und zogen nun, eine wahre Völkerwanderung, hinaus auf die verschiedenen Erntefelder. Das war ein sprechender Beweis für die auch heute noch vorhandene Fruchtbarkeit dieser Ebene, an der so wenig rationell gearbeitet und doch so viel geerntet wird. Zu nichts braucht man im ganzen Lande das Jahr hindurch so viel Hände, als zum Ernten. Die einzige Maschine, die man bis jetzt dort kennt, ist die Dampf-Dreschmaschine. Zur Landbestellung genügen ihnen die menschlichen Kräfte. Aber die Ernte läßt sich bloß mit diesen kaum mehr bewältigen. Lange sahen wir die Schnitter in großen Haufen an uns vorüberziehen in ihrer phantastischen Turkmenenkleidung. Ich aber mußte unwillkürlich jenes Mannes gedenken, der einst gleich ihnen von dieser Stadt ausgezogen ist auf ein größeres Erntefeld, das weiß war zur Ernte. Welche Riesengarben hat der Tarser Paulus in die himmlischen Scheunen gebracht, nachdem er von hier hinausgewandert war, die Syrier, die Galater, die Macedonier, die Griechen, die Römer.

Auch sonst begegneten uns auf unserer Fahrt überall die Zeugnisse einer verschwenderischen Fruchtbarkeit. Blühende, üppige, fruchtbeladene Gärten allenthalben, und doch kaum eine Pflege derselben von menschlicher Hand! Im allgemeinen läßt man den Allah walten. Man läßt wachsen, was da wachsen will, und erntet die köstlichsten Früchte. Das Tarsus zur Zeiten des Paulus muß man sich denken als eine Stadt, die von einem Dickicht der herrlichsten und üppigsten Gärten von geradezu wuchernder Fruchtbarkeit umgeben war. Noch heute, wo die ganze Gegend so weit heruntergekommen ist,

bietet sie oft einen paradiesischen Anblick. Blicke nur hinein in diese Welt voll Leben und Farbe! Jede nur denkbare Schattierung von Grün erquickt hier dein Auge. Da stehen die gewaltigen Platanen, die hohen Palmen, die mächtigen Wallnußbäume. Da prangen ganze Wälder von Orangen mit ihrem hellschimmernden ins Gold hinüberspielenden Grün und neben ihnen die herrlichen Citronenbäume. Beide scheinen hier die Rollen gewechselt zu haben, denn die Orange kennt man hier nur zitronensauer, während die Citronen fast durchweg süß sind. Da ist der dunkle Olivenbaum, neben den hellen Feigen- und Aprikosenbäumen. Auch die schattigen Maulbeerbäume sieht man häufig, die man hier weniger zur Seidenzucht als vielmehr wie ein schattiges Spalier für die Reben benutzt, damit die daran hängenden Trauben nicht so früh reifen wie die an der Erde liegenden. Die Granatapfelbäume gedeihen ganz vortrefflich, und neben diesen und anderen Fruchtbäumen stehen namentlich am Cydnus zahlreiche Pappeln, Weiden, Trauerweiden. Kurz alle Bäume des Südens findet man in Tarsus in herrlichem Gedeihen bei einander.

Und dazu vernimmt das Ohr ein Rauschen und Murmeln der Wasser an allen Orten. Mit dem mildesten Klima der Ebene vereinigt sich hier ein ganz unerschöpflicher Wasserreichtum, um das alte Cilicien zu einer der fruchtbarsten Gegenden des Morgenlandes zu gestalten.

Wenn hier unter der wohlwollenden Unterstützung oder nur Duldung einer einsichtsvollen Regierung die fleißige Hand abendländischer Kultur einsetzen dürfte, das alte Cilicien würde bald wieder blühen wie ein Gottesgarten. Wir unterhielten uns auf unserer Fahrt über einen unternehmenden jungen Deutschen, der sich seit einigen Jahren dort niedergelassen hat und den ich in jenen Tagen kennen lernte. Derselbe stand im Begriffe, unter Beteiligung von Kapitalisten in Berlin

ein sehr umfassendes Landgebiet daselbst anzukaufen. Derselbe konnte die Fruchtbarkeit des Landes nicht genug rühmen. Namentlich auf den Mündungsbereich des Cydnus hatte er sein Auge gerichtet. Im Altertum waren dort die fruchtbarsten Ländereien Ciliciens. Heute ist alles Sumpf. Der Cydnus schwemmt nämlich im Winter eine Menge Geröll vom Gebirge herab. Eine weise Regierung sorgte im Altertum dafür, daß der treffliche Hafen an der Mündung, dem Tarsus seine Bedeutung verdankte, dadurch nicht verschlammt und versumpft würde. Von solchen Maßnahmen des wohlverstandenen eigenen Interesses weiß die heutige Regierung nichts. Durch die von Jahrhundert zu Jahrhundert angestauten Alluvialmassen hat sich eine Barre gebildet, welche die Wasser des Cydnus am freien Abfluß hindert und sie daher nötigt, das anliegende Land zu überschwemmen. Natürlich ist damit auch der Hafen, dieser einstige Schatz von Tarsus, verloren gegangen. Die Dampfer legen daher heute alle nicht mehr an der Mündung des Cydnus, sondern in Mersina an.

Gerade diesen sumpfigen Küstenstrich beabsichtigte unser kühner Landsmann zu kaufen. Als er dies Vorhaben dem türkischen Pascha mitteilte, sprach dieser kopfschüttelnd: „Allah ist groß und barmherzig — den Sumpf will der Deutsche haben? Allah erleuchte dich — wenn du Sümpfe haben willst, an mir soll's nicht fehlen." Jener hatte sich indessen überzeugt, daß das unter Wasser stehende Land keineswegs sumpfig sei. Er erzählte mir, daß er lange Strecken des „Sumpfes" durchritten habe, ohne daß das Pferd irgendwo in Schlamm geraten wäre. Ein Kanal, so hofft er, wird mit wenig Mühe den Wassermassen Abfluß zum Meere schaffen und die fruchtbarste Erde wieder zu Tage bringen. Dann würde durch tüchtige deutsche Arbeit der berüchtigte ciliciſche Sumpf bald von den Landkarten verschwunden sein und dafür würden die Schätze der seit $1^1/_2$ Jahrtausenden

vernachlässigten Erde wieder gehoben werden. Alles, meinte er, würde man hier mit größtem Erfolg anbauen können, nicht nur die jetzt schon, wenn auch mangelhaft, kultivierten Produkte wie Zuckerrohr, Baumwolle, Mais, Sesam, sondern auch Kaffee, Thee und Reis, während andererseits auch das Gebirge mit seinem Reichtum an Marmor und Kohlen eine treffliche Ausbeute verheißen würde.

Trümmer aus alter Zeit.

Bald nach unſerer Fahrt machte ich mich auf, um zu beſichtigen, was noch an alten Baureſten in Tarſus vorhanden iſt. Viel iſt es nicht, wiewohl die Stadt nachweislich ſchon vor 3000 Jahren geſtanden hat. Vieles mag noch unter der Erde begraben ſein. Sichtbar iſt nur noch das Bab Bulus, d. h. das Paulusthor, das an den größten Sohn von Tarſus erinnern ſoll, und das ſogenannte Grabmal des Sardanapal.

Das Paulusthor iſt das einzige noch ſtehende Stadtthor der früheren Feſtung. Es iſt eine edle Bauart, die uns trotz des neueren Flickwerkes an dem hohen Thore entgegentritt. Säulen, ſchön ornamentierte Steine aus alter Zeit, haben die Türken ohne Verſtand hineingemauert. Das Thor ſtammt wahrſcheinlich aus der Kreuzfahrerzeit und macht in der prächtigen grünen Einfaſſung hoher Bäume einen ſtattlichen Eindruck.

Viel merkwürdiger iſt das zweite Bauwerk aus alter Zeit, das ſogenannte Grabmal des Sardanapal. Schon die alten Tarſer zu Zeiten des Apoſtels Paulus rühmten ſich, daß Sardanapal ihre Stadt gegründet habe. Eine Reminiscenz an dieſen Mythus finden wir in dieſem Namen. Es

war schon gegen Abend, als ich den Weg zur Ruine nach Nordosten einschlug. Schon nach einer Viertelstunde stand ich vor dem eigenartigen gewaltigen Bauwerk. Dasselbe ist auffallend groß, einer Festung gleich viereckig gebaut. Ich schritt die Seiten ab und fand eine Länge von etwa 110 Metern, eine Breite von 35 Metern. Die Höhe der Mauern mag 8 Meter betragen, doch so, daß die obere Hälfte der Mauer um etwa $^1/_2$ Meter über die untere nach vorne ragt. Kein Quaderstein war an dem ganzen Gemäuer zu sehen. Vielmehr besteht der ganze Bau aus kleinen Steinchen, die felsartig mit dem Mörtel zusammengewachsen sind. Abgerissene Stücke dieses Gemengsels aus Kalk und Steinen glichen massivem Fels.

Das Ganze hat nur ein ganz kleines niedriges Thor. Da der Knabe, den ich fortgeschickt hatte, den Schlüssel zu holen, auf sich warten ließ, hatte ich Muße, die Umgebungen der Ruine näher zu besichtigen. Zwischen blühenden Citronenbäumen, durch kniehohes Gras und Hunderte von Prachtexemplaren des gefleckten Aaron ging ich um das Gebäude herum. Ganze Wälder von wildem Epheu mit glänzenden Blättern bedeckten das alte Gemäuer mit prächtiger Gewandung. Rings um das verwunschene Schloß trieb die Erde in üppiger Fruchtbarkeit die herrlichsten Bäume empor.

Während ich mir über die Bedeutung des merkwürdigen Gebäudes den Kopf zerbrach, kam der Knabe mit einem kolossalen Riesenschlüssel, dem größten, den ich je im Leben gesehen. Unseren vereinten Bemühungen gelang es, mit dem Ungetüm das kleine Thor zu öffnen. Wir traten ein. Da die Mauer, durch welche das Thor führt, $4^1/_2$ Meter dick ist, bildete dasselbe einen förmlichen Gang. Und diese ganz ungeheure Dicke von $4^1/_2$ bis 5 Metern haben die Mauern überall. Innerhalb des Ganges kam ich in einen weiten Hof. An den beiden Enden desselben stand je ein gewaltiger

Turm von der Höhe der übrigen Mauern, 20 Meter Front und 12 Meter Tiefe. Beide Türme zeigten trotz ihrer gewaltigen Ausdehnung nirgends einen Eingang. Nur an dem einen bemerkte ich unten ein Loch, das in einen sich abwärts senkenden niedrigen Gang führte. Als ich aber hineindringen wollte, wurde ich von einigen hinzukommenden Eingeborenen eindringlich gewarnt. „Der Teufel wohnt drunten!“ rief einer entsetzt. „Den fürchte ich nicht,“ antwortete ich und bückte mich, hinunterzukriechen. „Es sind aber viele Schlangen drinnen!“ riefen sie mir nach. „Die fürchte ich,“ erwiderte ich und ging zurück. Am Ende des Ganges, so hörte ich nachher erzählen, befindet sich ein Loch, das senkrecht in die Tiefe führt. Natürlich hat es im Glauben der Eingeborenen keinen Grund, und fürchterliche Wesen sollen dort hausen. Mit Fackeln sei man einmal vorgedrungen und habe einen Strohbrand hinuntergeworfen. Der sei gefallen und gefallen, ohne auf Boden zu stoßen, bis er in unermeßlicher Tiefe dem Auge entschwunden sei.

Der weite Hof, der von dem mächtigen Mauerwerk umgeben ist, dient heute als Begräbnisplatz der Armenier. Hier, wie in einer gewaltigen Festung, um die vielleicht im früheren Jahrhundert manchmal heiß gekämpft worden ist, legen sie ihre Toten zur Ruhe. Kleine Marmortafeln aus den nahen Marmorbergen mit armenischen Inschriften und mit dem armenischen Kreuze bezeichnen die Ruhestätten der Toten.

An einer Stelle konnte man die Mauern besteigen. Ich benutzte die Gelegenheit und ging droben auf den Mauern rings um das Gebäude herum. Da droben könnten bequem zwei Wagen an einander vorbei fahren. Das riesige Bauwerk hatte noch mancherlei Merkwürdigkeiten. Indessen war nichts zu entdecken, was über die frühere Bedeutung desselben hätte Aufschluß geben können.

Erst nach der Rückkehr in die deutsche Heimat konnte

ich mich näher darüber orientieren. Man hält das merkwürdige Bauwerk heute für einen Rest der baulichen Einrichtungen für die großen Feuerfeste, die man dem alten ciliciſchen Sonnengott Sandan feierte, deſſen Name ſchon zu Paulus Zeit mit dem des ſagenhaften Gründers der Stadt Sardanapal zuſammengeworfen wurde. Das waren wilde Feſte, ähnlich den Baalsfeſten drüben in Phönizien. Die beiden Türme innerhalb der Mauer dienten als rieſenhafte Feueraltäre und Scheiterhaufen. Flamme und Lohe mußten bei dieſen Feſten den feurigen Sonnengott in ihrer Sprache preiſen. Ein wild begeiſtertes Volk umtanzte mit den tollen Prieſtern die Flammen. Schändliche Orgien, wie bei allen Baalsfeſten, begleiteten das Feſt. Dieſe Sandanfeſte wurden zu Zeiten des Paulus noch ſehr lebhaft gefeiert. Und oft, wenn die Flamme da draußen durch die Nacht glühte und den dunkeln Himmel rötete, wenn ſie mit weit durch die ſtille Nacht hin ſchallenden Volksgeſängen den Feſtkönig im Bilde — an anderen Orten aber in Perſon — in den kniſternden, gen Himmel lodernden Flammenſtoß ſtürzten und verbrannten, mag Paulus als Knabe und als Mann mit düſtern Mienen drüben vor den Thoren der Stadt geſtanden haben, hinüberſchauend in den Feuerbrand auf dieſen alten Mauern, und tief empfindend, was für eine erhabene Sache es war um den Glauben an den lebendigen Gott gegenüber dieſen unſinnigen und vielfach unzüchtigen, gemeinen heidniſchen Religionsgebräuchen.

Inzwiſchen war es Abend geworden. Drüben im Weſten neigte ſich die Sonne zum Untergang. Eine prächtige, großartige Wolkenlandſchaft lagerte über dem Taurusgebirge. Die dunkelblauen Wolkenmaſſen öffneten ſich im Weſten zu einem wunderbar kolorierten glühenden Lichtthor. Darin verſank flammend in Purpurwolken die goldene Abendſonne. Eine überaus milde Luft wehte durch die Citronenbäume und um

die alte Feſtung. Vögel ſangen in den Zweigen, Grillen zirpten, drüben ertönte das Geläute weidender Kühe, die mit ihren Hirten zum Feierabend zurückkehrten in die Stadt.

Da wandte auch ich mich zum Gehen. Durch duftende Gärten und ſtille Gaſſen ging ich zurück, um noch einen freundlichen Abend im Hauſe des Herrn Avania zu verbringen. Die orientaliſche Gaſtfreundlichkeit zeigte ſich wiederum in ihrer ſchönſten Art. Auch nicht eine der kleinen feinen Aufmerkſamkeiten war vergeſſen, die einem Gaſte den Aufenthalt im fremden Hauſe angenehm und behaglich machen können. Und als ich im Geſpräch eine der Damen fragte, wo man die hübſchen ſilbernen Armbänder türkiſcher Arbeit haben könne, um vielleicht ein ſolches in die Heimat mitzubringen, zog dieſelbe ſofort das ihrige vom Arme mit der freundlichen Bitte, dasſelbe meiner Frau als Gruß aus Tarſus mitzubringen. Da half kein Sträuben. Das Xenion, wie ſie ſagte, durfte ich im Hauſe von Hellenen nicht ablehnen, ohne zu beleidigen. Das Armband iſt heute noch in unſerem Hauſe, und jedesmal erinnert es uns an die ganz außerordentliche Freundlichkeit, die ich in jenen Maitagen genießen durfte im Hauſe meiner helleniſchen Gaſtfreunde im alten Tarſus in Cilicien.

Die Stadt.

Südlich von Tarſus erhebt ſich über den letzten Häuſern ein ſchöner niedriger Hügel. Dorthin wandte ich mich am nächſten Morgen. Es iſt die einzige Anhöhe in unmittelbarer Nähe der Stadt, hoch genug, um einen umfaſſenden Blick über ganz Tarſus zu geſtatten. Dieſer Hügel muß zu allen Zeiten ein beliebter Punkt für die Tarſer geweſen ſein. Manchmal mag auch Paulus auf demſelben geſtanden haben.

Im Norden ſieht man die feſtungsartige, mit leuchtendem Schnee bedeckte Mauer des Taurusgebirges, herwärts die ausgedehnte grüne Ebene, und dicht zu Füßen des Hügels die Stadt. Wie oft mag Paulus in ſeiner Jugend von hier hinaufgeſchaut haben zu dem gewaltigen Gebirge. Dort hinter den Bergen wohnten die Galater und Lykaonier. Sie waren, ſo lehrte ihn ſein jüdiſcher Glaube, alle dem Verderben geweiht. Denn nur den Iſraeliten hatte Gott das Heil verheißen. Noch ahnte ja ſein jugendlicher Geiſt nicht jene große begeiſternde Idee von einem Reiche der Liebe Gottes, das alle Völker umſpannen ſollte. Noch kannte er nicht ſeinen damals noch in tiefer Verborgenheit lebenden Altersgenoſſen Jeſus in Nazareth. Täglich kamen in Tarſus als im Mittelpunkte

Das heutige Tarsus.

eines ausgedehnten Transithandels die Karawanen aus dem Inneren Kleinasiens an. Noch heute ist Tarsus der Ausgangspunkt für alle Karawanen, die auf der uralten Gebirgsstraße nach den Pässen der Porta Ciliciae reisen. Da kamen die Leute von Ikonium und von Antiochia am Sultan Dagh herunter. Von ihnen, den Kaufleuten, den Kamelstreibern, hatte Paulus schon als Kind viel von diesen Städten und Landschaften erzählen hören. Besonderen Eindruck hatte dann wohl auf ihn gemacht, daß auch jüdische Gemeinden dort vorhanden seien und daß auch zahlreiche Heiden sich dem Glauben Israels angeschlossen hatten. Täglich sah er von hier aus die hohen Berge, hinter denen jene Landschaften lagen. Wir begreifen, warum es ihn auf seiner ersten Missionsreise vor allem dorthin gezogen hat.

Doch aus der Ferne in die Nähe! Vor mir zu Füßen des Hügels lag die Stadt in einem Walde von fruchtbaren Gärten, über denen der Glanz der Morgensonne lag. Nach Osten und Westen dehnte sich die Ebene. Im Süden glaubte das Auge trotz des niedrigen Standortes einen Streifen des nahen Meeres zu erkennen. Es ist ein malerisches Bild, dies Tarsus mit seinen Türmen inmitten seiner Gärten. Manches stattliche Gebäude überragt die Menge der kleineren Häuser. Fünf schlanke, spitze Minarete ragen hinein in den blauen Himmel, der Stolz der Muhammedaner. Und im Osten erhebt sich gar freundlich mit dem heiligen Symbol des Kreuzes die auf unserem Bilde sichtbare kuppelgekrönte Kirche der Armenier. Besonders anmutig ist es, daß mitten unter den Häusern so viele grüne Bäume, hohe Pappeln und Palmen, Cypressen und Maulbeerbäume das Auge erquicken. Von hier aus gesehen, im Glanze der Morgensonne und des jungen Frühlings, macht die alte Heimat des Paulus mit ihren etwa 20000 Einwohnern in der That einen recht freundlichen und stattlichen Eindruck.

Dieser Eindruck wurde auch nicht verwischt, als ich nachher mit Herrn Avanta einen Gang durch die Straßen und Bazare der Stadt machte. Man darf nur, wie überhaupt in allen orientalischen Städten, nicht unsere europäischen Begriffe von Reinlichkeit in den Straßen mitbringen. In den Bazaren waren rechts und links in offenen Buden die verschiedenen Zweige des Tarsischen Gewerbefleißes zu sehen. Die Kaufleute saßen in ihren Kaufläden mit untergeschlagenen Beinen, wartend, bis ihnen Allah einen Käufer sende. Auch die Landleute, die Turkmenen, waren zahlreich zu sehen, viele noch mit einer großen Sichel bewaffnet. Das war ein Zeichen, daß sie Arbeit in der Ernte suchten. Ihre Kleidung war fast phantastisch zu nennen, oft in allen Farben des Regenbogens schimmernd. Die Gassen waren enge, daher das Gedränge zuweilen groß. Da suchten sich Menschen und Tiere, Türken, Kurden, Tscherkessen, beladene und nicht beladene Esel, von Büffeln gezogene Karren, lasttragende Kamele ihren Weg durch das bunte Gewirre.

Die Bevölkerung der Stadt macht einen freundlichen und angenehmen Eindruck. Namentlich habe ich die Jugend von Tarsus in guter Erinnerung. Kein einziges Mal habe ich aus ihrem Munde das Wort Bakschisch gehört, mit dem einen die liebe Straßenjugend anderer orientalischer Städte zu verfolgen pflegt. Oft, wenn ich diese hübschen gesitteten Kinder sah, mußte ich daran denken, wie einst auch Paulus als Kind durch die Straßen dieser Stadt geeilt ist.

Es war ein buntes Gemisch von Nationalitäten und Rassen, das uns in den Straßen entgegentrat, Türken, Turkmenen, Syrier, Griechen, Tscherkessen, Zirkassier. Der Name Türk darf nur den armen Turkmenen gegeben werden. Die vornehmen Türken würden ihn als eine Beleidigung von sich weisen. Sie wollen „Osmanli“ genannt sein. Auf die Turkmenen dagegen, wiewohl eines Stammes mit ihnen, sehen sie

mit großer Verachtung herab. Diese gelten als Ketzer, weshalb auch das von ihnen bewohnte Gebirge Giaur Dagh d. i. Ketzergebirge heißt. Mein Begleiter erzählte mir einiges von ihnen. Teils Bauern, teils Beduinen, heißen diese Turkmenen ihrer Religion nach Nusseiri. Diese Religion ist ein Zwischending zwischen Muhammedanismus und orientalischem Christentum. Äußerlich vor der Regierung bekennen sie sich zu Muhammed. Aber im Herzen wollen sie nichts von ihm wissen. Oft hat ihr Glaube etwas dem Fetischdienst Verwandtes. Namentlich spielt bei ihnen die auch bei den Muhammedanern Palästinas bekannte Sitte eine große Rolle, daß sie Tuchfetzen an heilige Bäume und Haine hängen, die, im Winde wehend, den betreffenden Heiligen an ihr Anliegen erinnern sollen. Ihr Hauptheiliger ist hier der Apostel Paulus. Den stellen sie höher als Muhammed, wiewohl sie von seinem Evangelium keine Ahnung haben. An ihn richten sie ihre Gebete am liebsten. Ist er doch ihr großer Landsmann, den die ganze Welt verehrt! Der Hain über seinem angeblichen Grabe in Tarsus ist daher stets mit Tausenden von wehenden Läppchen und Fetzen behangen.

Auch eine Christengemeinde befindet sich in Tarsus, und es begegneten uns auf unserem Gange manche ihrer Mitglieder. Zwar die alte Kirche von Tarsus, die der Welt einst berühmte Kirchenlehrer wie Diodorus von Tarsus schenkte, ist unter den Stürmen der islamitischen Eroberung gänzlich zu Grunde gegangen. Aber schon im frühen Mittelalter war der Stamm der Armenier vom Kaukasus aufgebrochen, in einer Art von Völkerwanderung sich über ganz Kleinasien verbreitend und armenische Christengemeinden begründend. Selbst im Innersten von Kleinasien, in Eregli und Iconium habe ich ihre Gemeinden getroffen. So waren sie auch nach Tarsus gekommen und hatten hier sogar ein eigenes Reich begründet. Die Reste davon haben wir vor uns in der

heutigen armenischen Gemeinde, deren interessanten Kirchhof wir besucht haben. Freilich ist in diesem, seit Jahrhunderten von dem lebendigen Pulsschlag der großen Christenheit isolierten Kirchlein wenig Leben vorhanden. Die amerikanischen Missionare haben sich daher ein Verdienst dadurch erworben, daß sie sich derselben freundlich angenommen und bereits eine kleine hoffnungsreiche evangelische Gemeinde aus ihrer Mitte gebildet haben.

Von den mannigfachen Gewerben, denen wir in den Straßen begegneten, interessierte mich am meisten die Weberei, die Arbeit, die einst auch Paulus in dieser Stadt getrieben hat. Wir gingen daher zunächst in die große Spinnereifabrik von Mavromati & Christmann, meines Gastfreundes von Mersin. Es ist der einzige Großbetrieb in Tarsus. Vierhundert Arbeiter wurden hier beschäftigt. Die hier verarbeitete Baumwolle wächst in der Ebene und wird mit viel Vorteil exportiert. Die Räder der Fabrik werden durch die gewaltige Kraft des Cydnus-Flusses getrieben. Viele kleine Mädchen von Tarsus vom zehnten Jahre an standen an den Spinnstühlen und wußten ihre Arbeit mit flinken und gewandten Fingern zu verrichten. Es hatte etwas Wehmütiges, diese lieblichen, freundlichen Kinder in der Heimat des Paulus so frühe schon in der Fabrik zu sehen anstatt in einer christlichen Schule. Aber sie schauten fröhlich drein und verdienten ihren Eltern unter der humanen Behandlung des Herrn Christmann wöchentlich ein hübsches Stückchen Geld.

Auch einige kleinere Webereien suchte ich noch auf. Da saß der eine in seinem Zelte nahe dem Cydnus, der andere in seiner kleinen Werkstatt in enger Gasse. Zu dem letzteren trat ich ein. An einem primitiven Webstuhle, wie ihn wohl auch Paulus gehabt hat, saß der alte Mann. Über seinem mit roter Mütze bekleideten Haupte hingen die Garne. Neben ihm standen seine Schuhe und ein Wasserkrug. In einem Körbchen

lag eine Anzahl neu aufgewickelter Spulen. Unter dem Webstuhl war eine Vertiefung in der Erde, in welcher die Füße ihre Arbeit thaten, während die Hände emsig das Schiffchen hin- und herfliegen ließen und ab und zu eine neue Spule einsetzten. Einförmig ging die Arbeit fort. Nur ab und zu riß ein Faden; den mußte er wieder anbinden. Und doch war mir die Arbeit sehr interessant. Denn so hat einst auch Paulus mehrere Jahre lang in dieser Stadt gesessen, während er unter der monotonen Arbeit den tiefsten Geheimnissen des Reiches Gottes nachdachte.

Der Cydnus und das Meer.

Tarſus hatte von Natur eine äußerſt glückliche Lage. Mitten in einer der fruchtbarſten Ebenen des Altertums gelegen, vor den Thoren des weltberühmten Tauruspaſſes, an den Ufern eines bis zum Meere ſchiffbaren Stromes, im Beſitze eines trefflichen Seehafens an deſſen Mündung, war es der gegebene Stapelplatz für den ganzen Handel des ſüdöſtlichen Kleinaſiens. Durch die Gunſt des Kaiſers Auguſtus war die Stadt zur Freiſtadt mit ausgedehnter Selbſtverwaltung und mit dem Ehrentitel Metropolis erhoben worden. Dazu kam zu Zeiten des Paulus noch eine ganz hervorragende Blüte von Kunſt und Wiſſenſchaft. So hat denn der Apoſtel ſeine Jugend in einer Stadt verbracht, in welcher alle Impulſe des öffentlichen Lebens einer Großſtadt, Handel und Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft in hervorragendem Maße vertreten waren. Und doch eine Großſtadt wie bei uns, wo das Leben in und mit der Natur ganz verloren geht, war Tarſus nicht. Es war vielmehr zugleich umgeben von jeder Art von Naturſchönheiten. Es war doch eine ſchöne Welt, die der jugendliche Paulus hier täglich vor Augen hatte, der majeſtätiſche ſchnee-

bedeckte Taurus, die weite Ebene voll Reichtum und Fruchtbarkeit, der brausende Cydnus mitten in der Stadt, das unermeßliche, blaue Meer in nächster Nähe.

Dem Cydnus machten wir einen besonderen Besuch. Einst strömte er mitten durch Tarsus. Von beiden Seiten schauten die Tarser von ihren Fenstern und Dächern auf den quellfrischen Strom hinab und grüßten die vorüberrudernden Schiffer. Hier in Tarsus spielt jene Scene, die Shakespeare besungen hat, wo Kleopatra in Purpur und Königsdiadem, umgeben von Liebesgöttern, als Aphrodite den Cydnus herauffährt, um auf offenem Markte von Tarsus um die Liebe des Antonius zu werben. Heute ist's anders geworden. Einsam ist's um den Cydnus her. Die Stadt liegt östlich abseits vom Flusse. Keine Philosophen wandeln mehr an seinen Gestaden. Keine wohlgepflegten Gärten stehen mehr hier draußen. Auf beiden Seiten dehnt sich die grüne Ebene. Nur ein dichter Uferwald begleitet den Lauf des Flusses mit prachtvollem Grün, Pappeln, Platanen, Palmen, Trauerweiden, Maulbeer- und Olivenbäumen. Zwischen dieser stolzen Einfassung sucht der einst so belebte Fluß einsam seinen Weg.

Wir kamen an den Ufern des Cydnus an. Es hatte gerade stark geregnet im Gebirge. Darum war der Fluß trübe. Schäumend und brausend eilte er mit großer Hast vorüber. Freilich war's nicht der ganze Fluß, den wir vor uns hatten. Derselbe wird in zehn Kanäle geteilt, welche Stadt und Gärten zu bewässern haben. Erst unterhalb der Stadt bei der großen Steinbrücke findet man wieder alle Wasser vereinigt, wiewohl der Fluß gerade dort, zwischen Felsen eingeengt, nur 60 Meter breit ist. In der Nähe der Stadt ist der Cydnus wegen dieser Ableitung von Kanälen oft nur 20 bis 30 Meter breit. Vom Juli an, wo die Schneewasser des Taurus spärlicher rinnen, wird der Fluß

überhaupt ſchwach und klein, bis ihm der Winter wieder neue ungeſtüme Waſſermaſſen zuführt.

Der Katarakt des Cydnus.

Wir gingen ſtromauf zu den Katarakten des Cydnus. Schon von ferne hörten wir das Brauſen und Toſen. Endlich ſtanden wir vor dem Waſſerfall. Unſer Bild, das bei ganz

niedrigem Wasserstand aufgenommen ist, giebt nur einen geringen Begriff von der Schönheit des Kataraktes zur Frühlingszeit. Es war ein prächtiger Anblick, umsomehr, als starke Regengüsse vorangegangen waren. Wohl 100 bis 120 Meter breit brauste der Cydnus wildschäumend über eine von mächtigen Felsblöcken gebildete Bank von 2 bis 3 Meter Höhe herab. Die Sonne blitzte in der glatt sich rundenden Wasserfläche dicht oberhalb des Falles. Und dann stürzten die Wellen tosend herab. Wie das schäumte und Wolken hinausstäubte! Mächtige Baumstämme, die der Cydnus von den Bergen mitgebracht, lagen zwischen den Felsblöcken eingeklemmt, — eine Erinnerung an frühere Zeiten, wo man diese Stämme des holzreichen Taurus in langen Flößen vom Gebirge herunterbrachte zum Meer. Mitten im Katarakt befinden sich kleine Inseln mit prachtvollem hohen Schilf, hellgrünen Büschen und Bäumen. Eine hohe Palme steht einsam oberhalb des Wasserfalles, auf die blitzende Pracht zu ihren Füßen herniederschauend.

Die heutigen Tarser nennen den Cydnus ennahhr el bärd, d. h. der kalte Fluß. Der Name erinnert an den Barada bei Damaskus, und hat seinen Grund in der stets kalten Temperatur des Wassers. Es kommt ja von der Schneeschmelze und läuft lange durch tiefe Felsenthäler des Taurus, in welche nur selten ein Sonnenstrahl dringt. Dieser Name erinnert uns an ein weltbekanntes Ereignis, das sich einst hier zugetragen hat. Als nämlich Alexander der Große den wilden Gebirgspaß der „cilicischen Pforte", den heutigen Kulekk Boghas gewonnen und in die cilicische Ebene herabgestiegen war, um bei dem nahen Issus in der weltberühmten Schlacht dem Darius entgegenzutreten, da schlug er hier bei Tarsus sein Lager auf. Erhitzt vom Marsche sehnte er sich nach einer Kühlung in dem kristallklaren Flusse, und stieg ohne Säumen hinein in die eisigen Fluten. Halbtot lag der

König nach wenigen Minuten unter den Händen seiner treuen Macedonier, und wenig hätte gefehlt, so hätte der Heldenkönig unmittelbar vor der entscheidenden Schlacht seines wunderbaren Eroberungszuges ein jähes Ende in den Wellen des Cydnus gefunden. Herr Avania zeigte mir unterhalb des Kataraktes die angebliche Stelle, wo Alexander gebadet haben sollte und meinte, dies Fieber, das sich Alexander hier geholt, sei er nie wieder ganz los geworden. Dasselbe habe ihm noch im fernen Indien den Tod gebracht.

Von Tarsus aus hat der Cydnus noch eine Strecke von ein paar Stunden zu durchfließen. Heute ist's tot und einsam auf seinen Wassern. Kein Schiff, kein Floß darf sein Rücken mehr tragen, seitdem der Ausfluß ins Meer versperrt ist. Der einst so belebte Hafen ist versandet und vergessen. Einst war's anders drunten an der Mündung des Cydnus. Da stand stets ein Wald von Masten auf dem blauen Meer, und eine große Zahl von kleineren Schiffen vermittelte den Verkehr mit der Stadt, wenn die Seeschiffe nicht selbst hinauffahren konnten. Und es ist nicht ohne Bedeutung, daß Paulus von Jugend an so viel mit dem Meere zu thun hatte. Er ist gewiß oft auf dem Cydnus hinuntergefahren zum Meer. Da standen die Schiffe von Antiochia, Alexandria, Ephesus, Athen, Korinth, Marseille, Spanien. Und es war gewiß nicht das erstemal, daß er ein Seeschiff bestieg, als er nach Jerusalem, oder gar auf seinen weiten Missionsreisen ins Abendland fuhr. Das Meer war ihm so von Jugend an ein vertrautes Element. Kein Wunder, daß er auf jener letzten stürmischen Seefahrt seines Lebens nach Rom dem römischen Hauptmann so treffliche Ratschläge zu geben wußte.

Auch für seinen späteren apostolischen Beruf war dieser intime Verkehr des jungen Paulus mit der See nicht ohne bedeutsame Wichtigkeit. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt

er auch die nötigen Eigenschaften dazu. Zum Amte eines Paulus gehörte notwendig eine gewisse Wanderlust, wie wir sie auch bei späteren Missionaren, z. B. Livingstone, so manchmal finden. Und hier in unmittelbarer Nähe des Meeres, am verkehrsreichen Cydnus hat sich auch bei Paulus jener Trieb in die Ferne entwickelt, den wir an ihm wahrnehmen. Hier ist jene Wanderlust in ihm aufgewacht, die ihn sein Leben lang begleitet hat. Hier wurde schon in früher Jugend, ganz anders als bei den Aposteln vom See Genezareth, sein Blick hinausgelenkt zu den mannigfaltigen Küsten des schönen Mittelmeeres, deren Schiffe er immer wieder vor der Mündung des Cydnus und an den Ufern seiner Vaterstadt erscheinen sah. Von den vielen Fremden, die aus weitester Ferne kamen, ließ er sich wohl manchmal erzählen von fremden Landen. Wenn man abends in Tarsus zusammensaß, dann lauschte schon der Knabe Paulus mit Spannung den Dingen, welche die Weitgereisten von den griechischen, italienischen, französischen und spanischen Küsten zu berichten wußten. Und wir sehen in alledem bewundernd, wie schon von früher Jugend an eine hohe Hand dies auserwählte Rüstzeug vorbereitet hat zur Predigt des Evangeliums in den Ländern des Mittelmeeres. Wir verstehen immer von neuem, warum Paulus selbst späterhin in seiner ganzen Lebensführung anbetend ein Wunderwerk der göttlichen Führung erkennt, wenn er sagt (Gal. 1, 15), daß es Gott wohlgefallen habe, ihn von seiner Mutter Leibe an auszusondern zur Verkündigung des Evangeliums unter den Nationen*) des römischen Imperiums.

*) Das Wort Heiden in unserer Bibel heißt, wörtlich übersetzt, immer Völker, Nationen.

Paulus in Tarsus.

Häufig hat man die Vermutung aufgestellt, daß Paulus nach seiner Reise von Jerusalem nach Tarsus (Ap.-Gesch. 9, 30) sofort angefangen habe, in Cilicien und Syrien das Evangelium zu predigen (nach Gal. 1, 21). Allein alle diese Vermutungen haben etwas Schattenhaftes und Wesenloses. Wir haben darüber auch nicht eine Andeutung im Neuen Testament, weder in der Apostelgeschichte noch in den Briefen des Paulus selbst. Auch fehlt jede thatsächliche geschichtliche Spur davon, daß er die dortigen Gemeinden (Ap.-Gesch. 15, 41) gegründet haben sollte.

Wir sind daher genötigt anzunehmen, daß Paulus auch nach seiner Reise von Damaskus nach Jerusalem noch zwei bis drei Jahre in aller Stille in der alten Heimat zu Tarsus zugebracht hat. Denn erst im Jahre 43 wurde er nach Antiochia gerufen. Wir werden nicht weit fehl gehen, wenn wir die Zahl der Lebensjahre des Paulus mit der Jahreszahl des Jahrhunderts gleichstellen.*) Dann war er ein Mann von vierzig Jahren, als er wieder in Tarsus ankam. Wir möchten uns freilich fast wundern, daß der Mann, der

*) Im Philemonbrief im Jahre 60 nennt er sich schon einen „alten Mann."

schon in Damaskus und in Jerusalem mit Erfolg das Evangelium gepredigt hat, noch länger schweigt. Aber wir lassen uns in unserem Urteil vielleicht zu sehr von unseren heutigen Zuständen beeinflussen, wo jeder Kandidat, wenn er nur sechs Semester und das Examen hinter sich hat, auch bei großer Jugendlichkeit ohne weiteres zum Predigtamt befähigt wird. Damals war es anders. Wir haben im Neuen Testamente auch noch ein anderes merkwürdiges Beispiel von einem, der lange gewartet hat. Das ist der Baumeister von Nazareth. Auch er hätte wohl manches zu predigen gewußt. Aber er wartete, bis die Trompete des Herolds durchs Land schallte und ihn an seinen Platz rief. So wartete auch Paulus in Tarsus in aller Stille auf den Ruf seines Herrn.

Im Judenquartier zu Tarsus schlug er wie früher seine Wohnung auf. Und diese dreijährige Stille, von der kein Geschichtsschreiber, kein Heldenbuch berichtet, war gewiß keine verlorene Zeit. Für sein nachmaliges Werk war es von der größten Bedeutung, daß er nun nach der mehrjährigen Zurückgezogenheit in der arabischen Wüste noch einmal längere Zeit unbeachtet und ungestört an einem der glänzendsten Sitze der damaligen Zeitbildung und Wissenschaft weilte. Seit Alexander dem Großen, diesem genialsten Pionier abendländischer Kultur im Morgenlande, hatte griechische Bildung in Tarsus Wurzel gefaßt. War auch die Landschaft selbst mit ihrer semitischen Bevölkerung und Sprache solchen Einflüssen noch ziemlich verschlossen, so war doch die Hauptstadt selbst hierin eine der fortgeschrittensten Städte des Ostens. Für den ganzen Orient war Tarsus eine der hervorragendsten Pflanzstätten hellenistischer Bildung. Ja, die dortigen Gelehrtenschulen waren mit die ersten der damaligen Welt und konnten sich mit Athen und dem berühmten Alexandria getrost messen. Der große Geograph Strabo, selbst ein Kleinasiate, weiß von einer stattlichen Zahl hochangesehener Gelehrten

zu berichten, die dort ihre Lehrstühle hatten oder ihre Studien machten. Man trieb dort Philosophie, Poesie und namentlich Rhetorik. Wofür man in unserer Zeit gar keine Schulen mehr nötig zu haben meint, was man glaubt, dem Zufall überlassen zu können, die gewandte elegante mündliche Handhabung der Sprache, das galt damals als das erste Erfordernis einer guten Bildung. Darum nahmen die Rhetorenschulen die erste Stelle ein. Auf Schriftstellerei gab man damals wenig, auf formvollendete Rede alles.

Wenn wir freilich in den Briefen des Apostels immer wieder einer gründlichen Verachtung dieser Philosophie und Schönrednerei begegnen, so darf uns das nicht wundern. Das war eben damals nicht mehr die ernste edle Philosophie eines Plato, sondern eine haltlose, jeder sittlichen Tiefe entbehrende Sophisterei. Die Rhetoren waren Schwätzer, die nur nach dem Beifall und noch mehr nach dem Geldbeutel ihrer Zuhörer schielten. Persönliche Eitelkeit war meistens die Triebfeder der glänzendsten Disputationen und Reden. Diese innere Hohlheit einer äußerlich glänzenden „Philosophie" lernte Paulus hier gründlich kennen, und wir verstehen ihn, wenn er späterhin für seine erhabene Predigt des Evangeliums jede Gemeinschaft mit diesen gelehrten Schwätzern weit von sich weist (1. Kor. 2, 1 ff., 1, 20 ff.). Zugleich aber lernte Paulus hier in diesem glänzenden Sitze griechischer Bildung den griechischen Geist verstehen, die griechische Sprache handhaben. Sind auch seine Briefe keineswegs in klassischem Griechisch geschrieben, so hat er diese Sprache doch seinem gewaltigen Geiste unterzuordnen gewußt und ist damit derjenige Schriftsteller geworden, der mit seinen Schriften einen größeren Einfluß auf das Geistesleben der Welt gewonnen hat, als alle anderen zusammen, die jemals in griechischer Sprache Bücher geschrieben haben.

Die Familie des Paulus erfreute sich ohne Zweifel

wegen ihres römischen Bürgerrechtes eines gewissen Ansehens in der Stadt. Wer von seinen Verwandten noch dort lebte, wissen wir nicht. Seine Eltern werden niemals erwähnt. Sie waren wohl längst gestorben. Seine Schwester war in Jerusalem verheiratet (Ap.-Gesch. 23, 16). Von einem Bruder, der ihm später auch in der Predigt des Evangeliums half, hören wir später gelegentlich in seinen Briefen (2. Kor. 8, 18. 22; 12, 18).

Womit sich Paulus in dieser Zeit beschäftigt hat? Nun, sein Rabbinertum hatte er ein für allemal aufgegeben. Es blieb ihm nichts übrig, als wieder zu dem Handwerk zurückzugreifen, das er einst erlernt, das er neulich in Arabia getrieben, und das ihm auch späterhin während seiner apostolischen Reisen so wichtige Dienste leisten sollte. Unter den mannigfaltigen Industriezweigen der gewerbefleißigen Stadt war keiner so blühend wie die Weberei. Im Tarifgesetze des Kaisers Diokletian wird die Leinewand von Tarsus als besonders vorzüglich erwähnt. Vor allem aber war es die Grobweberei, welche hier Tausende von Händen beschäftigte. Auf den cilicischen Bergen bis tief hinein in den Taurus weideten zahllose Schaf- und Ziegenherden. Noch heute war ich bei einer Reise über den Taurus oft erstaunt über die Menge der Herden, zum Teil kostbare Angoraziegen und Mohairschafe, welche in diesen rauhen Bergen Nahrung finden. Deren Wolle wurde von den zahlreichen Karawanen, die das cilicische Thor passierten, mit heruntergebracht und in Tarsus zu Teppichen, Mänteln, Tuchen, speziell die Ziegenhaare zu schwarzem Zelttuch verarbeitet und von den dortigen Handelshäusern in den Welthandel gebracht.

Im Morgenlande alter und neuer Zeit pflegen die einzelnen Gewerbe ihre besondere Gasse, ihren besonderen Bazar zu haben. So werden wir auch den Paulus während dieser Zeit in der Webergasse in Tarsus zu suchen haben. Mit-

dem vielleicht vorhandenen Vermögen mag er das Geschäft in Gemeinschaft mit seinem Bruder, vielleicht auch mit einigen Gesellen getrieben haben. Je nachdem die Aufträge lauteten, mögen sie bald Zelte, bald Mäntel, bald Teppiche hergestellt haben.

Von seinen Fenstern oder von seinem ebenen Dache aus sah Paulus täglich den waldigen und in der Höhe schneebedeckten Taurus vorübergrüßen. Am rauschenden Cydnus sah er oft die Philosophen ihre Vorträge vor ihren Schülern halten. Die Schiffe zogen Monat für Monat an ihm vorbei. Breite Flöße sah er auf den eilenden Wellen zum Meere hinunterziehen, mit langen Stangen gelenkt durch die struppigen cilicischen Hinterwäldler. Alles schien ihm hier zu winken: „Hinaus in die Ferne!“ Aber er blieb und wartete. Und während er in seiner Werkstatt an scheinbar unbedeutender Arbeit saß, verwandelte ihm der Geist Gottes den Ort zu einer Werkstatt viel höherer Art, indem er immer tiefer eindringen durfte in die Erkenntnis Jesu Christi, die niemals ein Werk einer Stunde der Bekehrung, sondern nur einer ernsten Arbeit von Jahre langem betendem Nachdenken sein kann und die nachmals kein Apostel in seinen Briefen so hoch gerühmt hat, wie gerade Paulus.

Und während er dort in der Stille wuchs, ging draußen die Welt ihren Gang weiter, und ihre Ereignisse bereiteten die Völker mehr denn je vor zur Aufnahme des Evangeliums. Die Völker seufzten unter dem Regimente so scheußlicher Despoten, daß man unwillkürlich nach einem Retter, nach einem Heiland ausschauen mußte in einer so verkehrten Welt. Unter den Schrecken der damaligen Zeit nahm, wie Sueton berichtet, immer mehr der Glaube an alte Weissagungen überhand, daß vom Osten, aus dem kleinen Judäa, der Welt ein Erlöser kommen werde. Nach dem Tode des schrecklichen

Tiberius im Jahre 37, zur Zeit der Bekehrung des Paulus, hatte ein noch scheußlicheres Ungeheuer in Menschengestalt den Thron der Welt bestiegen, der Kaiser Caligula. Furchtbare Nachrichten aus Rom setzten die Welt immer wieder aufs neue in Schrecken. Morden und Totschlagen war des Kaisers größtes Vergnügen. Hinrichtungen, Niedermetzelungen gehörten bei ihm zum täglichen Brot. Seinen Bruder ermordete er. Sein Schwiegervater mußte sich mit einem Rasiermesser die Kehle durchschneiden. Im Theater ließ er ganze Scharen ohne Grund zu seinem Vergnügen den wilden Thieren vorwerfen. Dann ergötzte er sich königlich daran, wie ihnen die Gliedmaßen zerrissen wurden und wie ihre kläglichen Schreie durchs Theater gellten. Als einmal das Volk am Ufer von Neapel seine kaiserliche Galeere bewunderte, ließ er die Zuschauer schnell greifen und im Meer ersäufen. Niemand war vor seinen Launen sicher. Seinen Opfern ließ er die Glieder abschneiden, ließ sie durch Pferde auseinanderreißen, verbrennen, mit eisernen Ketten Tag für Tag peitschen, bis die arme Seele herausgehauen war. Dabei hatte er nur die eine Sorge, die Todesqualen möglichst lange auszudehnen, um sich daran zu weiden. „Hätte doch," so rief er einmal im Theater aus, „das ganze römische Volk nur einen Hals!" Dann hätte er ihnen auf einmal die Gurgel abgeschnitten.

Nur gegen sein Leibpferd schien er zärtlich zu sein. Das trug Diamanten-Halsbänder von unermeßlichem Wert und Purpurkleider wie der Kaiser. Es wohnte in einem Marmorpalaste, der aufs prächtigste eingerichtet war. Es hatte seine eigene Dienerschaft. Und wenn es schlief, dann wehe der Nachbarschaft, wenn sie sich nicht ganz stille verhielt, um den Pferdeschlaf nicht zu stören.

Dabei watete der Kaiser in einem Sumpf von Unsittlichkeit, ebenso der Abscheu wie das Vorbild vieler Zeitgenossen.

Unzucht war ihm Lebensbedürfnis. Ehen schloß und löste er, wie er sich bei den Mahlzeiten verschiedene Gerichte auf- und abtragen ließ. Ob diese Frauen seine eigenen Schwestern oder anderer Ehefrauen waren, galt ihm gleich. Oft jagte er sie nach wenigen Tagen weg, nachdem er sie behandelt hatte wie das Vieh. Selbst den Kaiserpalast machte er zum Schauplatz öffentlicher Unzucht, um Geld damit zu verdienen. Denn so verschwenderisch er war, so daß er z. B. die ganze Hinterlassenschaft des Tiberius, 500 Millionen Mark, in einem Jahre durchbrachte, so geldgierig war er auch. Oft ließ er sich ungeheure Haufen von Goldstücken in einem Saale aufschütten. Dann ging er barfuß darauf spazieren oder wälzte sich mit dem ganzen Körper darauf herum.

Und bei alledem hielt sich dieses gekrönte Scheusal für einen Gott und die Welt mußte ihn als Gott verehren. Die schönsten Götterstatuen ließ er von Griechenland herüberholen, ihnen den Kopf abschlagen und dafür den seinigen darauf setzen. In einem prachtvollen Tempel zu Rom stand seine eigene Götterstatue. Dieser wurden täglich ganz gleiche Kleider angezogen wie ihm selbst. Und während dessen zog er selber, der bleiche dicke Wüterich mit der finsteren Stirn und dem abschreckend widerlichen Gesicht durch die Straßen von Rom, bald läppisch in Weiberkleider gehüllt, bald mit vergoldetem Bart und wie Zeus einen Blitz in der Hand tragend. Die Welt wurde von einem Narren regiert und zitterte vor ihrem Narren.

Ist es da ein Wunder, daß ein Seufzen durch die Völker ging, daß sie ängstlich ausschauten nach einem Retter, nach einer neuen Zeit? Auch nach Tarsus, wo sich gerade während der Regierungszeit dieses Kaisers Paulus aufhielt, kamen diese Nachrichten. Und sie gaben dem künftigen Apostel viel zu denken. Ihm war es ein Zeichen, daß das Ende nahe, daß die Welt reif sei zum Gericht. Denn eine so verderbte

Welt konnte nicht mehr lange bestehen. Paulus hat auch thatsächlich im Anfang seiner Thätigkeit mit großer Bestimmtheit erwartet, die Wiederkunft Christi noch zu erleben (vgl. die Thessalonicherbriefe). Um so mehr wartete er auf einen Ruf Gottes, der ihn hinausführen sollte auf sein Arbeitsfeld. Denn bevor Christus kam, mußte ja der ganzen Welt das Evangelium verkündigt werden. Die Zeit war kurz. Um so mehr mußte geeilt werden, allen Völkern die Nachricht von dem Erlöser zu bringen. Das Gefühl der Verpflichtung hierzu, das ihn zum Schuldner aller Völker macht, beherrscht ihn sein ganzes Leben lang. Dies Gefühl treibt ihn von Ort zu Ort. Es läßt ihn nirgends für lange Zeit oder gar für immer rasten. Hinaus, hinaus zieht es ihn, um noch vor Thoresschluß allen Völkern das Evangelium zu bringen.

Und Paulus sollte mit seinem festen Glauben an eine führende höhere Hand in seinem Leben nicht getäuscht werden. Nachdem er zwei bis drei Jahre lang in Tarsus geharrt, kam der Ruf an ihn von einer Seite, woher er es am wenigsten erwartet hätte. Die Fahne Jesu Christi wurde ihm unvermutet in die Hand gedrückt. Und von da an hat er sie, ein getreuer Bannerträger seines Herrn, nimmer losgelassen, bis er sie durch die halbe Welt getragen, bis er sie aufgepflanzt hatte auf dem römischen Kapitol, bis sie seiner sterbenden Hand entsank mit der Gewißheit, die er wie in einer selbstverfaßten Grabesinschrift in den Worten ausgesprochen hatte:

Ich habe einen guten Kampf gekämpft!
Ich habe den Lauf vollendet!
Ich habe Glauben gehalten.
Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.

ntiochia.

Bist du auch in Staub gesunken,
Stolzes Antiochia,
Dennoch lebt dein Nam für immer
In der Kirche fern und nah.
Sehn wir nicht in deinen Gassen
Pauli heilige Gestalt?
Gabst nicht du den Christennamen,
Der noch heut die Welt durchhallt?

Wenige Jahre ist es her, seitdem man in Spanien und in der ganzen Welt jenen denkwürdigen dritten August gefeiert hat, in dessen Morgengrauen vor vierhundert Jahren der kühne Genuese von dem kleinen Hafenstädtchen Palos aus seine drei schwachen Karavellen den Wogen des atlantischen Oceans anvertraute, um durch die ungeheure Wasserwüste abendwärts den Weg nach Indien zu suchen. Soweit das Auge reichte, war in dem weiten Golf von Valencia das Meer von festlich geschmückten Schiffen bedeckt, von dem kleinen unscheinbaren Segelboot bis zu den mächtigsten Dampfern. Fast alle seefahrenden Nationen der Erde waren vertreten. Mitten unter den Kolossen der modernen Schiffsbaukunst, den Panzern, Kreuzern und Korvetten aus allen Gegenden der Welt,

schwankte ein merkwürdiger altertümlicher Bau mit hohem Bug und Hinterteil auf den Wellen. Es war die „Santa Maria", die getreue Nachbildung des Admiralsschiffes des Kolumbus, ein gebrechliches Fahrzeug, wie ein Fremdling aus vergangenen Jahrhunderten, aber geschmückt wie mit Siegestrophäen mit den Flaggen aller amerikanischen Staaten. Es soll ein geradezu überwältigender Moment gewesen sein, als sich unter dem Schall der Nationalhymnen aller Länder die riesige in langgestreckter eisenstarrender Parade daliegende Schiffslinie unter dem Blitzen der Geschütze, unter dem Donnergruße ihrer ehernen Mündungen plötzlich in Bewegung setzte und die schwerfälligen Panzerkolosse mit einem meisterhaft ausgeführten Manöver nach Osten abschwenkten, um der kleinen kühnen Santa Maria als ihrer würdigsten Führerin ins Meer hinauszufolgen, während sich vom Lande her die jubelnden Zurufe von Hunderttausenden unter den betäubenden Kanonendonner mischte. Und als in dunkler Nacht der ganze Horizont der weiten Bai wie ein Flammenmeer zu glühen begann, als ein wahrer Feuerregen über dem sonst so stillen Gestade von Palos sprühte, an immer neuen Punkten Feuersonnen und Raketen aufblitzten, die sich in dem feuerleuchtenden Meere spiegelten, während droben vor all dem Glanze die Sterne am Himmel erbleichten, da schienen all diese Feuergarben mit ihrer Flammenschrift nur den einen Namen an den Himmel schreiben zu wollen: Christophoro Colombo. Und all die hunderttausend Jubelrufe vom Lande, die über das stille Meer dahin brausten, waren nur eine große Huldigung, ein Gruß nach vierhundert Jahren dem Manne, dessen kühne That einst die neue Welt entdeckt hat.

Ich weiß noch einen anderen Hafen der Welt, still und entlegen. Kein stolzes Fahrzeug sucht ihn mehr auf, kein Fuß eines Europäers betritt ihn mehr. Wie tot und ausgestorben liegt er im fernen Osten. Und doch haben einst

Das heutige Seleucia.

die ſtolzeſten Kriegsſchiffe des Kaiſerlichen Rom und ganze Flotten von Handelsſchiffen von aller Welt Enden hier vor Anker gelegen. Und doch iſt von hier aus einſt ein Größerer als Chriſtoph Kolumbus hinausgefahren, um der ſeufzenden Menſchheit die rechte „neue Welt“ zu erſchließen, auch er wie Kolumbus bald verachtet und in der Kette, bald begeiſtert verehrt und geliebt, am Abend ſeines Lebens ſeinem himmliſchen König eine ganze Welt zu Füßen legend, die er für ihn gewonnen. Ich meine Seleucia, den Hafen von Antiochia, von wo aus Paulus ſeinen denkwürdigen Zug durch die Welt angetreten hat.

Still, ſtill iſt's heute geworden an der Stätte des alten Seleucia. Wie ausgeſtorben liegt der Hafen vor uns. Einſame Möven kreiſchen über den ſchweigenden Felswänden. Und die heranbrauſenden Meereswogen rauſchen ewig gleich ihr uraltes Lied. Noch ſiehſt du die in den Felsberg gehauenen Straßen, auf welchen einſt ein frohes Volk den Weg zur Oberſtadt einzuſchlagen pflegte. Noch ragt der alte Berg Rhoſus, der heutige Dſchebel Muſa, ſo kühn und ſtolz mit ſeinen Felſen gen Himmel, wie in jenen Tagen, wo er noch herniederſchaute auf ein nach Tauſenden zählendes heiteres Volk, auf Tempel und Paläſte zu ſeinen Füßen, auf den bunten Maſtenwald von Schiffen, die von Kleinaſien und Griechenland, von Egypten und Italien nach dem ruhmvollen Seleucia geſegelt waren. Aber die Menſchen ſind ausgeſtorben, die Paläſte niedergelegt und verſchwunden, der einſt mit ungeheuren Koſten hergeſtellte Hafen verſchlammt und verſandet. Wehmütig ſtrecken ſich als letzte Reſte der alten Herrlichkeit die zwei großen Molen weit hinein ins Meer, von welchen aus ſich auch Paulus einſt eingeſchifft hat.

Komm, freundlicher Leſer, laß dich nicht abſchrecken von der großen Einſamkeit über dem Grabe einer einſt ſo glänzenden Welt. Je ſtiller es hier iſt, je weniger an unſer Ohr

irgend ein anderer Laut ſchlägt als das brandende Anſchlagen des Meeres, deſto ungeſtörter können unſere Gedanken in der großen Stille zurückeilen in längſt vergangene, große Tage, die einſt über dieſe Küſten dahingezogen ſind. Es iſt ja wohl der Mühe wert, ihrer zu gedenken. Denn Tage ſind's, von denen die größten Impulſe ausgegangen ſind für die ganze Entwickelung unſeres Weltteils und aller anderen dazu, Tage, denen wir das Größte verdanken, was wir haben. Denn ſo wenig irgend jemand in den Paläſten und auf den Quais von Seleucia darauf achtete, wenn in den vierziger und fünfziger Jahren des erſten Jahrhunderts Paulus in ſeinem unſcheinbaren Aufzuge von Antiochia her kam und hier ſein Schiff beſtieg, dieſe ſeine Reiſen ſind doch durch Gottes Fügung die Urſache geworden, daß heute die Kronen der europäiſchen Fürſten das Kreuz tragen, daß ſtatt der Donarseichen die chriſtlichen Kirchtürme zu Hunderttauſenden gen Himmel ragen, daß allſonntäglich durch ganz Europa vom Ebro bis zum Ural die Glocken ein chriſtliches Volk einladen zu dem Evangelium von dem Vater im Himmel, der uns in Jeſus Chriſtus geoffenbart iſt.

Die Entstehung der Gemeinde in Antiochia.

Während Paulus in Tarsus auf einen Ruf seines Herrn wartete, hatte das Evangelium, von tausend geschäftigen Händen verbreitet, seinen Gang durch die Welt bereits angetreten. Die zum Teil von Paulus selbst entfachte Verfolgung hatte die junge Christengemeinde gewaltsam an ihren fast vergessenen Missionsberuf erinnert. Jeder Flüchtling aus der Gemeinde in Jerusalem war zum Apostel geworden. Wie von Engelshänden getragen eilte das Evangelium über Land und Meer. Eine ungeahnte Emsigkeit entwickelte die mutige Schar namenloser Missionare in der damaligen Welt. Da und dort tauchten urplötzlich Christengemeinden auf, von denen kein Mensch weiß, wer sie gegründet hat. Von Judäa und Galiläa flog der Glaube an den Auferstandenen hinüber nach Samaria, hinab in die Philisterebene nach Lydda, Sarona, Jafa und Cäsarea. Die ganze östliche Küste des Mittelländischen Meeres entlang bis Phönicien und Nordsyrien schmückte bald eine leuchtende Perlenschnur von Christengemeinden. Ja selbst übers Meer zog schon die Botschaft von Christus. Auf der grünen Insel Cypern, ja selbst im fernen Nordafrika in Cyrene hatte der

auferstandene Herr schon zahlreiche Bekenner (Ap.-Gesch. 11, 19. 20). Und wenn sogar in Cyrene südlich gegenüber von Griechenland schon Christengemeinden waren, wer wollte zweifeln, daß auch im alten Wunderlande der Pyramiden am Nil, das einst dem Jesuskindlein gastliche Herberge gewährt hatte, die Lobgesänge erschollen zum Preise des Helden, der die rechte Straße geöffnet hat vom Diensthause Egyptens ins wahre gelobte Land? Ja selbst nach Italien, von wo wir bald die Christen Aquila und Priscilla kennen lernen werden, bis in die Nähe des Kaiserpalastes in Rom war wahrscheinlich schon der Glaube an denjenigen gedrungen, der vor wenigen Jahren im Namen des römischen Kaisers ans Kreuz geschlagen worden war.

Ein Mangel haftete indessen der bisherigen Missionsarbeit immer noch an. Man suchte nur die Juden in die Kirche Christi hereinzurufen. Und wenn auch die Erfahrungen des Petrus in Joppe und Cäsarea auf die Gleichberechtigung der Heiden hingedrängt hatten, so machte doch auch hier eine Schwalbe noch keinen Sommer. Das sollte jetzt anders werden, und zwar nicht erst durch Paulus. Wir dürfen über der Bedeutung einzelner Männer nie den vergessen, der seine Kirche selbst lenkt nach einem hohen Plan, und in dessen Hand ein Paulus und jeder andere doch nur ein Werkzeug ist, durch das er *seine* Gedanken ausführt. Kein Mensch hat zur Gründung der Heidenkirche besondere Veranstaltungen getroffen. Ganz wie von selbst, wie so manchmal bei den größten Wendepunkten im Reiche Gottes, drängten die Verhältnisse dazu.

Es ist die Stadt *Antiochia*, in welcher sich dieser bedeutsame Fortschritt vollzogen hat. Hier in den Mauern der mächtigen Weltstadt am Orontes, wo sich alle Länder Stelldichein gaben, wo das griechische Leben nach jeder Richtung seine ganze Pracht entfaltete, wo Menschen jeglicher Nationalität

und Religion mit einander verkehren mußten, war der rechte Ort, um die engherzigen Anschauungen zu überwinden, welche den Christen in Jerusalem von ihrer früheren jüdischen Erziehung her noch anhafteten (Ap.-Gesch. 11, 2; Gal. 2, 12. 13). Denn wie manche schöne Blüte christlichen Lebens sich auch in jener Gemeinde erschloß, über Nacht waren natürlich auch sie nicht vollkommen geworden, sondern „irrten noch mannigfaltiglich." Auch bei ihnen wie bei allen anderen Völkern mußte sich das weltweite herrliche Evangelium Jesu Christi durch einen Wust von menschlichen Vorurteilen und Sünden hindurchkämpfen, um endlich in seiner ganzen Klarheit erfaßt zu werden. Man meinte in der Jerusalemer Gemeinde immer noch, das Christentum sei in erster Linie eine jüdische Einrichtung, und ein Angehöriger anderer Nationen müsse zuerst ein richtiger Jude werden, um ins Reich Christi eintreten zu können. Wir wollen mit den in der Verfolgung so herrlich bewährten Christen Jerusalems darüber nicht strenge ins Gericht gehen. Wissen wir doch von uns selbst, wie schwer es hält, ein mit der Muttermilch eingesogenes Vorurteil endlich abzulegen. Aber klar ist es, daß dieser Bann endlich gebrochen werden mußte. Und er wurde gebrochen in jenen Frühlingstagen jungen christlichen Lebens, welche über Antiochia anbrachen.

Antiochia war damals die drittgrößte Stadt der Welt. Dorthin kamen die Menschen aus aller Herren Länder, wie heute nach Berlin, London oder Paris. Auch Christen kamen so nach Antiochia. Es mögen Geschäftsleute gewesen sein, die ihre Handels- oder Familien-Angelegenheiten dorthin führten. Rings um sie her rauschte das heidnische Leben der Weltstadt in tausendfacher Gestalt. Aber unter dem sittlich versumpften Treiben am Orontes seufzten auch manche edlere Gemüter nach etwas Höherem. Mit solchen Personen kamen die vorübergehend anwesenden Christen ins Gespräch. Fröhlich

ſagten ſie ihnen, daß ſie in ihrem Herrn Chriſtus und ſeinem Reiche Erlöſung, Seelenfrieden und die frohe Gewißheit eines ewigen Lebens gefunden hätten. Wie einer beglückenden Nachricht aus der Heimat lauſchten ihnen da ihre griechiſchen Freunde. Zuerſt *redeten* die Chriſten nur geſprächsweiſe von ihrem Glauben. Aber als ſie die dankbare Freude ihrer Zuhörer ſahen, fingen ſie an auch weiteren Kreiſen das Evangelium zu *predigen* (Ap.-Geſch. 11, 20).

Der Erfolg war ein überraſchender. Das Evangelium fand unter der großſtädtiſchen griechiſchen Bevölkerung einen ſo mächtigen Widerhall, daß die Jünger die Hand des mitwirkenden Herrn unmöglich verkennen konnten (Ap.-Geſch. 11, 21). In kürzeſter Friſt ſtand, wie aus dem Boden geſtampft, ein Heer von Chriſten vor ihnen. Die erſte heidenchriſtliche Gemeinde in der großen Weltſtadt war im Handumdrehen begründet.

Die Sache erregte ſo viel Aufſehen, daß die Nachricht davon bald auch nach Jeruſalem gelangte. Erſtaunt vernahmen die Apoſtel die unerhörte Kunde von einer aus Griechen gebildeten Chriſtengemeinde in der berüchtigten Großſtadt am Orontes. Sie ahnten freilich nicht, daß dieſe mächtige Metropole, durch welche alle Intereſſen des Morgenlandes und des Abendlandes pulſierten, in kurzer Zeit an die Stelle von Jeruſalem treten, daß dies Centrum des geiſtigen und kommerciellen Lebens für den ganzen Orient bald auch ein Centrum der aufblühenden chriſtlichen Kirche werden ſollte. Aber die Sache war ihnen bedeutſam genug, um einen beſonderen Mann aus Jeruſalem zur richtigen Leitung der neuen Bewegung nach Antiochia zu entſenden. Sie wählten dazu den Barnabas.

Eine glücklichere Wahl hätten ſie gar nicht treffen können. Barnabas war ein Cypriot. Er war auf Cypern in einem helleniſierten Lande in griechiſcher Umgebung groß geworden.

Darum brachte er einen weiteren Blick und ein weiteres Herz für die griechische Welt mit, als man es in Jerusalem gewohnt war. Er bestieg das nächste Schiff in Jafa oder Cäsarea und segelte nach Antiochia.

Was er hier sah, erfüllte sein Herz mit hoher Freude. Mit Staunen sah der weitblickende Mann hier eine aus fast lauter Heiden gebildete, froh begeisterte Christengemeinde. So ganz anders war die Zusamensetzung und der Charakter dieser Gemeinde wie in Jerusalem mit seinen engen jüdischen Lebensformen. Und doch, hier fand er denselben Glauben, hier wehte derselbe Geist, hier pulsierte dieselbe Liebe und Hoffnung. „Da ward er froh" sagt die Apostelgeschichte. Und in dieser ersten Freude hielt ihnen der beredte Mann eine Predigt voll Geist und Feuer. Und der ersten Predigt folgten noch viele andere in Antiochia, und der Erfolg war immer derselbe: die Gemeinde wuchs zu einem großen Volke an (Ap.-Gesch. 11, 24). Die Antiochener strömten herzu, aufs tiefste ergriffen, und ließen sich taufen. Es war wie ein Pfingstfest unter der Heidenwelt, nachdem Jerusalem sein Pfingstfest längst gehabt hatte. Die ersten begeisterten Scharen aus dem weiten Völkermeere der griechisch-römischen Welt sammelten sich unter die Fahnen Jesu Christi.

Bald wuchs die Arbeit dem Barnabas so sehr über den Kopf, daß er allein nicht mehr fertig werden konnte. Immer wieder, wenn er die große Menge sah, sagte er zu sich: „Du brauchst einen Gehilfen!" Aber wen? Für eine so mächtig aufblühende, so unter allen Bildungselementen der damaligen Welt entstehende Gemeinde waren auch auserwählte Rüstzeuge nötig. Er mag einen Augenblick an die Apostel in Jerusalem gedacht haben. Aber die paßten nicht so gut in diese hellenische Welt herein.

Da fiel ihm zu gesegneter Stunde der Name des Paulus ein. Es war ein gottgegebener Gedanke. Gegen Paulus

trug man in Jeruſalem noch mancherlei ſchwerwiegende Bedenken von ſeiner Verfolgungszeit her. Aber ſchon vor drei Jahren bei ſeinem Beſuche in Jeruſalem im Jahre 40 hatte Barnabas die Bedeutung des Mannes erkannt und einen tiefen Eindruck von ſeiner Perſönlichkeit bekommen. Jetzt erinnerte er ſich deſſen und beſchloß, ihn zur Mitarbeit in Antiochia aufzufordern.

Barnabas wußte, wo Paulus zu finden war. Er weilte immer noch in ſeiner Vaterſtadt Tarſus. Dieſes lag ihm auch äußerlich bedeutend näher als Jeruſalem. In zwei Tagen konnte er von Antiochia aus bequem hinüberſegeln. Wenn er am Montag die Anker in Seleucia lichtete, ſo konnte Paulus bequem ſchon am folgenden Sonntag ſeine erſte Predigt in der Gemeinde zu Antiochia halten.

Die Berufung des Paulus.

Es war im Jahre 43, als Barnabas plötzlich und unerwartet in die Werkstatt des Paulus in Tarsus eintrat. Vielleicht hatte er ihn lange gesucht in den Straßen der Stadt. Jetzt stand er an der Thür und sah den Gesuchten inmitten seiner Handwerksgenossen und Gehilfen an seinem Webstuhle sitzen. Mit frohem Zuruf mag Paulus aufgesprungen sein, um den alten Freund zu begrüßen.

Bald saßen die beiden Männer in lebhaftem Gespräch in der Wohnung des Paulus beisammen. Mit leuchtenden Blicken hörte Paulus von den überraschenden Erfolgen des Evangeliums in Antiochia. Und die Worte seines Freundes Barnabas klangen ihm wie der längst erwartete Ruf seines himmlischen Meisters, wie die Signaltrompete dem Krieger, der ungeduldig gewartet hat auf das Zeichen zum Angriff. Mit Freuden schlug er ein, als ihm Barnabas vorschlug, mit ihm zu kommen und in der großen Weltstadt das Evangelium zu predigen. Sein Geschäft übergab er nun für immer seinen

Verwandten oder seinem Bruder und gab alles auf, was er in Tarsus sein eigen nannte.

Es waren nur wenige Tage verflossen, da fuhren die beiden befreundeten Männer schon zu Schiff zwischen Pappeln, Platanen und Kastanien den Cydnus hinunter und bestiegen an dessen Mündung das Seeschiff, das sie etwa in einem Tage nach Seleucia hinüberbringen sollte.

Am nächsten Tage standen sie schon auf syrischem Boden. Von Seleucia aus hatten sie noch einen Landweg von fünf bis sechs Stunden bis Antiochia zurückzulegen. Der Weg vom Seehafen nach der Weltstadt war allezeit sehr belebt. Derselbe führte zwischen dem stattlichen grünen Berge Amanus und dem gegen 5000 Fuß hohen Mons Casius dahin. Vom ebenen Meeresstrande ging's bald in eine hügelige Landschaft hinein. Auf den Höhen konnte Paulus beim Zurücksehen manchmal im hohen Norden die schneebedeckten Höhen und die scharfkantigen Berghäupter des Taurus in seiner kleinasiatischen Heimat erblicken. Und im Süden leuchtete die langgestreckte Schneekette des Libanon, welche den Weg zum fernen heiligen Lande wies.

Endlich sahen sie vom letzten Hügel hinab in die herrliche Ebene des Orontes. Dies wasserreiche, üppig fruchtbare Thal, in welchem Antiochia liegt, dehnt sich von der Mündung an wohl sechs Stunden weit breit ins Land hinein. Von den beiden Gebirgen eingerahmt prangte die Ebene im Schmucke ihrer weltberühmten Gärten. Den zahlreichen Bächen folgten Alleen von Eschen und Buchen, Lorbeerbäumen und blühenden Oleandern in reizvollem Durcheinander. Das ganze Land vor ihren Augen glich einem großen Garten. Jede Handbreite Landes schien hier durch die fleißige Menschenhand zu verschwenderischer Fruchtbarkeit aufgeweckt zu sein. Über die herrlichen Weingärten breiteten mächtige Feigenbäume ihr Gezelt. Jede Art von Südfrüchten konnten

die beiden Wanderer auf ihrem Wege sehen. Unter den Granatapfel-, Oliven- und Pfirsichbäumen schimmerten die gelben aromatischen Melonen zu Hunderten. Dichte Orangen- und Citronenhaine verbreiteten balsamische Düfte auf ihrem Weg. Aus den Gärten traten schmucke Villen und anmutige Gartenhäuschen hell hervor. Namentlich im Osten von Antiochia sahen sie eine ganze Stadt von prächtigen Landhäusern daliegen, die im Schatten mächtiger Sykomoren, Palmen und Cypressen, umrankt von duftendem Jasmingebüsch, manch süßes Familienglück bergen mochten. Und dort vor der Stadt erglänzte vor ihren Augen eine leuchtende weiße Linie. Das war der sonnenbeschienene Orontes, Syriens berühmtester Fluß, auf dessen Rücken lange Reihen von Schiffen dahinsegelten, den Warenverkehr nach dem Meere hin vermittelnd.

Im Vordergrunde aber lag es nun selbst vor ihnen, das altberühmte Antiochia! Das war eine Weltstadt von gewaltiger Größe, weit hinein in die Ebene und hinauf auf die Höhe des Silpius hinansteigend! Von ferne schon drang das verworrene Brausen und das tausendfache Stimmengewirr an ihr Ohr, das die Nähe einer großen Stadt kündet. Hier war ja das Rom des Morgenlandes. Keine Stadt im Osten konnte sich mit Antiochia messen an Größe, Glanz und Herrlichkeit. Bewegt mag Paulus auf die Stadt hinübergeschaut haben, in der er fortan das Werk thun durfte, wozu ihn vor sechs Jahren sein Herr auf dem Wege nach Damaskus berufen hatte. Wie stolz die Zinnen, wie trotzig die 300 bis 400 gewaltigen Türme der Stadtmauer, die, ein Wunderwerk damaliger Baukunst, oben für ein Viergespann bequem Raum bot. Sie galt den Alten als eine uneinnehmbare Feste und konnte jedem Feinde Trotz bieten, der es wagen sollte, von Osten her an die Grenzen des römischen Reiches zu pochen.

Barnabas und Paulus ſtanden jetzt vor der Stadt. Sie überſchritten die feſte Orontesbrücke. Hier lag eine Menge von Kamelen. Denn hier war der Lagerplatz der Karawanen, welche die Kiſten und Warenballen zwiſchen Antiochia und Seleucia hin und her und nach anderen entfernten Gegenden transportierten. Das war der erſte Gruß der Handelsſtadt. Fremde Geſtalten ausländiſcher Karawanenzüge ſtanden neben ihren Kamelen. Man ſah es ihnen an, ſie kamen aus weiter Ferne, ſelbſt aus Babylon und Suſa in Perſien, und brachten die Schätze fremder Erdteile auf dieſen Stapelplatz des Handels zwiſchen Orient und Occident. Da ſah man ſyriſche Linnen, ſidoniſches Glas, tyriſchen Purpur, der immer den erſten Platz auf dem Weltmarkt behauptete, ſchimmernde Seide, die damals zuerſt übers kaſpiſche Meer in den Handel kam und in den Fabriken von Beirut und Tyrus kunſtvoll gefärbt und gewebt wurde, die Teppiche, Gewebe und balſamiſchen Gewürze, Salben und Spezereien vom Euphrat und von Meſopotamien, die Leder- und Pelzwaren, die Scharen von jugendlichen und erwachſenen Sklaven, welche in Antiochia viel gekauft und gebraucht wurden.

Paulus und Barnabas traten ein in die bewegten Straßen. Durch das Getriebe der belebten Straßen ſchlugen ſie den Weg nach dem Quartier des Barnabas ein. Bald waren hier die Häupter der jungen Chriſtengemeinde verſammelt. Mit Freuden hießen ſie den neuen Lehrer in ihrer Mitte willkommen. Und auch für Paulus war es eine frohbewegte Stunde. War es doch die erſte Gemeinde, die er als *ſeine* Gemeinde betrachten durfte. War es doch die erſte aus Heiden gebildete Gemeinde, in deren Mitte er trat. Wie wohlthuend hob ſich dieſe junge begeiſterte Chriſtenſchar für ſein Auge ab von dem Hintergrunde dieſer durch und durch heidniſchen, leichtlebigen, dem Genuß in ſeinen niedrigſten Formen fröhnenden Weltſtadt! Wie erhebend erſchien ihm

inmitten der tausendfachen Lobgesänge auf die Aphrodite und alle Götter und Göttinnen des Genusses, von denen Antiochia von einem Ende bis zum anderen widerhallte, der freudige Dankpsalm der ersten Heidenchristen, den er in diesem edlen Kreise vernehmen durfte. Eine heilige Freude muß ihn ergriffen haben, mitarbeiten zu dürfen an der großen herrlichen Aufgabe, die Gott ihm und dem Barnabas in dieser großen Stadt gestellt hatte.

Die Stadt Antiochia.

Die ersten Tage des Aufenthalts in Antiochia dienten dem Paulus zur Orientierung. Da durchstreifte er wohl die Stadt kreuz und quer, um die Christen in ihren Wohnungen zu besuchen.

Da mußte es ihm auf Schritt und Tritt immer von neuem zum Bewußtsein kommen, welch eine Macht der griechische Götterdienst auf die Einwohnerschaft der syrischen Hauptstadt ausübte. Überall trat ihm die Herrschaft der olympischen Götter entgegen. Da stand er vor dem Theater oder der Basilika, die einst Cäsar in der alten Residenz der kunstliebenden Seleuciden erbaut hatte. Dort überblickte er staunend die amphitheatralischen Sitzreihen des für 200000 Menschen berechneten Cirkus, einer Schöpfung des großen Augustus. Oder er wanderte durch die prächtige Säulenstraße, mit der einst sein Landsmann Herodes der Große die Stadt in königlicher Freigebigkeit geschmückt hatte. Aber wo immer er hinblicken mochte, überall traten ihm die Symbole des griechischen Götterglaubens entgegen, den einst Alexander der Große über die weite Welt des Ostens verbreitet hatte.

Manchmal mag ihn sein Weg auch durch jene beiden berühmten Straßen geführt haben, welche die Stadt von

Nord nach Süd und von Ost nach West kreuzten und in vier große Quartiere teilte. In ihrem Schnittpunkte stand eine große, im edelsten Stil erbaute prächtige Säulenhalle, gleichsam das Herz der ganzen Stadt bildend. Von hier aus gingen die Kolonnaden nach allen vier Himmelsrichtungen in die Stadt hinaus.

Und welch vornehmes Aussehen diese Straßen hatten! Jede von ihnen war durch eine vierfache Reihe von Marmorsäulen in drei Sonderstraßen abgeteilt, deren eine für schwere Fuhrwerke und Lasttiere, eine für Equipagen und Reiter und eine für Fußgänger bestimmt war. Die letztere war besonders reich ausgestattet. Ein geschmackvolles Dach überwölbte dieselbe, so daß man nahezu eine deutsche Meile weit durch die Stadt gehen konnte, ohne im Sommer durch die Hitze, im Winter durch das Regenwetter belästigt zu werden. Diese prachtvolle Straße war erst ein paar Jahre vor Ankunft des Paulus durch den Kaiser Tiberius mit einer Menge von Statuen der Götter und Heroen geschmückt worden. So mußte allerdings den Paulus jeder Gang durch die Millionenstadt daran erinnern, daß er sich hier in einem festen Bollwerke des griechischen Heidentums befand.

Die öffentlichen Einrichtungen und Anlagen der Stadt waren glänzend und im ganzen römischen Reiche berühmt. Die Stadtverwaltung hatte viel gethan, um ihren Antiochenern das Leben so angenehm wie möglich zu machen. In manchen Dingen konnte sich selbst das Kaiserliche Rom nicht mit Antiochia messen. Schon ihre Säulenstraßen hielten die Antiochener für einen Vorzug, um den sie Rom beneiden müßte. Besonders stolz aber waren sie auf ihre Wasseranlagen, die ja bei der überströmenden Wasserfülle des Orontesthales nicht schwer herzustellen und zu erhalten waren. Paulus kannte von Tarsus und Damaskus her ähnliche Wasseranlagen. Auch in Damaskus strömt ja heute noch

der Barada durch die Wasserleitungen in jeden Palast und jede Hütte hinein. Und wir wissen, wie unendlich hoch der Orient solchen Wasserreichtum schätzt. Aber noch viel großartiger war das, was Paulus hier in Antiochia sah. Von dem weltberühmten lieblichen Daphne wurden die köstlichen Wasser in die Stadt hereingeleitet. Die kristallklaren Fluten des vielgepriesenen Hains rauschten Tag und Nacht in die Stadt herein, in die Springbrunnen, die großen Badeanlagen, die Häuser, die öffentlichen Paläste und die Privathäuser. Ganze Ströme davon wurden in den pompösen öffentlichen Bädern verbraucht. Diese gehörten zu den großartigsten öffentlichen Bauten von Antiochia. Einige davon waren im größten Stil angelegt und für die ganze Stadt bestimmt. Daneben gab es für jeden der achtzehn Stadtbezirke noch ein besonderes öffentliches, und außerdem noch eine Menge von Privatbädern, die an Pracht und Luxus das Menschenmögliche darstellten. Jedes Wohnhaus hatte seinen springenden Brunnen oder mehrere. Die öffentlichen Brunnen in Straßen und Anlagen dienten daher nicht dem praktischen Gebrauch, sondern nur zur Zierde und Kühlung in heißer Sommerzeit. Nicht ohne Stolz hält der Antiochener Schriftsteller Libanius diesen Vorzug den anderen Großstädten seiner Zeit entgegen, wo, wie er sagt, die öffentlichen Brunnen stets von Weibern, Mägden und Sklaven belagert sind, die sich darum zanken und schlagen, in dem Gedränge den Krug zuerst an die Röhre zu halten. Und manche Großstadt auch unserer Zeit könnte das alte Antiochia um seine Wasser beneiden. Was hätte z. B. das unglückliche Hamburg vor einigen Jahren in der großen Choleranot darum gegeben, hätte es eine solche kostbare, ewig quellfrische Wasserversorgung gehabt!

Nicht weniger stolz waren die Antiochener auf die nächtliche Beleuchtung ihrer Stadt. Derselbe Libanius ruft begeistert: „Das Sonnenlicht wird in Antiochia am Abend

durch andere Lichter abgelöst. Nächtlich wenn die Sonne untergeht, flammen in Antiochia Tausende von Leuchten auf, die das egyptische Fest der Illumination noch überstrahlen. Tag und Nacht unterscheiden sich bei uns nur durch die verschiedene Art der Beleuchtung. Die fleißigen Hände merken den Unterschied kaum und schmieden ungestört weiter. Und wer immer will, der singt und tanzt die Nacht hindurch, so daß Hephästus und Aphrodite sich hier in die Nacht teilen." Hätte der gute Libanius einen Blick in die Zukunft werfen können, in eine mit elektrischen Sonnen beleuchtete Nacht, er hätte sich wohl etwas vorsichtiger ausgedrückt.

Mit seiner Erwähnung des Schmiedegottes Hephästus weist Libanus auf das reich entwickelte industrielle Leben von Antiochia hin, wiewohl dasselbe in dieser Stadt des Genusses anderen syrischen Städten nicht gleichkam. Insbesondere war Hephästus der Patron der Reichs-Waffenfabriken, welche hier noch weit großartiger waren als diejenigen, welche Paulus vor einigen Jahren in der Heimat der Damascener Klingen kennen gelernt hatte. Diese ungeheuren Waffenschmieden und Arsenale erinnerten jeden, der es wissen wollte, täglich daran, daß Rom gesonnen war, jedem Feinde, der den Frieden des Reiches stören sollte, sofort bis an die Zähne gewappnet entgegenzutreten.

Auch die römischen Münzen wurden hier für den Orient geschlagen und geprägt. Jeder Denar, der von der Reichsmünze in Antiochia mit des Kaisers Bild ins Land hinausging, erinnerte die Orientalen daran, wer ihr Herr sei. Auch die Münzen, die Jesus und seine Apostel in der Hand hatten, waren großenteils hier in Antiochia geprägt.

Hier befand sich Paulus ja im militärischen und politischen Mittelpunkte des gesamten römischen Ostens. Vom Westabfall des Mons Silpius, auf dem die Oberstadt stand, schaute stolz und gebietend der Residenzpalast des

Statthalters von Rom herab. Und über demſelben erhob ſich wie ſchützend der herrliche Jupitertempel. Hier liefen die Zügel der Weltregierung für den Orient zuſammen. Von hier aus hielt Rom nicht nur die benachbarten raufluſtigen Beduinen in Schach, die auf ihren flinken Roſſen oft bis nahe an die Stadt heranſchwärmten und mancher ſchwerbeladenen Karawane ihre Laſt nach Kräften erleichterten, ſondern auch die weiter nach Oſten gelegenen Völkerſchaften. Darum war hier das Standquartier für die römiſchen Legionen. Hoch vom Berge herab ſchaute die rieſige Kaſerne, die Citadelle, auf die Weltſtadt herab. Römiſche Soldaten und Offiziere ſah man täglich auf den Straßen. Auch die römiſchen Kaiſer, wenn ſie den Orient beſuchten, pflegten ihr Hoflager in Antiochia aufzuſchlagen.

Dieſer Bedeutung der Stadt entſprachen auch die Reichtümer, welche hier trotz der für Handel und Gewerbe ungünſtigen Lage, trotz des von Natur wenig bevorzugten Hafens und ſeiner ſchlechten Verbindung mit der Hauptſtadt zuſammenfloſſen. Ungezählte Kapitalien befanden ſich in den Händen der reichen Antiochener. Die ſocialen Gegenſätze waren natürlich wie im ganzen Altertum ſchreiend groß. Wohl zwei Drittel der Bevölkerung der Millionenſtadt beſtanden aus Sklaven oder ſklaviſch gehaltenen Arbeitern. Die anderen dagegen hatten in aufſteigender Linie alles in der Hand, was Herz und Sinne begehren mochten. Sie wußten ſich's mit ihrem Reichtum auch ſchön und behaglich genug einzurichten. Die intereſſanteſten Beweiſe davon liegen nicht in dem heutigen Antiochia, ſondern in den wohlerhaltenen Reſten jener wohl hundert alten Städte, welche landeinwärts das Orontesthal 40 Stunden weit bis zum alten Apaméa hin begleiten. Da ſteht in dem herrlichen Thale noch heute Ruine an Ruine. Das ſind die letzten Reſte der einſt ſo prächtigen Villen und Paläſte, die einſt auch Paulus

so manchmal vor Augen hatte. Noch heute schreitet der Fuß des Wanderers durch die einst froh belebten, heute totenstillen Straßen der alten Villenstädte. Es mag den Besucher wohl zur Wehmut stimmen, wenn er hier zwischen den ehemals mit aller Kunst und Pracht der damaligen Zeit geschmückten Landsitzen der Antiochener Großkaufherren und Fabrikanten dahingeht. Hier ist eine Säulenhalle, die vor dem längst in Trümmer gesunkenen Hause klagend Wache hält. Dort ist ein mit einer Galerie versehener Balkon, auf dem vor fast zwei Jahrtausenden die syrische Gattin des Abends mit ihren Kindern den geliebten Hausherrn von der Stadt her erwartete. Dort schaut ein prächtig gefügtes, kunstvoll behauenes Portal eines Hauses einsam über die nackten Felsen, als dächte es alter Zeiten, wo vornehme Gäste, von stattlicher Dienerschar empfangen, unter seinem Bogen hindurchschritten und dort im Garten mit seinen sorgfältigen Anlagen und plätschernden Springbrunnen von den lustigen kleinen Lockenköpfchen begrüßt wurden. Und dort wiederum in den Felsen, denen man's nicht mehr ansieht, welch ein blühendes Kulturleben sich einst über ihnen erhob, schreitet unser Fuß über die in den Fels gemeißelten Öl- und Weinkeltern hinweg, in denen fleißige Winzer und Bauern unter einem glücklichen Himmel ihrer ländlichen Arbeit oblagen — lauter wehmütige Grüße aus einer längst dahingeschwundenen Zeit, die in dem nun so stillen Thale längst zu Grabe gegangen ist.

Indessen all dieser äußere Glanz konnte das Auge eines Paulus nicht blenden. Hinter diesem schimmernden Gewande des öffentlichen Lebens verbarg sich ein trauriger Abgrund von Sünde und Sittenlosigkeit. Den Paulus mag oft, wenn er in diese Abgründe hinabsah, Schauder und Entsetzen ergriffen haben, als ob er hinter einer blühenden lustigen Maske die fahlen Züge des Todes gesehen hätte.

In der ganzen Welt gab es wohl keine Stadt, die so sehr wie Antiochia nur eine Parole kannte: Genuß, Genuß um jeden Preis!

Der liebste Ort der Antiochener war ihr weltberühmtes Daphne. Das war ein Hain von unbeschreiblicher Schönheit und Lieblichkeit, der seinen Namen von seinen vielen Lorbeerbäumen erhalten hatte. Man ging von Antiochia nach Daphne hinaus zwischen Gärten und Villen und Springbrunnen auf einer anderthalb Stunden langen prächtigen Säulenstraße. Festlich gekleidete und bekränzte Menschen gingen auf dem einen durch Säulen abgegrenzten und mit rötlichen Steinen schön gepflasterten Teile der Straße, während auf dem anderen auf sauberem, festgerolltem Sande, die herrschaftlichen Equipagen dahineilten und flotte Reiter vorbeitrabten. Daphne! Daphne! Schon das Wort genügte, um das Blut des Antiocheners in Wallung zu versetzen. So sehr schien Daphne die Hauptsache von Antiochia zu sein, daß man die Stadt scherzend „Epidaphne", d. h. „Bei Daphne", nannte, wie wenn man sagen wollte, „Köln beim großen Dom", um den letzteren als das Größte der ganzen Stadt zu bezeichnen. In dem Märchenlande von Daphne glaubten sich die Besucher der irdischen Wirklichkeit und Alltäglichkeit entrückt. Kunst und Natur reichten sich hier geschwisterlich die Hand, so daß man ihre Grenzen nicht mehr unterscheiden konnte. Prachtvolle Haine luden in ihren Schatten ein. Flöten- und Harfenspiel lockten verführerisch in das lauschige Dunkel. Frohe Menschenscharen in festlicher Gewandung umzogen den wunderschönen Marmortempel des Apollo und sangen die melodischen griechischen Lieder. Die lieblichsten Landschaftsbilder überraschten immer von neuem das Auge. Herrliche Wiesen, auf denen weiße Schafherden bei Flötenschall weideten, anmutige Wäldchen, zahllose Kaskaden und Fontänen, spiegelglatte Teiche und silberne Bäche, in denen sich die Sonnenstrahlen

blitzend brachen, folgten einander in buntem Wechsel. Unter uralten Cypressen rauschte der berühmte Kastaliaquell hervor. Und über dem Ganzen wölbte sich wie ein lichtblauer Baldachin der ewig reine und klare Himmel des Südens und lachte hernieder auf den weiten Zaubergarten.

Aber hinter dieser bestrickenden Außenseite stand unverhüllt die ganze gemeine orientalische Sinnlichkeit und Üppigkeit. Hier in Antiochia-Daphne fröhnte man nur einem Gotte, der Lust und Wollust. Selbst die Gottesdienste der syrischen Gottheiten waren oft nichts anderes als Stätten der gemeinsten Unzucht und der üppigsten Ausschweifung.

Natürlich kann man in einer solchen Stadt nicht viel wahre Bildung suchen. Auch unter den besitzenden Klassen war nur sehr selten etwas davon zu finden. Ihre ganze Bildung und Geistesnahrung holten sie sich im Theater. Und in der unersättlichen Leidenschaft fürs Theater traf die vornehme Welt mit den untersten Volksschichten vollkommen zusammen. Und was für ein Theater war das! Von sittlichen Problemen und tragischen Motiven war da gar nicht die Rede. Blut mußten sie sehen! Tierhetzen, mörderische Kämpfe der Gladiatoren, das war ihre Wonne. Unter rauschender Musik und unter dem betäubenden Beifallsgeschrei und Händeklatschen der Antiochener Damen hat manch einer in Todeszuckungen auf dem Sande der Arena gelegen, bis die Diener den Leichnam mit ihren eisernen Haken hinausschleiften.

Hier in Antiochia war die Heimat der Ballettänzerinnen, der Cirkus- und Theaterhelden, der Clowns, Gaukler und Possenreißer für das ganze römische Reich. Römische Dichter jener Zeit beklagen sich bitter darüber, daß sich der ganze Schmutz des syrischen Orontes, Musikanten und Harfenistinnen, Triangelschlägerinnen und zahllose Freudenmädchen in den Tiber ergossen und das einst so sittenstrenge Rom verdorben und vergiftet habe.

Kurz, in dieser „Stadt der Kneipen", wie sie Kaiser Julian später genannt hat, mußte ein sinnlicher Genuß den anderen jagen. Höhere Interessen waren fast unbekannt. Man hielt in den Häusern bei Flötenspiel und Harfenschlag Schmausereien, Zechgelage und noch Schlimmeres, man bekränzte das Haupt und salbte die Haare mit einer Fülle von wohlriechenden Ölen, man las schlechte Romane, Liebes-, Räuber- und Zaubergeschichten, deren in Antiochia eine Unmasse fabriziert und gierig verschlungen wurde, man besuchte die köstlichen Warmbäder-Anlagen, man trieb sich in den Kneipen herum, schlug die Zeit mit Tanzen und Saufen tot und verunreinigte die keusche Nacht mit schändlichen Sünden. Das war das Leben, wie es Tausende in Antiochia führten und wie es Hunderttausenden als ihr Ideal vorschwebte. Und es war für uns nötig, einen Blick darauf zu werfen, bevor wir den Mann in diese Stadt eintreten sehen, der mit seinem Freunde Barnabas das Panier des Evangeliums hoch entfalten sollte, um allen suchenden Seelen mitten in diesem Sumpfe die himmlischen Ideale zu zeigen, die Jesus Christus der Menschheit gegeben hat.

Frohe Arbeit in Antiochia.

Paulus war ein etwa vierzigjähriger Mann, als er in der ſyriſchen Weltſtadt in die Arbeit eintrat, die ſeinen Namen mit leuchtenden Buchſtaben in die Tafeln der Weltgeſchichte eingegraben hat. Er brachte die Reife einer reichen Lebenserfahrung, eines in heißen inneren Kämpfen abgeſchloſſenen Charakters mit.

Die Tage in Antiochia waren Frühlingstage ſeines großen Amtes. Wohl haben ſich die Einzelheiten aus dieſer Periode der geſchichtlichen Erinnerung nicht ſo tief eingeprägt wie bei ſeinem ſpäteren denkwürdigen Zuge durch die Welt. Aber doch war es ein großer und bedeutſamer Abſchnitt ſeines Lebens, den er in Antiochia zugebracht hat. Denn hier wurden die Grundlagen zu ſeiner ganzen ſpäteren Wirkſamkeit gelegt. Hier wuchſen dem Adler die Schwingen zu ſeinem Fluge bis auf die Höhen der Kaiſerſtadt Rom.

Es war auch in anderer Hinſicht eine ſonnige Zeit. Sein ganzes ſpäteres Leben bis zu ſeinem blutigen Abſchluß iſt eine fortgeſetzte Geſchichte von Trübſalen und Verfolgungen, von Ketten und Banden. Hier finden wir davon keine Spur.

vielleicht eben darum, weil sich die Kirche hier zum erstenmale vom Judentum loslöste, weil er es nicht mit den fanatischen Juden zu thun hatte. Mit großer Freudigkeit durfte er hier arbeiten, ohne daß ein Hemmnis ihm die Zeit der ersten Liebe in seiner ersten Gemeinde verbitterte. Die Weltstadt ließ das Häuflein von Christen ruhig gewähren. „Leben und leben lassen," das war ihre Losung.

Und wenn sich unter diesen günstigen Umständen schon früher durch die Berührung mit einigen Christen und dann durch die Predigt des Barnabas so viele Antiochener begeistert dem Heil in Christo zugewandt hatten, wie viel mehr mußte das der Fall sein, seitdem ein so überragender Geist wie der des Apostels Paulus mächtig in die Bewegung eingriff. Mit seiner tiefen Überzeugung, seiner scharfsinnigen Beweisführung, seinem gewaltigen sittlichen Ernst und seiner feurigen Beredsamkeit war er für Griechen und Juden unwiderstehlich. Mehr und mehr trat Paulus an die Spitze der ganzen Gemeinde.

Und Paulus war nicht allein. Es war ein Kreis von glaubensmutigen Männern, die hier gemeinsam den Namen Jesu Christi predigten. Eine herzliche Eintracht verband die ausgezeichneten Kollegen, deren keiner dem Paulus seine überragende Stellung neidete. Ein eifriges glaubensfrohes Presbyterium wirkte mit ihnen zusammen, um der Kirche Jesu Christi in diesen rauschenden Straßen Bahn zu brechen, um die himmlische Weltstadt aus lebendigen Steinen inmitten der Weltstadt am Orontes zu erbauen. Da war der geistvolle, beredte Barnabas, da war Simon mit dem Zunamen Niger, da war der Afrikaner Lucius aus Cyrene, gewiß einer der ersten Stifter der Gemeinde (Ap.-Gesch. 13, 1; 11, 20), da war Manahen, einst mit dem Prinzen Herodes am Königshofe erzogen, und ihnen allen voranleuchtend Paulus, dessen mächtige Persönlichkeit immer gewaltiger, immer freudiger eingriff in die verschlungenen Fäden des großstädtischen Lebens.

Der glaubensfrohen unermüdlichen Arbeit dieſer Männer kam eine immer weitere Kreiſe ergreifende Empfänglichkeit entgegen. Tiefere Gemüter fühlten ſich vom Evangelium mächtig angezogen. Es war eben damals mit dem Menſchenherzen ebenſo wie heute: es iſt und bleibt unruhig, bis es ruhet in Gott. Und bei edleren Menſchen mußte gerade in dem ſittenloſen Treiben einer Stadt wie Antiochia die tiefſte Sehnſucht nach etwas Reinerem und Höherem mit doppelter Kraft erwachen. Wie eine längſt vermißte Kunde aus der Heimat, ſo hörten viele Antiochener das Wort. Es war ihnen wie Frühlingsodem und Lebenshauch in der Moderluft einer ſittlich verfaulenden Welt.

So wurde dem Herrn aus dem Völkergewimmel des großen Antiochia „ein großes Volk“ geſammelt (Ap.-Geſch. 11, 24 und 26). Fern von dem geheiligten Berggebiet des Zion, wo man immer noch verächtlich auf die „Heiden“ herabzuſehen geneigt war, bildete ſich droben im hohen Norden des ſyriſchen Landes die erſte große Gemeinde, die nicht von Angehörigen des kleinen, an ſich unbedeutenden Judenvolkes gebildet war. Und noch ahnte niemand, daß dieſe Gemeinde beſtimmt war, die bisherige Rolle des ſeinem Untergang unaufhaltſam zueilenden Jeruſalem zu übernehmen, die Wiege der Weltkirche, die Muttergemeinde vieler neuer Gemeinden im römiſchen Reiche zu werden.

Es muß eine herzerquickende Taufriſche über jenem Gemeindeleben gelegen haben, wo zum erſtenmale Angehörige anderer Nationen nicht nur zugelaſſen waren, ſondern ſogar dominierten. Es war, als wachte hier etwas auf im Herzen der Heidenwelt, das lange darin geſchlummert hatte. Es war als ob Kräfte und Gaben zum Vorſchein kämen, den Juden ebenbürtig, die lange im Herzen der Heidenwelt gebunden waren, und nun frei wurden zu freudiger Entfaltung im Reiche Gottes. Zum erſtenmal begann ſich in großem

Stil die alte Verheißung zu erfüllen, die Gott vor 2000 Jahren dem Abraham wie ein Thema der kommenden Weltgeschichte gegeben hatte: „In deinem Namen sollen gesegnet werden alle Nationen der Erde!“

Welch eine freudige Stimmung muß während dieser einjährigen Periode gemeinschaftlichen Zusammenwirkens diese apostolischen Männer beseelt haben, wenn immer neue Scharen an den Herrn gläubig wurden, den sie hier in der griechischen Stadt auch nicht mehr mit dem jüdischen Fremdwort „Messias,“ sondern mit dem guten griechischen Worte „Christus“ bezeichneten. Auf den weiten mit Marmorsäulen, Galerien und Statuen künstlerisch geschmückten Plätzen des prächtigen Antiochia plätscherten jetzt nicht mehr nur die kristallklaren Springbrunnen von Daphne, sondern es rauschten jetzt durch die Stadt hindurch die Wasser des ewigen Lebens.

Wir dürfen die Prediger des Evangeliums in ihrer Thätigkeit ja nicht immer wie bei uns im Abendlande in Häusern und Lokalen suchen. Öffentliche Lokale standen ihnen noch nicht zu Gebote. Die Privathäuser aber waren, wie überall im Altertum, sehr klein, so daß sie unmöglich „ein großes Volk“ fassen konnten. Aber Antiochia war eine südliche Stadt. Da fanden Versammlungen und öffentliche Verhandlungen überhaupt gewöhnlich unter freiem Himmel statt. Das azurblaue Himmelszelt ist ja dem Orientalen immer das liebste Dach. Auch Jesus hat in Jerusalem auf dem Tempelplatz und vollends in Galiläa fast immer im Freien gepredigt. So wird auch Paulus mit seinen Freunden meistens im Freien gepredigt haben. Bald sammelte er Scharen von Antiochenern auf dem Wege zu ihrem vielgepriesenen Daphne, bald unter den Lorbeerbäumen, Myrten- und Orangenhainen, bald an den mit rauschenden Fontänen geschmückten Plätzen in und vor der Stadt.

Am Sonntag versammelte sich die Gemeinde zu Gottes-

dienſt und Abendmahlsfeier. Und jeder Sonntag war wie ein neuer Pulsſchlag der in die weite Welt eingetretenen jungen chriſtlichen Kirche. Über der aufblühenden Gemeinde wölbte ſich dann Gottes weiter Himmel, von dem der Pſalmſänger ſagt, daß Gottes Güte ſo weit iſt wie der Himmel und ſeine Wahrheit, ſo weit die Wolken gehen, die über ihren Häuptern nach der fernen Wüſte zogen. Und wenn Gottes Wind, vom Mittelmeer herüber wehend, durch die Palmen und Cypreſſen über ihren Häuptern ging und der Orontes mit ſeinen vielen Bächen in der Ferne rauſchte und darüber weg die frohbegeiſterte Stimme des Apoſtels Paulus ertönte, da ward jedesmal ein Gottesdienſt gefeiert, an dem die Engel Gottes ihre Freude hatten. Der Herr der Kirche war mitten unter ihnen, und Samenkörner wurden ausgeſtreut, wichtig für die ganze Welt.

Oft geſellte ſich natürlich auch eine Schar von Heiden zu ihnen. Die ſahen und hörten mit Bewunderung dieſe begeiſterten Leute, die den Himmel als ihr Vaterland betrachteten, die einen neuen Gott gefunden hatten, der ihnen unbekannt war. Sie wußten nicht, was ſie aus ihnen machen ſollten. Juden waren ſie nicht. Die meiſten waren ja Griechen. Zu den Griechen gehörten ſie auch nicht. Denn ſie räucherten weder dem Jupiter noch dem Apoll noch der Aphrodite und hielten ſich ferne von ihren Altären. Aber ihr Ein und Alles ſchien der Chriſtus zu ſein, von dem ſie immer ſprachen. Um nun wenigſtens einen Namen für die neue Gemeinde zu haben, nannten ſie ſie nach ihrem Helden und Gott „Chriſten“. Ein Name, der bald in der ganzen Stadt gang und gäbe wurde, und der nachmals ſiegreich, tauſendfach geſegnet hinausgezogen iſt in die weite weite Welt, der teure Chriſtenname, der jetzt überall, in Europa wie am Ganges und Miſſiſſippi, am Nordpol wie unterm Äquator, voll Freude und Dank gegen Gott genannt wird als der

Name, der die irrenden Menſchenkinder und die zerſtreuten und verfeindeten Völker auf Erden zu einem großen Volk von Gotteskindern zuſammenfaßt.

Von jenem Tage in Antiochia an iſt der Chriſtenname der Kirche des Herrn geblieben. Nur in Jeruſalem und im iſraelitiſchen Volke blieb der Name, der heute noch in ganz Paläſtina und bei allen Völkern ſemitiſcher Zunge für die Chriſten gebräuchlich iſt, und der auch uns durch die Jugendheimat des Herrn und durch die Aufſchrift auf ſeinem Kreuze ewig geadelt bleibt, der Name der „Nazarener.“

Der Ausblick in die Heidenwelt.

Für das Leben und Denken des Paulus war dieſe Zeit froher Arbeit unter der aufblühenden Gemeinde der Heidenchriſten in Antiochia von entſcheidender Wichtigkeit.

Hier ſah er in der Praxis vor Augen, was er in der hinter ihm liegenden Zeit ſtillen Nachdenkens und Reifens als Gottes Weltplan erkannt hatte. Früher, als er noch Phariſäer war, mag er manche bange Stunde darüber gegrübelt haben, wie die weltumfaſſenden göttlichen Verheißungen für Iſrael mit dem traurigen Ausgang dieſes Volkes in Einklang zu bringen ſeien. Alle Nationen der Erde ſollten in ſeinen Nachkommen geſegnet werden, ſo war einſt dem Abraham geſagt worden. Aber wie ſah es denn in Iſrael aus! Das Vaterland war zerſchlagen und zertreten. Die Königskrone war ſeit einem halben Jahrtauſend dahin. Die Nation war wie Spreu verweht in alle Welt. Der römiſche Kaiſer herrſchte im Lande. Jeruſalem trieb immer mehr einer Kataſtrophe zu. War das nicht ein klägliches Fiasko, mit dem

die einst mit so großen Hoffnungen begonnene Geschichte Israels zu Ende ging? Wo blieben die Verheißungen? Wo blieb der Gott, der einst vor Jahrtausenden zugesagt hatte, daß Japhet in Sems Hütten wohnen, daß alle Inseln frohlocken sollten über Jakob?

Jetzt, da Paulus die Weltgeschichte im Lichte der Erscheinung Jesu Christi verstehen lernte, wurde ihm alles klar. Gerade dies Zerschlagen Israels bahnte die Erfüllung der Verheißungen an. Das babylonische Exil, jenes an den Wassern zu Babel, wo die Harfen der Gefangenen Zions an den Trauerweiden hingen, so viel beweinte Ereignis, war der erste Anbruch der Morgenröte. Von da an wurden die Söhne dieses Volkes durch die Stürme der Weltgeschichte zerstreut über alle Welt. Und überallhin brachten sie zwei Dinge mit, die als kostbare Samenkörner in die aufgerissenen Furchen der Weltgeschichte gelegt wurden. Das war erstens der Glaube an den einen Gott, der Himmel und Erde geschaffen, und zweitens das erhabene Sittengesetz in den heiligen zehn Geboten. Die reine Bergesluft vom Sinai fing an, über die Sümpfe der sündigen Welt zu wehen und der Glaube Israels fand allerorten zahlreiche Verehrer. Die Hoffnung auf einen Retter, der aus Israel kommen sollte, ging wie ein Stern auf über den Völkern. In den Kirchen der durch die Welt zerstreuten Juden, den Synagogen, sammelte sich an jedem Sabbath ein großes Volk von Heiden wie in einem Vorhofe des Christentums und wartete auf den Heiland.

Konnte sich dem scharfblickenden Auge eines Paulus verbergen, was für eine göttliche Mission dem Judenvolke gerade durch Zerstörung seines heimatlichen Königreichs und durch seine Zerstreuung zugefallen war? Konnte er sich verhehlen, daß es diesen Beruf niemals würde erfüllt haben, wenn das alte Reich Davids nach wie vor glücklich und

ungehemmt auf Judas Bergen fortbestanden hätte? Hatte das Judentum seinen Johannes den Täufer am Jordan als Wegbereiter Christi gehabt, wohlan, so hatte auch die Völkerwelt ihren Vorläufer Christi gehabt, das zerstreute Judenvolk. Dieser Johannes der Täufer war im Judentum über Städte und Inseln, über Länder und Meere vorausgeeilt. Auf den Weltstraßen waren sie als Kaufleute zu Wagen, zu Fuß, zu Schiff, in den Sklaventransporten waren sie mit Thränen als Kriegsgefangene dahingezogen, ohne zu ahnen, daß sie der „Knecht Jehovahs" (Jes. 52 und 53) waren, der den Weg bereiten sollte für den Herrn. Ein großer, mit tausend Zungen rufender Adventsprediger, so war Israel durch die Welt gezogen, in der damaligen Vielgötterei und Sündentrunkenheit, wie der Philosoph Lotze sich ausdrückt, „als das einzige nüchterne Volk mitten unter Taumelnden."

Dies war die Geschichtsphilosophie des Paulus, welcher vollen Ernst mit dem Gedanken machte, daß sich die Angeln der Weltgeschichte um die Person Jesu Christi drehen, und daß die ganze Geschichte der Welt, der Völker wie der einzelnen nur das Gewand der Geschichte des Reiches Gottes ist. Sonnenhell lag sie nun vor seinen Augen, die scheinbar so traurige Geschichte seines Volkes. Nicht um Abrahams Samen handelte es sich, sondern um das Reich Gottes. In Abraham hatte es klein angefangen, wie ein Bächlein in den Bergen, das zum gewaltigen Strome werden soll. Allmählich war es größer und größer geworden, und nun war es im Begriff, auszumünden in den weiten Ocean eines alle Völker umspannenden göttlichen Liebesratschlusses.

Das alles hatte Paulus während der Zeit seiner Zurückgezogenheit in Arabia und Tarsus in tiefem Schriftstudium manchmal erwogen. Hier aber in der jugendkräftigen Gemeinde von Heidenchristen in Antiochia hatte er zum erstenmal die Probe aufs Exempel. Noch nie war es ihm so

sonnenklar geworden wie hier, daß der große Weltplan Gottes unmöglich, wie seine Landsleute meinten, auf das kleine Palästina und das kleine Judenvolk beschränkt sein könne, sondern alle Nationen umfassen müsse. Hier sah er zum erstenmal Brüder und Schwestern sich sammeln, in deren Mitte man nicht mehr nach Jude noch Grieche, nach Knecht oder Freiem, nach Mann oder Weib fragte, sondern sie waren „allzumal Einer in Christo." Hier zeigte sich ihm zum erstenmal, welcher Verklärung und Veredelung diese von den Juden so verachteten heidnischen Nationen fähig waren, nachdem sie sich unter dem Kreuze Jesu Christi zusammengefunden hatten.

Gerade die innere Freiheit dieser Heidenchristen, die um so fröhlicher hineingriffen in die Gnadenschätze Jesu Christi, je mehr ihnen die eingebildete Gesetzes- und Ceremonialgerechtigkeit der Juden fehlte; gerade diese viel freiere Gestaltungskraft des christlichen Glaubens und der christlichen Sitte, die ungehemmt war von den oft bornierten Vorurteilen und Satzungen der Pharisäer, gerade das muß der Antiochener Gemeinde etwas Jugendfrisches verliehen haben, was der Jerusalemer Gemeinde fehlte.

Und diese freiere Luft, welche hier wehte, muß auch für Paulus selbst etwas geistig Befreiendes gehabt haben. Wäre er von Anfang an Glied der Jerusalemer Gemeinde gewesen und geblieben, er wäre in jenen engen und beengenden Schranken kaum jemals ein Paulus geworden.

Es erging dem Paulus und seinen Gefährten hier ähnlich wie unserem Dr. Martin Luther in den Tagen der Reformation. Noch war er gebunden und befangen in den beengenden Fesseln und Satzungen der römischen Kirche, als er sein Werk begann. Als er seine 95 Thesen anschlug, ahnte er selbst noch nicht, daß dies der erste Schritt war zu einer weltgeschichtlichen Bewegung. Aber die innere treibende

Kraft der Wahrheit führte ihn weiter bis zum Bruch mit Rom, bis zur vollen Entfaltung des reinen evangelischen Glaubens. So müssen auch die Leiter der christlichen Bewegung in der Millionenstadt am Orontes oft selbst überrascht dagestanden haben vor der neuen Entfaltung des Christentums in den Formen der griechischen Welt. Hier lernten sie erst ganz begreifen, daß das Christentum nicht nur ein Ableger des Judentums, sondern auch dem Judentum gegenüber etwas absolut Neues sei, wenn sie diesen wohlthuenden frischen fröhlichen Hauch evangelischer Freiheit und evangelischer Liebe verglichen mit dem noch unter manchen jüdischen Vorurteilen befangenen Wesen der palästinensischen Gemeinden.

Und niemand zog die Konsequenzen schärfer und energischer als gerade Paulus. Niemand begriff so deutlich wie er, daß die Befreiung des Christentums von den beengenden Schranken des Judentums die brennende Aufgabe der Zukunft sei. Und er war der Mann dazu, diese Überzeugung zu vertreten und durchzuführen, mochte es kosten, was es wollte. Er hat von da an der rückhaltlosen, begeisterten Durchführung dieses großen Gedankens sein ganzes Leben gewidmet. Diese gleichmäßige Berufung aller Völker, ob Juden oder Griechen oder Barbaren, hat er von da an auf seine Fahne geschrieben und hat sie tapfer verfochten gegen Freund und Feind. Er hat selbst, so schmerzlich es ihm auch sein mochte, den Konflikt mit den Jerusalemer Aposteln (Gal. 2, 13 ff.) nicht gescheut, wenn es diesen großen Gedanken seines Lebens galt, den sie immer noch nicht ganz zu erfassen vermochten. Er hat darüber sein Leben lang die Märtyrerkrone getragen, denn die ganze Kette von Verfolgungen, Mißhandlungen und Gefangenschaften seines Lebens haben ihm nicht die Heiden, sondern allemal die Juden und engherzige Judenchristen verursacht. Ja das Festhalten an diesem großen idealen

Gedanken seines Lebens, den er im Römerbriefe als seine Lebensaufgabe bezeichnet (Röm. 1, 5), ist schließlich daran schuld gewesen, daß er am Abend seines Lebens auf dem Tempelplatze in Jerusalem geschlagen und gefangen, in Cäsarea zwei Jahre lang eingekerkert wurde und schließlich in Rom als Märtyrer dieser großen und siegreichen Idee seines Lebens sein Haupt dem Schwerte des römischen Henkers beugte.

Gebahnte Wege.

Alle Völker der Welt müſſen in die Kirche Jeſu Chriſti herein gerufen werden, das war die Wahrheit, die Paulus in Antiochia klarer denn je erkannte. Und war dieſe Erkenntnis einmal da, drängte dann nicht die ganze Weltlage darauf hin, die große Aufgabe in Angriff zu nehmen? Hatte nicht Gott die Straßen der Welt geebnet wie noch niemals, um dem Evangelium von Jeſu Chriſto den Gang durch die ganze Welt zu ermöglichen, um endlich auf allen Bergen der Erde, nicht nur auf den paläſtinenſiſchen, das Wort des Propheten zu erfüllen: „Wie lieblich ſind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen?“

Da war zunächſt die Einheit des Reiches, welche der Ausbreitung des Evangeliums fördernd entgegenkam. Noch niemals, ſeit die Welt ſtand, weder vorher noch nachher, war faſt die ganze bekannte Welt zu einem einzigen Reiche zuſammengefaßt worden. Es iſt in der That merkwürdig, wie, nachdem vorher alles in der Welt gährte und kämpfte, ein Reich und ein Volk wider das andere, gerade genau bei der Ankunft Jeſu Chriſti alle Völker unter ein Scepter ver-

einigt werden mußten. Dem Weltevangelium sollte der Weg gebahnt werden. Und sobald die merkwürdige Einigung ihren Dienst gethan, sehen wir sie wieder zerfallen. Sobald das Christentum über das Heidentum auch äußerlich den Sieg davon getragen, teilt der erste christliche Kaiser das Reich wieder. Die Welt, die sonst niemals zusammen gehalten hat, wenn sie nicht der oberste Weltregent mit gewaltiger Hand zusammenzwang, fällt wieder auseinander. An Stelle des einen römischen Reiches stehen heute wohl 20 Reiche gegen einander. „Wie die Ströme im Meere," sagt Niebuhr, „so war die Geschichte der alten Völker im römischen Weltreiche eingemündet." Das ganze Mittelmeer, um dessen Ufer sich alle Kulturvölker der alten Welt gelagert hatten, war ein großer römischer Binnensee geworden. Wie viele Nationen liegen heute entzweit, eifersüchtig, in Waffen starrend um dasselbe Meer her: Spanier, Franzosen, Italiener, Österreicher, Türken, Egypter, Engländer! Damals trat der Wanderer, ob er auch von einem Ende des Meeres zum andern segelte, an jedem Ufer auf römischen Boden. Die Wogen von Gibraltar schlugen ebenso gut an Roms Gebiet wie die blauen Wasser von Ostia und Neapel, wie am Delta des Nil und wie die Brandungen von Joppe und Antiochia. Die Apostel konnten frank und frei fast die ganze bekannte Welt durchziehen, ohne an eine Landesgrenze zu kommen.

Damit hing zusammen der allgemeine Weltfriede, der der Ausbreitung des Evangeliums außerordentlich zu statten kam. Mochten sich auch an den fernen Grenzen die Legionen mit widerspenstigen Völkerschaften herumschlagen, im weiten Reiche herrschte Friede. Das eiserne römische Scepter hielt allenthalben die berühmte pax romana aufrecht. Die Straßen der als Straßenerbauer rühmlich bekannten Römer verbanden die fernsten Länder. Handel, Schiffahrt, Reisen, Weltverkehr waren in einer Weise erleichtert, wie man's früher niemals

für möglich gehalten hätte. Auf Roms trefflichen Straßen konnten die Apostel vom Euphrat bis Spanien reisen, ohne durch die Kriegshändel der Welt an ihrem friedlichen Zuge gehindert zu werden.

Und nicht minder vorteilhaft war für die Ausbreitung des Evangeliums die Thatsache, daß es damals zum erstenmal eine Weltsprache gab, die man überall verstand. Die ganze gebildete Welt war des Griechischen mächtig. Es war, als habe die Vorsehung für einige Zeit die babylonische Sprachenverwirrung auf Erden aufgehoben, damit alle Welt der Verkündigung der Boten Christi lauschen könne. Paulus konnte von Damaskus bis nach Gades in Spanien in griechischer Sprache predigen.

So hatte Gott alle Umstände der Weltlage und des Völkerverkehrs gerade in dem Augenblick der Weltgeschichte eintreten lassen, wo Jesus vor seiner Himmelfahrt seine Apostel hinaussandte „in alle Welt.“ Einige Jahrhunderte früher hätte eine solche Aufforderung gar keinen Sinn gehabt. Jetzt aber, nachdem als Knechte Gottes Alexander, Pompejus, Cäsar, Augustus und die gewaltige Erscheinung des römischen Imperiums die Straßen für das Evangelium gebahnt hatten, konnte das Evangelium wie auf Windes Flügeln von Land zu Land, von Meer zu Meer eilen. Man müßte blind sein, wollte man in diesen in der Weltgeschichte einzig dastehenden Konstellationen die waltende Hand Gottes verkennen. Paulus jedenfalls erkannte sie in alledem deutlich, und alles, alles schien ihn mit tausend Stimmen hinauszurufen in neue Bahnen, in seinen großen Beruf unter den Völkern des römischen Reiches.

Und dasselbe sagte ihm jeder Blick auf die eigene Gemeinde in Antiochia. Wie mächtig pulsierte schon in der großen brausenden Weltstadt die Bewegung, die vor zwölf Jahren so unscheinbar an den stillen Ufern des Sees

Genezareth begonnen hatte! Der junge Adler war flügge geworden und war ungeduldig, sich aufzuschwingen und seinen Flug auszudehnen bis an die Enden der Erde.

Und wenn Paulus zuweilen auf dem Berge Casius südlich von Antiochia stand, da mag sein Auge oft in die Ferne geschweift sein. Da sah er hinter dem Amanus mit seinen Eichen, Weißtannen, Buchen, Eschen und Cedern die fernen Schneehöhen des Taurus in Kleinasien, zu dessen Füßen seine Heimatsstadt lag. Dort hinter jenen Bergen lagen Länder, von denen er von Jugend auf immer wieder gehört hatte, Galatien, Lykaonien, Pisidien, Phrygien. Und dort zur Linken tauchte aus dem Meere, wie eine Harfe gestaltet, das schöne Cypern am fernen Horizonte auf. Und hinter der Insel sah er im Geiste weite Länder liegen, Griechenland, Italien, Rom. Sollten sie nicht alle ebenso wie Antiochia das Evangelium hören? Und sollte er's nicht thun? War's ihm nicht schon in Damaskus aufgetragen worden?

In solchen Stunden ergriff den Apostel eine innere Unruhe, die er nimmer los werden konnte. Es war wie ein magnetischer, unwiderstehlicher Zug in die Ferne, der ihn hinauszog, hinaus in ferne Länder, hinaus übers weite Meer!

Äußere Aufforderungen.

Täglich kam das ganze Leben in Antiochia dieſem Zuge in die Ferne zu Hilfe. Denn die Fäden ihres Handels und Verkehrs verbanden die ganze Stadt mit der ganzen übrigen Welt. Zwar die großen Kriegs- und Handelsflotten gingen in Seleucia vor Anker. Aber auch der Orontes war ſchiffbar. Eine Menge von kleineren Handelsſchiffen lagen auf beiden Ufern des Stromes vor Anker.

Oft, wenn Paulus durch die Straßen ging und am Quai vorüberkam, ſah er die Schiffe, beladen mit den Koſtbarkeiten fremder Länder. An der großen Orontesbrücke, an den Werften ſtand Schiff an Schiff. Und weiterhin ſah man namentlich von höher gelegenen Punkten z. B. von den Stadtquartieren auf dem Mons Silpius aus den ganzen unteren Lauf des Orontes entlang oft endloſe Züge von bewimpelten Schiffen hinabfahren oder herauffahren vom Meere. Da waren Schiffe von Tarſus, von Epheſus, von Korinth, von Puteoli und Rom, ja ſogar von Marſeille in Frankreich, von Valencia oder Malaka in Spanien. Die Antiochener

Großkaufleute hatten ja ihre Niederlagen und Faktoreien an allen wichtigen Plätzen des Mittelmeeres. Und wenn Paulus später eine Sehnsucht hat, das Evangelium selbst am Ende der Erde im fernen Spanien zu verkündigen, — wer weiß, ob nicht der erste Keim dazu hier in Antiochia in seine Seele gefallen ist, wenn er die spanischen Kauffahrer an den Docks von Antiochia einlaufen sah. Der Verkehr mit Ostia und Rom und nach Puteoli, der mächtigsten Handelsstadt des Abendlandes, war ungemein lebhaft. Aber auch nach Dalmatien und Dacien waren die Warenschiffe von Antiochia befrachtet, nach Gallien und Germanien, nach Bordeaux, Lyon, Trier, Paris. Die Einheit des Reiches, die Geringfügigkeit der Zölle erleichterte den Handel nach allen Richtungen.

Wie oft mag Paulus sinnend am Quai gegangen und die zahlreichen Schiffe und Masten angeschaut haben. Da zogen sie hin mit ihren lustigen Wimpeln! Da sah er, wie man alle erdenklichen Waren aus aller Welt aufstapelte und verlud, um sie hinauszutragen in die weite weite Welt, Korn, Spezereien, indische Gewürze, Kleider, Seidenstoffe, Tuche, Felle und Lederartikel —, alles, alles, nur, dachte er, das Evangelium wollte niemand übers Meer tragen. Alle anderen kostbaren Handelsartikel, nur die eine köstliche Perle nicht! Und wenn er das sah und immer wieder sah, dann sagte ihm eine innere Stimme im Andenken an seinen Auftrag von Damaskus immer lauter: Du bist der Mann! Du mußt hinausfahren mit diesen Schiffen und der Welt die kostbarste Ladung bringen! Haben sie das Wort hier in dem sittenlosen Antiochia angenommen, wie vielmehr draußen in der weiten Welt!

Und warum ging man denn nicht hinaus? Waren denn nicht die Schiffe bereit? Waren denn nicht die Straßen der Welt offen? War es nicht das letzte Anliegen Jesu gewesen: „Gehet hin in alle Welt?“ Warum hatte die Kirche

dieſe große Aufgabe, die Ihm ſo ſehr am Herzen lag, noch nicht angefaßt?

So ſchien ihm denn zuletzt jedes Schiff, das den Orontes hinabfuhr, eine Mahnung und ein Vorwurf zu ſein, der ihn trieb, endlich die allzu lange verſäumte Pflicht ernſtlich anzufaſſen, endlich ſein Heidenapoſtolat zu erfüllen.

Wir werden kaum irre gehen, wenn wir annehmen, daß dieſe Gedanken ſchon lange im Herzen des Apoſtels arbeiteten, bevor ſie zur Ausführung kamen, und daß er ſelbſt die Seele derer war, die eines Tages in der Gemeinde faſtend und betend zuſammenkamen und ſo im Gebete durch den heiligen Geiſt die fröhliche Gewißheit erhielten, daß ſie nun das große Werk anfaſſen ſollten. Möglich, daß Paulus eines Sonntags in ſeiner Gemeinde über das letzte Wort des Herrn geredet hatte: „Gehet hin in alle Welt!“ Möglich, daß er ihnen in zündenden Worten die unternehmungsluſtigen Kaufleute ihrer Vaterſtadt vor Augen geſtellt, die ſich durch keine Mühe und Gefahr davon abhalten ließen, kühn hinauszufahren übers Meer, um ihre Waren, Leinen, Seide, Felle, Korn abzuſetzen und dafür Schätze und Gold heimzubringen. Sollten da nicht auch die ſo reich begnadigten Chriſten hinausziehen, um Handel zu treiben für die Ewigkeit, um das köſtlichſte Getreide, das Lebensbrot des Evangeliums hinauszutragen und dafür die edelſten Schätze, Menſchenſeelen, ja ganze Nationen heimzubringen in die Scheunen des himmliſchen Herrn der Kirche?

Das alles iſt gewiß ſehr wahrſcheinlich. Denn wenn wir auch aus der Apoſtelgeſchichte wiſſen, daß der heilige Geiſt die Antiochener angetrieben hat, das Miſſionswerk zu beginnen, ſo pflegt doch der heilige Geiſt nicht unvermittelt zu wirken, ſondern durch die Menſchenherzen, die er erleuchtet und freudig macht zu allen beſten Werken. Darum mag es wohl ſein, daß es nach einer ſolchen Predigt war, als ſich

die ganze Verſammlung begeiſtert dieſer großen herrlichen Aufgabe bewußt wurde, die Gott gerade den Antiochenern zugedacht hatte. Aber ſchön iſt es wiederum zu ſehen, daß die dortige Chriſtengemeinde nüchtern genug war, bloß dem eigenen Enthuſiasmus noch nicht zu trauen. Faſtend und betend ſuchten ſie vielmehr eine höhere Gewißheit vor dem Herrn der Kirche. Und als dieſe ihnen geworden war, da gingen ſie freudig ans Werk.

So gingen denn die Antiochener allen ſpäteren Miſſionsgemeinden mit einem leuchtenden Beiſpiele voran. Sie gaben nicht nur ihren Miſſionaren alles Nötige für ihre Reiſe mit auf den Weg, nein, ſie gaben in größter Opferwilligkeit ſelbſt die größten unerſetzlichſten Beiträge für die Heidenmiſſion her: ihre beiden größten Männer, die ſie am liebſten für immer bei ſich behalten hätten, Paulus und Barnabas.

Dieſe beiden ordneten ſie ab mit Gebet und Handauflegung. Das war die erſte denkwürdige Einſegnung von Miſſionaren vor ihrem Auszuge in die Heidenwelt, ein Vorbild jeder Miſſionarsweihe auch in unſeren Tagen. Dieſe beiden Männer ſollten nun hinausziehen auf Antiochias Kauffahrtei-Schiffen, auf den Waſſer- und Landſtraßen der Welt als rechte Kaufleute Jeſu Chriſti den Völkern das Köſtlichſte auf offenem Weltmarkte umſonſt zu verkaufen, die „eine köſtliche Perle“ des Himmelreichs.

Die Abreise der Apostel.

So sehen wir denn die beiden Wanderer, Paulus und Barnabas, eines Morgens auf demselben Wege, aber in umgekehrter Richtung, dahingehen, auf dem sie ein Jahr vorher mit einander von Tarsus her gekommen sind.

Die Gemeinde mag sich noch einmal bewegt versammelt haben, um den beiden teuern Männern Lebewohl zu sagen. Und viele Gebete und Segenswünsche mögen sie aus diesem edlen Kreise begleitet haben auf ihrer ganzen Reise. Dann gingen sie draußen wieder über die Orontesbrücke an den Lagerplätzen und Warenballen der Karawanen vorbei. Freudiger denn je sah Paulus diesmal die lustigen Wimpel auf den Schiffen wehen. Ging er doch endlich auch hinaus, wohin sie ihn so oft gerufen hatten.

Die beiden Männer konnten Antiochia verlassen mit dem frohen Gefühl, nicht vergeblich gearbeitet zu haben. Ein lieblicher Gottesgarten war unter ihren Händen erblüht. Lebensbäume grünten am Ufer des Orontes, schöner als die Lorbeerbäume und Myrtenwälder von Daphne. Nur ein Jahr hatten sie in gemeinsamer Arbeit an der Gemeinde ge-

ſtanden. Und ſchon konnten ſie dieſelbe ſich ſelbſt und ihren bisherigen Gehilfen überlaſſen und hinausziehen, um auch anderen Völkern das Evangelium zu bringen.

Sie ahnten wohl beide nicht, was für einen weltgeſchichtlichen Gang ſie thaten, als ſie wie vor einem Jahre wieder mit einander durch die balſamiſchen Gärten von Antiochia, über das Hügelland hinweg, hinunterzogen nach Seleucia, um von dort aus zunächſt nach Cypern zu ſegeln. Das war die Inſel, die Paulus von den Höhen bei Antiochia manchmal geſehen, als winkte ſie ihm, zu kommen. Das war zugleich des Barnabas Heimat. Es lag ihnen daher nahe genug, ihre Reiſe vor allem dorthin zu lenken. Ja, ſie ahnten nicht, welche Weltumwandlung durch dieſe Reiſe angebahnt wurde. Aber wir, die wir es heute wiſſen, welche Segensſtröme davon ausgegangen und auch unſere heimatlichen Berge und Thäler erreicht haben, wir ſegnen jenen großen Tag, obgleich uns kein Geſchichtsſchreiber ſein Datum aufbehalten hat. Bewegt ſchauen wir den beiden Wanderern noch heute nach, die ſo mutig hinausziehen, ohne Schutz, ohne Gefolge, ohne Anſehen, ohne Armee, und doch auf ihren Schultern tragen das Glück der Welt, den Frieden der Völker, die Heilsbotſchaft, in welcher alle Nationen an allen Ufern und Küſten der Erde die Erfüllung ihrer tiefſten Sehnſucht finden ſollen.

„Glück zu! Glück zu! ihr mutigen erſten Miſſionare!“ ſo rufen wir ihnen dankbar zu. Zieht fröhlich hinaus auf die Meere, über die Länder! Unſichtbar zieht vor euch her der Herr der Herrlichkeit. Unſichtbar tragen die Engel vor euch her die ſiegreichen Paniere des Evangeliums. Unſichtbar ziehen mit euch die Heere Gottes, denen er befohlen hat, daß ſie euch behüten auf allen euren Wegen, daß ſie euch auf den Händen tragen und ihr euern Fuß nicht an einen Stein ſtoßet! Und hinter euch her hallen von Jahrtauſend zu

Jahrtausend die jubelnden Grüße von Millionen von Menschen und Menschengeschlechtern, die den Tag segnen, da ihr auszogt aus den Mauern von Antiochia, um den Frieden zu verkündigen, — hinaus in alle Welt!

* * *

In Antiochia aber blühte die Gemeinde weiter, und noch mehr als einmal hatte sie die Freude, den teuern Paulus längere Zeit in ihrer Mitte zu haben, wenn er von seinen Missionsreisen zurückkehrte, um nach stürmischen Arbeitstagen wieder unter den alten Brüdern in seiner ersten Gemeinde zu weilen.

Hier, wo die christliche Kirche ihren Namen erhalten hat, hatte sie von nun auch ihre zweite Heimat. Denn über Jerusalem kamen drohender und drohender die Wolken eines letzten furchtbaren Sturmgewitters, und schon lebte der Mann, der es zerstören und alle seine Herrlichkeit in ein Flammengrab legen sollte. Jahrhunderte lang hat sich in Antiochia eine würdige Christengemeinde gehalten. Unter den Gemeinden der ersten Christenheit leuchtet ihr Stern freundlich herüber bis in unsere Tage. Viele Märtyrer haben in den Zeiten der Verfolgung ihren Glauben hier mit dem Tode besiegelt und dem hier zum erstenmal genannten Christennamen durch einen mutigen freudigen Tod Ehre gemacht. In dem ungeheuern Amphitheater, an dem Paulus einst manchmal vorübergegangen war, wurde siebzig Jahre später im Jahre 115 bei einem Besuche des Kaisers Hadrian in Antiochia der treue Bischof Ignatius den Löwen vorgeworfen.

Und später, als in der morgenländischen Kirche ungesunde und unchristliche Spekulation immer mehr überhand nahm, da hat diese Gemeinde der berühmten Antiochener Theologenschule einen Rückhalt geboten, jener Schule, welche in nüchterner klarer Weise eine gründliche wissenschaftliche

Auslegung der heiligen Schrift trieb und damit eine ferne Vorläuferin der evangelischen Kirche wurde. Es war, als ob der gesunde biblische Sinn des Paulus selbst in den Zeiten steigender Verwirrung, Streit- und Herrschsucht wie ein nachbleibender Segen über dieser Gemeinde schwebte.

Auch auf ihren Kanzeln leuchteten manche berühmten Männer der alten Kirche. Hier hat Johannes Chrysostomus seine ersten zündenden Predigten vor Tausenden von dichtgedrängten Antiochenern gehalten, bevor er auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel erhoben und mit der Dornenkrone des Weltbistums geziert wurde, die er endlich in der Verbannung in der einsamen fernen Steppe als alter Mann mit der Märtyrerkrone vertauschen durfte mit dem Rufe: „Gelobt sei Gott für alles!“

Später wurden die Einflüsse der immer tiefer sinkenden byzantinischen Kirche immer mächtiger. Das Salz der Gemeinde wurde darunter in der immer sittenlosen Stadt dumm. Die edlen Lehrer der Antiochener Schule mußten nach dem persischen Osten flüchten. Wie fast die ganze östliche Kirche ging auch die Gemeinde von Antiochia in einen Zustand sittlicher Fäulnis über. Es war daher nach den ewigen Gesetzen des Weltregenten nur die notwendige und unausbleibliche Strafe, wenn im siebenten Jahrhundert die wilden Araberstämme mit dem fanatischen Kriegsrufe des Islam auch über Syrien hereinbrachen und der faul gewordenen Kirche ein Ende machten. Die Ehre Gottes und des Namens seines Sohnes verlangten die Vernichtung dieser morschgewordenen Kirche, die den Namen Christi in der Welt schändete, da kein Ruf zur Buße mehr Beachtung fand.

Auch die Kreuzzüge, welche in Antiochia christliche Herrschaften begründeten, haben mit ihrer verfehlten Idee, durch Blutvergießen, Metzeleien und oft unerhörte Greuelthaten Christi Reich zu begründen, hier natürlich ebenso wenig etwas

gebessert wie im ganzen Morgenlande. Sie haben Festungen zerstört, sie haben wacker auf die „verfluchten Heyden“ losgeschlagen, sie haben die Straßen Jerusalems mit Bächen von Blut gefüllt, unmittelbar ehe sie mit frommen Gesängen ins heilige Grab einzogen. Aber das Evangelium des Friedens, das dort einst am Kreuze vollbracht wurde, haben sie dem Morgenlande nicht gebracht.

Und heute? Zwar jene Landschaft von Antiochia im Thale des Orontes zwischen den Höhenzügen des Amanus und Casius ist heute noch ein Juwel des ganzen Morgenlandes. Noch sechs Stunden stromaufwärts magst du gehen, da grünt und blüht es noch immer allerorten. Aber trittst du an die Stätte der einstigen Weltstadt selbst, da sieht es gar anders aus. Auf dem Weichbild der alten Millionenstadt stehend magst du dich wohl fragen, ob es nur ein Traum ist, daß hier in dieser Einöde einst alle Pracht und Herrlichkeit der Erde zu schauen war, daß hier einst Tausende von Häusern, Palästen und Tempeln gestanden haben. Begraben ist das herrliche Antiochia, und seine Herrlichkeit haben die Stürme der Jahrtausende dahingeweht wie Spreu. Verstummt ist das geschwätzige Murmeln der Brunnen und Fontänen, verschwunden das liebliche Daphne mit seiner Zauberpracht, zertrümmert auch die gewaltige Kirche des Chrysostomus. Die Hand der Eroberer und noch mehr die Erschütterungen gewaltiger Erdbeben haben die fürstliche Stadt vom Erdboden vertilgt. Nur noch wenige Trümmer zeugen von verschwundener Pracht.

Das heutige Städtchen, Antakia genannt, ist ein elendes Nest. Ein paar tausend Einwohner hausen da an Stelle der Millionen dahingerauschter Jahrhunderte. Über die Lehmhäuser und die schmutzigen Gassen von Antakia hinweg, in denen man einer verkümmerten Einwohnerschaft begegnet, schauen dich einförmige Moscheen und kunstlose Minarete an.

Den Halbmond ſiehſt du überall an Stelle des Kreuzes, welches der Apoſtel Paulus vor faſt 2000 Jahren mit ſeinen Freunden Barnabas, Lucius und Manahen ſo freudig auf den Höhen dieſer Stadt aufgepflanzt hat. Dann wirſt du dir mit Wehmut deſſen bewußt, daß eine große Weltperiode über den Oſten dahin gefahren und zu Grabe gegangen iſt, zu Grabe mit den vielen vielen Chriſten, deren Leiber da drunten im weiten Thale begraben liegen und entgegenſchlummern dem Tage der Auferſtehung.

Tiefe Stille, eine Kirchhofſtille, herrſcht an der Stätte der einſt ſo rauſchenden heidniſchen Feſte und der glänzenden Ovationen, die hier den römiſchen Kaiſern ſo oft gebracht wurden und an Stelle der bewegten chriſtlichen Feſtfeiern der prächtigen kirchenreichen Weltſtadt. Nur der Ruf des muhammedaniſchen Muezzin ſchallt ſiegesbewußt hinaus in das einſame ſtille Thal des Orontes und hinauf zu den Abhängen des Mons Silpius, auf deſſen Höhe einſt Kaiſerpaläſte und herrliche chriſtliche Kirchen, von der Sonne des Südens vergoldet, hinabgeſchaut haben in das nun von aller Welt vergeſſene Thal.

Schluß.

Und nun, teurer Leſer, ſoll ich mit dieſen trüben Bildern ſchließen? Dieſe wehmütigen Grablieder über den Hügeln des alten Antiochia, deſſen Name in der heutigen Weltgeſchichte ausgelöſcht iſt, ſollen ſie unſer letzter Klang ſein?

O nein! Uns iſt ein anderer Schluß gewieſen. Die Zeichen der Zeit weiſen ja auf ein Anderes, auf ein Neues. Wir ſind dem Gang der Dinge bis hierher nicht gefolgt, nur um uns mit intereſſanten Ereigniſſen vergangener Jahrhunderte zu unterhalten, ſondern um uns von neuem der großen Reichsaufgaben bewußt zu werden, die heute wie damals der Chriſtenheit vom Herrn der Kirche aufgetragen ſind. Wohl war es damals eine große Zeit, in welcher die Gemeinde in Antiochia gegründet und damit in den Boden der Völkerwelt das Senfkorn gelegt wurde, das nun zum weithin ſchattenden Baume

geworden ist. Wohl war es eine große Zeit, als dort unter den Gebeten der jungen Antiochener Gemeinde das erste große Missionsjahrhundert eröffnet wurde. Wohl hatte Gott dem Evangelium die Straßen der Welt wunderbar geebnet durch die Einheit des Reiches, die pax romana, die einheitliche Weltsprache, die großartige Entwickelung und Erleichterung des Weltverkehrs.

Aber ist es denn heute nicht wieder ebenso seit langer langer Zeit? Leben nicht auch wir in einem Missionsjahrhundert, dem Gott seine Bestimmung deutlich an die Stirn geschrieben hat? Wieder ist die Welt offen wie niemals seit jener Zeit. Wieder sind die Verkehrsmittel in noch nie dagewesener Weise gehoben. Wieder sind die Handelsstraßen gebahnt von einem Ende der Erde bis zum anderen, und neue Weltteile sind inzwischen hinzugekommen. Die Schranken von Raum und Zeit sind in einer Weise überwunden, wie es sich unsere Väter höchstens in ihren Märchen haben träumen lassen. Selbst der Blitz muß dem Menschen dienstbar sein, um sein Wort mit des Gedankens Schnelle um den Gürtel der Erde zu tragen. Die Dampfrosse eilen. Die Telegraphen und Telephone reden in tausend ehernen Zungen. Millionen von Rädern und Schrauben drehen sich in jeder Minute, um den riesigen Weltverkehr zu bewältigen. Millionen von Briefen laufen stündlich mit der Weltpost über Länder und Meere. Kein Land mehr auf Erden, das man nicht in wenigen Wochen erreichen könnte. Entdecker haben die entlegensten Thäler und Winkel aufgesucht. Die chinesischen Mauern sind gefallen. Die Sprachenschranken sind aufgehoben, mehr denn je. Gottes Wort, die Briefe des Apostels Paulus, der damals vom Hafen von Seleucia hinaussegelte, sind wie mit einer himmlischen Weltpost, „als ob die Engel Botenläufer

gewesen," in mehr denn 300 Sprachen bis in die entlegensten Thäler der Welt befördert.

Gewiß, es hat eine merkwürdige Stunde in der Weltgeschichte geschlagen, eine Stunde von ähnlicher Bedeutung wie vor 1800 Jahren. Sollte die Vorsehung das Alles nur dazu geschaffen haben, um dem Handel und Erwerb der Nationen zu dienen, um uns Kaffee und Reis und Indigo aus fernen Ländern zu bringen und ihnen unser Pulver und unsere industriellen Produkte? Das glaube, wer will! Wer an einen ewigen Ratschluß Gottes glaubt, in Christo alle Völker zum Heil und zur Seligkeit zu führen, der kann es mit Händen greifen, daß heute wieder ein Missionsjahrhundert angebrochen ist, großartiger, umfassender, verheißungsvoller, als jemals eins da gewesen ist.

Die alte Abrahamsverheißung, daß durch Christum, den „Samen Abrahams", die Gnade Gottes zu allen Völkern kommen soll, beginnt sich in herrlicher Weise zu erfüllen. Die Christenheit hat sich lange genug mit unfruchtbaren dogmatischen Zänkereien aufgehalten. Die Folgen davon stehen in der einstigen Kirche Asiens und Afrikas in erschütternder Weise vor uns. Sie sind vom Sturme des göttlichen Strafgerichtes hinweggefegt.

Heute erinnert sich die Kirche wieder des letzten Vermächtnisses ihres göttlichen Meisters. In die letzte Bitte hat er das Größte gelegt: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!" Nun, Gott soll uns nicht umsonst die Wege dazu gebahnt haben. Die Schiffe sollen nicht umsonst dahineilen. Die Eisenbahn soll nicht umsonst mit eisernem Strange die Länder umspannen. Der Kaufmann zieht mit Einsetzung seines Vermögens und seines

Lebens hinaus, um sein unsicheres Gut zu vermehren, — und wir sollten uns nicht auch aufmachen? Durch einen starken Arm ist uns der Weg bereitet — und wir sollten träge stehen und nichts thun?

Wohlauf! Wohlauf! Laßt auch unter uns wieder Männer erstehen, die unbekannt und ungeachtet wie einst Paulus und Barnabas hinausziehen und die Fahnen ihres himmlischen Königs in ferne Länder tragen! Wohlauf, laßt auch unter uns wieder Gemeinden erstehen, die wie die Antiochener ihr Bestes, ihre trefflichsten Männer hinaussenden in die Heidenwelt! Laßt auch unter uns wieder opferfreudige Gemeinden erstehen, welche, wie die Gemeinden in Antiochia, Macedonien und Achaja, von dem Geld und Gut, das ihnen Gott zur Haushaltung geliehen, ihre Gabe freudig zusammenlegen, um das edle Werk zu fördern, in dem man auch heute auf vielen Missionsfeldern mit Thränen säet und das alte Wort des Paulus erfährt: „Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen.“

Hinaus in die alte Heimat des Paulus, hinaus in das unglückliche Morgenland nach Syrien und ins heilige Land, hinaus nach Afrika und Asien, hinaus nach Ceylons Palmenstrand und zu den schmachtenden Völkern von Polynesien und bis ans Ende der Erde. Laßt uns sie grüßen als unsere Brüder und Schwestern und als Träger unserer Arbeit, die Tausende von Missionaren unterm Äquator, unter Indiens Palmen, auf des Nordpols starrenden Eisfeldern, im fernen stillen Ocean! Laßt uns in den Missionsblättern dankbar und begeistert ihren Schritten folgen und das Vordringen der Avantgarde Jesu Christi auf Erden mit hoher Freude beobachten, wie sie von Jahr zu Jahr immer weiter siegreich hineintritt in die Reihen des Götzendienstes und des Aberglaubens. Apostelfahrten, Apostelfahrten sind's, auf denen

ſie dahingehen gleich Paulus und Barnabas, und wir ſtehen von ferne und rufen ihnen zu:

Weht, weht ihr luſtgen Winde
Sein Wort von Land zu Land!
Tragt es, ihr leichten Wellen
Bis zu dem fernſten Strand!
Bis alle laut bekennen,
Daß Er allein der Herr!
Und alle Knie ſich beugen
Zu unſres Gottes Ehr!

Anhang.

Ich weiß ein Land auf Erden,
Geknechtet und verkannt,
Zu Trübsal und Beschwerden
Und Leidensnacht verbannt.
Und doch, dort hat gestanden
Ein Kreuz, so ernst und hehr,
Das nun in allen Landen
Ragt bis ans fernste Meer.

O lasset um die Wette
Den Geist der Liebe wehn,
Schließt eine Segenskette
Um jene teuren Höhn,
Bis den am Kreuz Erblaßten
In Seinem Heimatland,
Befreit von seinen Lasten,
Ein selig Volk erkannt.

Auch meine „Apostelfahrten“ kann ich nicht hinausgehen lassen in die Welt, ohne ihnen die Bitte an alle freundlichen Leser mitzugeben, daß der ganze Kreis der Leser, der sich hier hat ins Heilige Land versetzen lassen, zugleich werde ein Kreis von Freunden, die froh und freudig und dauernd mit die Hand an den Pflug legen, um den Samen des Evangeliums in frische Furchen des alten gelobten Landes zu werfen.

Auf apostolischen Pfaden laufen wieder die Boten, die den Frieden verkündigen. In Damaskus, wo Paulus bekehrt wurde, ist durch das Blut der Märtyrer vor 30 bis 40 Jahren das Samenkorn gelegt worden, aus dem der Baum des **Syrischen Waisenhauses**, der größten deutsch-evangelischen Missionsanstalt Jerusalems, emporgewachsen ist. Und bei Lydda, wo Philippus und Petrus predigten, ist die aufblühende landwirtschaftliche Kolonie des Syrischen Waisenhauses, wo evangelisch erzogene arabische Bauern angesiedelt werden sollen. Und über die Berge von Judäa, Samaria und Galiläa, über die wir in diesem Buche den Auferstandenen begleitet haben, ziehen die Evangelisten des Syrischen Waisenhauses und tragen seine Friedensbotschaft in die ärmsten Hütten.

Ist nicht das Heilige Land uns allen eine Heimat? „Siehe, das ist deine Mutter!“ so sprach der von Maria scheidende Heiland zu Johannes. Und auch jetzt noch, wo er, allen irdischen Verhältnissen entnommen, kein Palästinenser mehr ist, weist er durch jedes Evangelium, das wir lesen, den reichbegnadigten Johannes der evangelischen Kirche wieder und wieder auf jenes wunderbare Land im Osten und spricht, an den Ursprung der christlichen Kirche erinnernd: „Siehe das ist deine Mutter!“ Für diese deine Mutter, lieber Leser, wage ich mit diesen Worten an dein Herz anzuklopfen.

Das Syrische Waisenhaus in Jerusalem bedarf der thatkräftigen Hilfe der evangelischen Christenheit aufs dringendste, um seine große Mission zu erfüllen. Auf einem teuern, dem Leser dieses Buches längst vertrauten Boden ist das Haus gegründet. Da steht es auf seiner hohen Warte im Nordwesten der Stadt*), hinüberschauend zu den Kuppeln Jerusalems

*) Vgl. das nebenstehende Bild, das vom Ölberg aus aufgenommen ist. Das mit einem Turme gekrönte Haus rechts am Horizonte ist das Syrische Waisenhaus.

Jerusalem vom Ölberge aus. (Das Gebäude mit dem Turme rechts am Horizont ist das Syrische Waisenhaus.)

und auf die Berge des Landes Juda und Benjamin. So mancher Weg unserer Apostelfahrten hat uns da vorbeigeführt. Nicht weit davon muß der Hügel Golgatha gelegen haben und der Garten des Joseph, wo der Ostermorgen aufleuchtete für die ganze Welt. Die drei Emmaus-Wanderer sind über die Gärten und Felder des Syrischen Waisenhauses dahin geschritten. Von der ersten Pfingstgemeinde mögen manche da draußen, über Golgatha hinaus, gewohnt haben; denn die alten in vornehmem Stil ausgeführten Felsgräber in unseren Gärten lassen vermuten, daß zur Zeit Christi manche hervorragende Geschlechter von Jerusalem hier ihre Gärten und Villen hatten. Vom Himmelfahrtsberge aus hatte der Herr die Stelle des heutigen Syrischen Waisenhauses als den höchsten Punkt der Umgebung vor Augen. So ist das Haus umragt von heiligen Höhen und bedeutsamen Orten großer weltgeschichtlicher Ereignisse.

Zweck des Hauses ist nicht etwa, wie am ersten Anfang, nur Waisenversorgung, sondern die evangelische Mission im Heiligen Lande, die Hineinpflanzung des Evangeliums und der evangelischen Kirche in die ursprüngliche Heimat derselben durch evangelisch erzogene Landeskinder. Schon stehen über tausend arabische Männer auf den Höhen des Heiligen Landes als mehr oder minder geeignete Pioniere der evangelischen Kirche.

Aber lange Erfahrung lehrt uns, daß diese Zerstreuung auch ihre großen Gefahren hat. Bei dem Missionsfeste fürs Heilige Land, das der Vorstand des Syrischen Waisenhauses im Mai 1894 unter großer Beteiligung in Köln gefeiert hat, wurde neben dem Fortschreiten auf den bewährten alten Wegen die Verfolgung eines neuen Planes mit begeisterter Einstimmigkeit beschlossen. Mit unserer gründlichen Erziehungsarbeit haben wir bisher vorbereitend gewirkt und die evangelisch erzogenen und gewerblich ausgebildeten Jünglinge wieder ent-

lassen. Wir dürfen aber die Wohlgeratenen unter unseren Zöglingen nicht entlassen, sondern wir müssen sie festhalten. Vom Behauen der Steine im Erziehungshause müssen wir endlich zum Bau des Tempels selbst übergehen. Es muß eine evangelisch-arabische Gemeinde vor den Thoren Jerusalems entstehen, deren Glieder in unserer Anstalt erzogen sind. Das nötige Areal zu dieser Ansiedlung haben wir durch Jahre langes vorsichtiges Vorgehen bereits in Händen. Ein großer Landcomplex rings um das Missionshaus her ist unser Eigentum. Hier muß nun eine Anzahl von Häusern aufgeführt, den jungen mittellosen Handwerkern und Kaufleuten Anfang und Betrieb ihres Geschäftes erleichtert werden, damit so eine von Jugend an im Evangelium groß gewordene Gemeinde gepflanzt werde vor die Thore Jerusalems und grüne vor dem ganzen Lande wie eine Ceder Libanons.

Es handelt sich um einen neuen, wichtigen Vorstoß der evangelischen Mission im Heiligen Lande, die Begründung einer eingeborenen evangelischen Gemeinde vor den Thoren Jerusalems. Wer will nun mit in die Reihen treten, damit wir als eine rechte Kreuzritterschar die Banner des Evangeliums wieder hoch flattern lassen in jener Stadt, wo einst am Pfingstmorgen zum erstenmal die Fahnen der christlichen Kirche entrollt wurden, die seither siegreich von Land zu Land getragen worden sind? „Vexilla regis prodeunt“ d. h. „des Königs Banner ziehn voran!“ so singen sie drinnen in der Grabeskirche, wenn sie in feierlicher Prozession die Fahnen um das angebliche heilige Grab tragen. Wohlan, sei es denn in einem höheren Sinne auch unser tausendstimmiger Ruf für Jerusalem: Vexilla regis prodeunt!

Wer nun ein Herz hat für das Heilige Land, wer gerne mithelfen will, daß das Heimatland des Heilandes, der Bibel, des Christentums durch die evangelische Christenheit dem Evangelium wieder gewonnen werde, den bitte ich herzlich

um ein Scherflein, groß oder klein, um es nach Jerusalem zu senden. Jede, auch die kleinste Gabe für das wichtige Werk wird mit herzlichem Dank entgegengenommen vom Verfasser, Pastor Ludwig Schneller in Köln (nähere Adresse unnötig) und öffentlich bescheinigt vom Kassierer des Vorstandes, Herrn Julius Buddeberg in Köln. Der „Bote aus Zion", unser Blatt vom Heiligen Lande, das im Missionshause zu Jerusalem selbst gedruckt wird und neben den laufenden Mitteilungen über unser Missionswerk auch allerlei interessante Nachrichten aus Palästina enthält, wird jedem thätigen Freunde der Sache, der es beim Verfasser bestellt, gerne gratis und franco direkt von Jerusalem aus zugesandt.

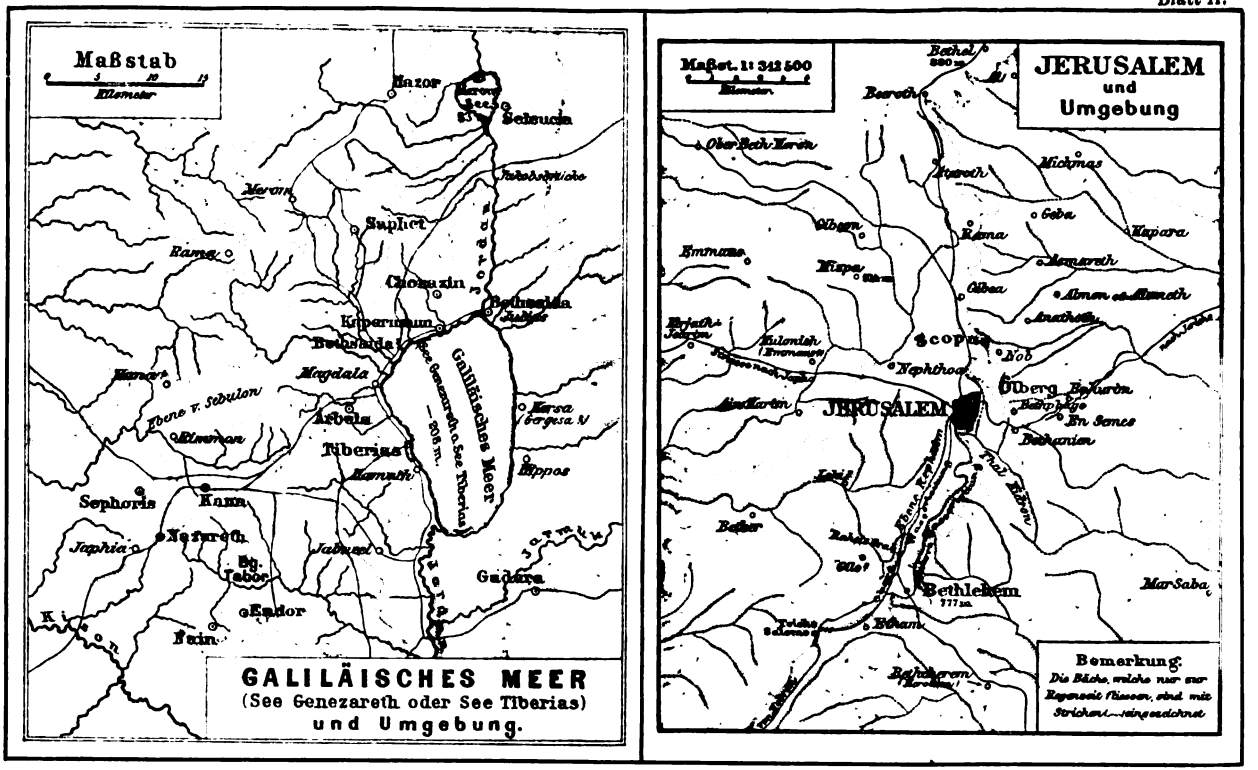
Köln im Juli 1894.

Ludwig Schneller.

Druck von Johannes Bredt, Münster i. W.

Bl. I.

Stuttgart, Privwürtt. Bibelanstalt.


Maßstab
Kilometer
Hazor
Merom See
Selsucia
Jakobsbrücke
Merom
Saphet
Rama
Chorazin
Jordan
Bethsaida
Kapernaum
Bethsaida
Magdala
Hanaa
Ebene v. Sebulon
Rimmon
Arbela
Tiberias
Hamath
Galiläisches Meer
See Genezareth o. See Tiberias
Kersa
Hippos
Sephoris
Kana
Nazareth
Japhia
Bg. Tabor
Jabuzel
Gadara
Endor
Kison
Nain
GALILÄISCHES MEER
(See Genezareth oder See Tiberias)
und Umgebung.
Maßst. 1: 312 500
Kilometer
Bethel
Beeroth
JERUSALEM
und
Umgebung
Ober Beth Horon
Ataroth
Michmas
Geba
Kapara
Gibeon
Rama
Emmaus
Mizpa
Asmareth
Gibea
Almon
Anathoth
Scopus
Nob
Nephthoa
Ölberg
Bahurim
En Semes
Bethanien
JERUSALEM
Thal Kidron
Ebene Rephaim
Bethlehem
Etham
Mar Saba
Bemerkung:
Die Bäche, welche nur zur Regenzeit fliessen, sind mit Strichen ... eingezeichnet

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Widmung 3
Vorwort 5

Ostern.

Der Kaiser auf Capri 9
Der hoffnungslose Ostersabbath 22
Die Auferstehung 33
Die ersten Nachrichten am Ostermorgen 38
Die erste Erscheinung am Ostermorgen 48
Die Erscheinung am Osternachmittag 55
Die Erscheinung in der Osternacht 77
Siegel am Grabe 85

Ostern am See Genezareth.

Die vierzig Tage 101
Die Erscheinung am See 108
Die Unterredung mit Petrus 119

Himmelfahrt 129

Pfingsten.

Die Rückkehr nach Jerusalem 145
Der Geburtstag der christlichen Kirche 157
Die Pfingstpredigt 163
Pfingstabend 171

Der erste Flügelschlag des Missionsgeistes.

Die Verfolgung in Jerusalem 179
Philippus in Samaria 190
Die Ankunft der Apostel 198

Seite

Das erste Morgenrot über dem dunkeln Weltteil.

Der Kämmerer vom Mohrenlande 205
Auf der Straße nach Gaza 208
Philippus 216
Die fröhliche Heimreise 221

Die Berufung des Reichsbannerträgers Jesu Christi.

Damaskus 229
Der Aufbruch nach Damaskus 242
Auf dem Wege nach Damaskus 247
In Damaskus 254
Nach Arabia 262
Rückkehr aus der Wüste 279

Die erste Predigt des Evangeliums am Mittelmeer.

Ankunft in Jafa 291
Petrus in Lydda 296
Petrus in Joppe 305
Der Ruf zur Predigt unter den Heiden 313

Tarsus.

Ankunft in Tarsus 323
Orientalische Gastfreundschaft 327
Trümmer aus alter Zeit 335
Die Stadt 340
Der Cydnus und das Meer 345
Paulus in Tarsus 353

Antiochia.

Seleucia 363
Die Entstehung der Gemeinde in Antiochia 368
Die Berufung des Paulus 374
Die Stadt Antiochia 379
Frohe Arbeit in Antiochia 388
Der Ausblick in die Heidenwelt 394
Gebahnte Wege 400
Äußere Aufforderungen 404
Die Abreise der Apostel 408
Schluß 414

Anhang 419